

Die Deutsche Sprache.

Von

August Schleicher.

Stuttgart.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1860.

303. a. 68.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vorwort.

Das vorliegende Werk hat einen doppelten Zweck. Es soll das Verfahren und die Ergebnisse der Sprachwissenschaft jedem Gebildeten zugänglich machen und zugleich das Wesen unserer deutschen Muttersprache in seinen Hauptzügen darlegen. Beides ward dadurch vereinigt, daß die deutsche Sprache gewählt ward, um an ihr die sprachwissenschaftliche Methode zu zeigen.

Diese Wahl brauche ich wohl nicht zu rechtfertigen. Es thut ja wahrlich noth, daß eine tiefere Einsicht in die sprachlichen Verhältnisse unseres deutschen Vaterlandes in weiteren Kreisen verbreitet werde. Ich will nur an Einiges erinnern, was dem Mangel an solcher Einsicht sein Dasein verdankt. Ich meine vor allem das widerliche Gespötte über unsere Mundarten. Findet der Nichtschwabe die folgerichtige Aussprache auch des silbeschließenden *st* wie *sch* nicht höchst lächerlich? Glaubte nicht ein jeder Nichtwestfale sich über des

Westfalen uralterthümliches sk für sch lustig machen zu dürfen? Dieser wechselseitige Spott über die Mundart, der zwischen den deutschen Stämmen leider obwaltet, ist kein harmloser Scherz; durch ihn wird vielmehr jener oft beklagte Particularismus der einzelnen Stämme unseres Volkes nicht wenig genährt. Nur durch Verbreitung klarer und richtiger Anschauung von Sprache überhaupt und vor allem von den sprachlichen Verhältnissen unseres deutschen Vaterlandes läßt sich diesem Uebel entgegenarbeiten. Wer einen Begriff vom Leben der Sprachen hat, wer da weiß, wie unsere Schriftsprache entstanden ist, der weiß auch, daß das Dasein unserer mannigfaltigen Mundarten wohl berechtigt und ihr Unterschied von der Schriftsprache eine Nothwendigkeit ist. Sollte das nicht jeder Deutsche wissen?

Vor allem auch zur richtigen Beurtheilung unserer eigenthümlich gestalteten Schriftsprache mit ihrer verwilderten, aber doch in langsamer Verbesserung begriffenen Schreibung¹ habe ich mich bemüht, den Leser in den Stand zu setzen.

Noch Eines. Wie Wenige vermögen die Dichtungen unseres Mittelalters, vor allem die Jedem zunächst in den Sinn kommende Nibelungen-dichtung in der Ursprache zu

¹ Für dieß Werk ward die jetzt gewöhnliche Schreibung des Neuhochdeutschen beibehalten, da eine richtigere, aber ungewöhnliche Schreibung für die Verbreitung desselben von Nachtheil sein dürfte. So ist ein Widerspruch zwischen dem im Buche Gelehrten und dem zur Anwendung Gebrachten entstanden, den der geneigte Leser entschuldigen wolle.

lesen, d. h. überhaupt zu genießen? Denn Uebersetzungen können hier keinen genügenden Ersatz bieten, weil, ohne fast völlige Bertöschung des eigenthümlichen Wesens der Urschriften, aus dem Mittelhochdeutschen in unsere heutige Sprache nicht übertragen werden kann. Die Ursache der Erscheinung, daß jene gefeierten Dichtungen so selten in der Ursprache gelesen werden, liegt hauptsächlich in der mangelnden Kenntniss der Sprache und des älteren Versbaues. Ich habe mich bemüht, die mittelhochdeutsche Grammatik und Metrik gründlich darzulegen und doch so bequem als möglich für den Leser erfaßbar zu machen.

Auf mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche Sprache beschränkt sich mein Buch. Hätte ein günstigeres Geschick die uralte volksthümliche Dichtung der althochdeutschen Zeit erhalten, so würden wir auch diese Periode des Lebens unserer Muttersprache in den Kreis der Darstellung gezogen haben.

Wäre es mir nicht geglückt, ein für jeden Gebildeten unserer Nation zugängliches und brauchbares Werk zu schreiben, so müste es als ein verfehltes bezeichnet werden, denn es hat keinen gelehrten, sondern nur einen nationalen Zweck. Ist es aber, daß mein Buch bei dem Leserkreise, für welchen es bestimmt ist, dem Gefühle der Werthschätzung und Heiligung unserer Muttersprache dadurch größere Berechtigung verleihen kann, daß es der deutschen Sprache Wesen erkennen und ihre Schönheit genießen lehrt, ist die vorliegende Schrift

so gethan, daß sie zur Klärung des deutschen Volksbewusstseins und zur Kräftigung des deutschen Nationalgefühles ein wenn auch geringes Scherflein beiträgt, so wird durch sie ein Zweck erreicht, der unvergleichlich hoch über dem der wissenschaftlichen Belehrung steht.

Jena, am 10. December 1859.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitendes.

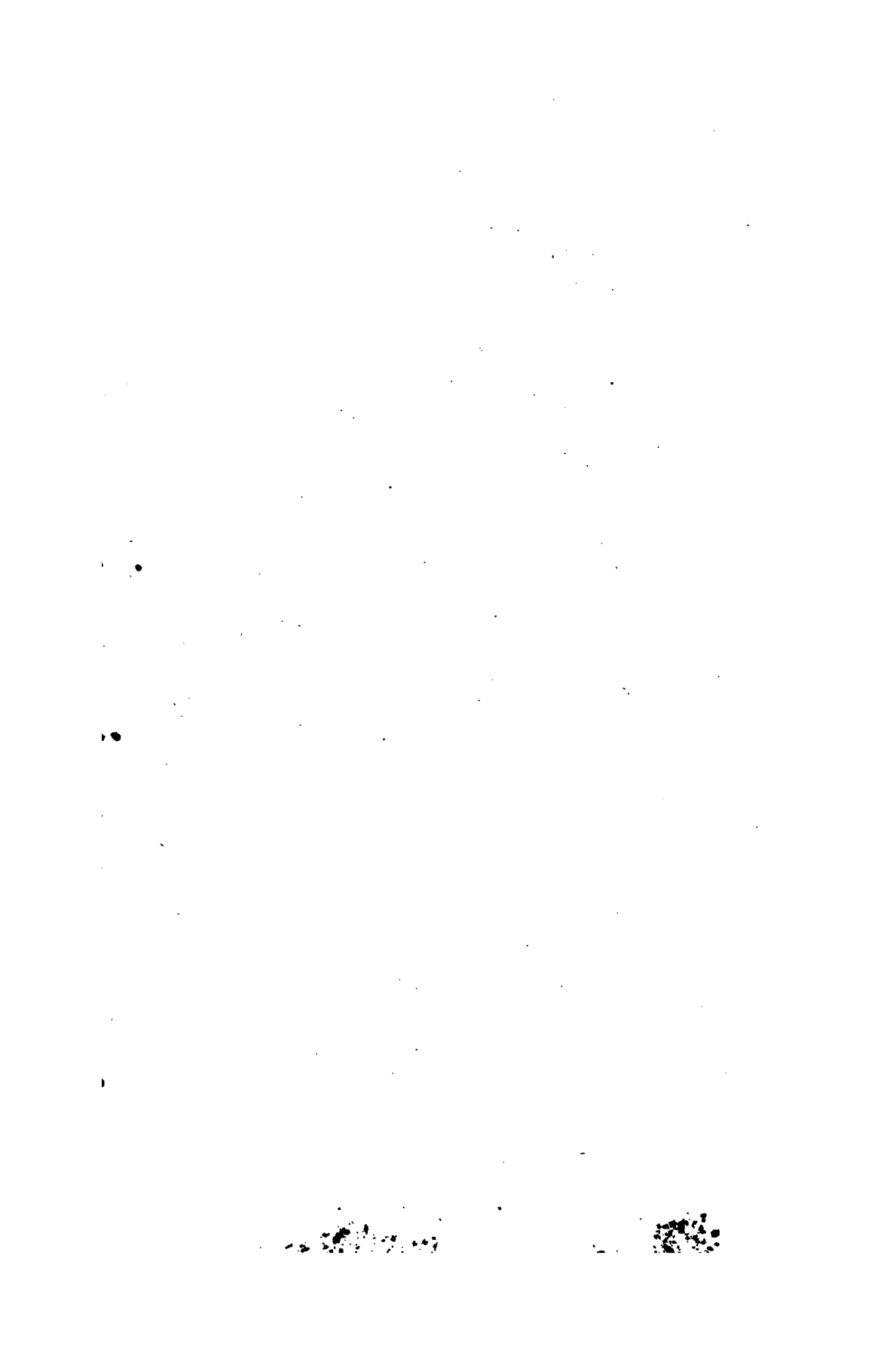
	Seite
I. Von der Sprache im Allgemeinen, von ihren verschiedenen Formen und Sippen	3
II. Vom Leben der Sprache	33
III. Vom indogermanischen Sprachstamme	71
IV. Von der deutschen Sprache	86
V. Von der hochdeutschen Sprache	95
VI. Von der Sprachwissenschaft	117

Mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche Grammatik.

I. Von den Vocalen	131
II. Von den Consonanten	195
III. Von den Wurzeln und den Wortstämmen	211
IV. Von der Wortbildung (von der Declination [Adverbia] und Conjugation)	235

Anhang.

I. Einiges aus der mittelhochdeutschen Syntax	291
II. Ueber die mittelhochdeutsche Verskunst	300
III. Wortverzeichnisse zur Lehre von der richtigen Schreibung des Neuhochdeutschen.	
1. Worte mit ie und Worte mit i	318
2. Worte mit ß und Worte mit ss, s	322
3. Worte mit berechtigtem, aber nicht mehr ausgesprochenem h	325
Nachträge	328
Register	329



Einleitendes.



1. Von der Sprache im Allgemeinen, von ihren verschiedenen Formen und Sitten.

Von den uns umgebenden Naturorganismen haben wir uns in der Regel ziemlich richtige Anschauungen erworben; die Naturwissenschaft unserer Tage hat überdies durch populäre Bücher aller Art mit großem Eifer dafür Sorge getragen, daß der Wissensdrang in dieser Richtung genährt und geweckt werde. Es gehört jedoch fast zu den Seltenheiten einen über den Bau und die Function seines eigenen Leibes halbwegs genügend Unterrichteten zu finden; gerade dieß uns zunächst Liegende, Nöthigste und Wissenswürdigste pflegt dem Dilettantismus unserer Gebildeten weniger genehm zu sein. Von allen Organismen aber gehen die sprachlichen unser innerstes Wesen am nächsten an; macht doch die Sprache erst den Menschen. Vom Wesen der Sprache, ihren Formen, Sitten u. s. f. weiß man aber in der Regel so viel als gar nichts; wer vom Bau der Sprache und von der wissenschaftlichen Darstellung derselben, von Grammatik, hört, wendet sich in der Regel von der dadurch geweckten Erinnerung an die qualvollen Zeiten, als *j'aime, tu aimes, mensa, mensae, τῦπτω, τῦπτεις* und andere Jugendlustverderber memorirt werden mußten, gerne wieder ab, freut sich mit dergleichen trockenem Kram nichts mehr zu schaffen zu haben und bedauert von Herzen den Mann, der „Grammatik“ sich zur ausschließlichen Lebensaufgabe gemacht hat.

In der Art und Weise, wie bis jetzt der Sprachunterricht fast allgemein ertheilt wird, liegt allerdings eine Berechtigung dieses gelinden Horrors vor Grammatik; daß man vom Wesen der Sprache

so wenig kennt, vom Organismus derselben so mangelhafte Anschauungen hat, ist theils eben die Folge des üblichen Schulunterrichtes, theils ist aber auch der Grund dieser Erscheinung darin zu suchen, daß es an allgemein verständlichen Büchern über sprachliche Dinge noch so gut als völlig gebricht. Die Wissenschaft der Sprache ist eben noch zu jung, als daß sie bereits in die Schule und in weitere Kreise den Weg gefunden haben könnte. Die räumliche Vertheilung der Sprachen auf der Erde, sowie die Schwierigkeit, von ihnen eine übersichtliche Anschauung zu erlangen, bringt es überdies mit sich, daß nur wenigen eine solche zu Gebote steht, während die andern Naturorganismen, wie Pflanzen und Thiere, sich vielfach überall unsern Blicken darbieten. So kommt es, daß Jedermann z. B. von dem Unterschiede einer Wasserlinse und einer Eiche oder von dem eines Regenwürmes und eines Rosses eine mehr oder minder entwickelte Anschauung besitzt, während es eine weit weniger geläufige Sache ist, daß es Sprachen gibt, die in ihrem Baue sich in ähnlich auffallender Weise unterscheiden, wie die genannten Naturwesen. Gesezt, es kennt Jemand alt- und neudeutsch sammt englisch, schwedisch, dänisch und holländisch, lateinisch und französisch, italienisch und spanisch, griechisch, slavisch, persisch und sanskrit, so ist er, trotz seines nicht geringen sprachlichen Wissens, doch nur einem solchen Pflanzkennner vergleichbar, dem außer Erbsen, Linsen, Wicken und Bohnen noch nie eine Pflanze unter die Augen gekommen wäre. Denn jene genannten Sprachen alle gehören, wie die aufgezählten Gewächse, zu einer und derselben Sippe. Nicht besser, als mit den Anschauungen von der Verschiedenheit der sprachlichen Formen, verhält es sich mit denen vom Wesen der Sprache überhaupt.

Es wird demnach, so bedünkt mich, nicht überflüssig seyn, wenn ich der Darstellung der deutschen Sprachverhältnisse einiges Allgemeinere vorausgehen lasse. Beginnen wir mit dem Allgemeinen, mit der Sprache überhaupt.

Was ist Sprache? Die populäre Definition „Sprache ist lautes Denken“ ist vollkommen richtig. Bleiben wir hierbei einen Augenblick stehen.

Die Sprache ist der lautliche Ausdruck des Gedankens, der mittelst des Lautes zur Erscheinung gelangende Denkproceß. Gefühle, Empfindungen und Willen drückt also die Sprache

zunächst nicht aus; die Sprache ist nicht der unmittelbare Ausdruck des Fühlens und Wollens, sondern nur des Denkens. Soll Fühlen und Wollen mittelst der Sprache zum Ausdruck gelangen, so kann dieß nur mittelbar geschehen, nämlich in der Form eines Gedankens. Der unmittelbare Ausdruck des Gefühls und der Empfindung sowie des Wollens und Begehrens findet nicht statt durch die Sprache, sondern durch Naturlaute, wie Schreien, Lachen und durch die Lautgebärden, durch die ächten Interjectionen, wie oh, i, ei u. s. f., pft, sch, st u. a. Diese, Fühlen und Wollen unmittelbar ausdrückenden Laute sind keine Worte, sind nicht Elemente der Sprache, sondern den Thierlauten ähnliche Lautgebärden, die wir neben der Sprache noch mit fortführen, aus denen man das minder menschliche, minder edle, leicht herausfühlt; wie sie denn auch mehr dem instinctiven Menschen (dem Kinde, dem ungebildeten oder von Schmerz und Affect überwältigten Menschen) geläufig zu sein pflegen, als dem gebildeten, im ruhigen Geleise des verfeinerten Lebens wandelnden. Diese Laute haben weder die Function noch die Form von Worten, sie stehen unter der Sprache.

Leicht nehmen aber solche Laute, ebenso wie die schallnachahmenden, die Form von Worten an, wie umgekehrt Worte interjectionale Form annehmen können (letzteres geschieht in vielen Sprachen im Vocativ und Imperativ, weil beide eben dem Ausdrucke des Fühlens und Wollens dienen und nicht eigentliche Glieder des Satzes bilden).

Der hörbare Ausdruck der entwickelteren Empfindungen aber ist nicht die Sprache, sondern die Musik.

Drücken wir unsere Gefühle durch die Sprache aus, so kleiden wir sie in die Form von Gedanken. Das stöhnende „ach, oh“ des Leidenden wird sprachlich ausgedrückt durch Aeußerungen wie „welcher Schmerz, hilf Himmel“ u. dergl., „sch“ des Stille Gebietenden durch „schweig, seid doch stille“ u. dergl. u. s. f.

Sprache ist also lautlicher Ausdruck des Denkens, lautes Denken, wie umgekehrt Denken lautloses Sprechen ist; daß man nur in der Sprache klar denkt, kann jeder leicht an sich selber wahrnehmen. Fassen wir die zwei bis jetzt gewonnenen Momente, welche die Sprache bilden, näher ins Auge, nämlich das Denken und den Laut.

Der Laut ist ein Erzeugniß der Thätigkeit unserer Sprach-

organe und seine Natur und Art, seine Verbindungen und Veränderungen sind durch die Beschaffenheit dieser Organe (Zunge, Kehlkopf, Rachen, Mundhöhle und Nase) bedingt. Das Denken ist Hirnthätigkeit, Bewegung des Geistes; beide, Denken und Laut, sind ihrer Natur nach etwas Zeitliches und die Mannigfaltigkeit der Laute und ihrer Verbindungen, die Flüchtigkeit des Lautes, die schnelle und vielfache Veränderung, deren er fähig ist, macht ihn vorzüglich geeignet zum Behuf des Denkens, das sich in keinem andern Medium so frei und schnell zu bewegen im Stande wäre. Wie plump ist die Gebärde, wie langsam die Schrift, wenn wir uns mit diesen Mitteln beim Gedankenausdruck behelfen müssen! Der Sprachlaut hat also die Aufgabe oder besser gesagt die Function, das Denken zur Erscheinung, zur wirklichen Existenz zu bringen. Betrachten wir diese Seite der Sprache, den Inhalt derselben, die Function des Lautes, das Denken, genauer und zwar unter den für die Erkenntniß des Wesens der Sprache geeigneten Gesichtspunkten.

Im Denken werden Anschauungen, Begriffe (die wir als vorhanden voraussetzen) in einer gewissen Beziehung gefaßt. Wir können somit das Denken selbst, so einheitlich es in der Wirklichkeit auch ist, doch wiederum in zwei Elemente zerlegen; in Begriffe und Vorstellungen, welche das Material des Denkens bilden und in die Beziehung, in welcher die Begriffe und Vorstellungen im Denken gefaßt werden, letzteres betrachten wir als die formale Seite des Denkens. Beides ist im Denken selbst natürlich so untrennbar und stets zugleich vorhanden, wie Form und Inhalt überhaupt.

Die Sprache wird also die Aufgabe haben, ein lautliches Bild von Vorstellungen und Begriffen und den Beziehungen, in welchen sie gefaßt werden, zu geben, sie verkörpert ja den Vorgang des Denkens im Laute. Dieß lautliche Abbild des Denkens kann aber mehr oder minder vollkommen sein, es kann sich mit den dürftigsten Andeutungen behelfen, es kann aber auch die Sprache mit photographischer Treue den Denkproceß in seinen feinsten Wendungen und Bewegungen in dem ihr zu Gebote stehenden feinen und leichtbeweglichen Medium des Lautes reflectiren. Eines Elementes aber kann die Sprache nie entrathen, nämlich des lautlichen Ausdruckes der Begriffe und Anschauungen selbst; die lautlichen Ausdrücke für diese bilden die stets und ausnahmslos vorhandene Seite

der Sprache. Wechseln; ja selbst ganz fehlen kann nur der lautliche Ausdruck der Beziehung; diese Seite ist die wechselnde; die unendlicher Abstufung fähige Seite der Sprache. Die Beziehung selbst fehlt natürlich nie, nur der lautliche Ausdruck derselben kann mangelhaft sein oder gänzlich abgehen.

Die Vorstellungen und Begriffe nennt man, sofern man sie als lautlich ausgedrückt denkt, Bedeutung. Die Function des Lautes besteht also in Bedeutung und Beziehung.

Die Laute und Lautcomplexe, deren Function es ist, die Bedeutung auszudrücken, nennen wir Wurzeln; die Wurzel ist wohl in allen bekannten Sprachen auf wissenschaftlichem Wege auscheidbar und rein darstellbar, obwohl sie in den meisten Sprachen von Beziehungslauten umgeben, ja durchsetzt ist. In dem gotischen Worte sununs (Acc. Plur. zum Nom. Sg. sunus, Sohn) z. B. ist su die Wurzel, Bedeutungs laut; sie bedeutet „gebären, hervorbringen“, alles übrige ist Beziehungslaut; so nu, welches die Beziehung des in der Vergangenheit geschenehen ausdrückt, n ist Ausdruck der accusativischen Beziehung, s ist Pluralzeichen (demnach ist su-nu-n-s zu scheiden); in sunus ist s Zeichen des Nominativs des Singulars eines Mascul. oder Femin. Im griechischen Worte léloipa (ich habe verlassen), an dessen Ende wohl in weggefallen ist, ist le Rest der ursprünglichen Verdoppelung der Wurzel lip zum Zwecke der Steigerung, die hier das Perfectum zu bezeichnen hat; das o von l-o-ip ist eine zu gleichem Zwecke stattfindende Vermehrung des Wurzelvocalen i (i ist in griechischen Wurzeln zum Zwecke des Beziehungsausdruckes in ei, ai und oi veränderbar) und a ist Rest der ursprünglichen Endung ma, welche die erste Pers. Singularis bezeichnete; im ebenfalls griechischen Worte eimi (εἶμι, ich gehe; der Gebrauch des Präsens als Futur. ist unursprünglich) ist e Zusatz zur Wurzel i, um ihr die dauernde Beziehung des Präsens zu ertheilen, mi aber drückt die Beziehung der ersten Pers. Sing. aus (ursprünglich ma „ich“) u. s. f.; in diesen Beispielen sind also su, lip, i Wurzeln, Bedeutungs laute, alle übrigen sind Beziehungslaute. Auf welchem Wege die Sprachwissenschaft dazu gelange, diese Scheidung zu vollziehen, geht uns hier nichts an.

Bedeutung und Beziehung zusammen lautlich ausgedrückt geben das Wort; aus Worten besteht aber die Sprache, demnach beruht

das Wesen des Wortes und somit das Wesen der Sprache im lautlichen Ausdruck von Bedeutung und Beziehung; das Wesen einer jeden einzelnen Sprache wird bestimmt durch die Art und Weise, wie in ihr Bedeutung und Beziehung lautlich ausgedrückt wird. Wortbildung nehmen wir hier natürlich im weitesten, eigentlichen Sinne und verstehen darunter die Bildung der Elemente des Satzes, die Bildung der in der Sprache wirklich gebrauchten und lebendigen, Bedeutung und Beziehung ausdrückenden, einheitlichen Lautcomplexe (also nicht etwa Bildung der Wortstämme, was man gewöhnlich unter Wortbildung zu verstehen pflegt). Die Beziehung selbst fehlt nie einem Worte, aber sie braucht nicht lautlich ausgedrückt zu sein; der nackte Bedeutungs-laut kann in manchen Sprachen bald in der, bald in jener Beziehung gefaßt werden.

Verschiedenheit kann jedoch in der Wortbildung nicht nur auf die eben angedeutete Weise stattfinden, sondern vor allem auch im Laute selbst, indem die eine Sprache diese, die andere jene Laute und Lautverbindungen in gleicher Function anwendet. Eine allgemeine Nothwendigkeit, ein Bedingtseyn des Lautes durch die Bedeutung oder Beziehung findet nachweislich nicht statt, selbst in derselben Sprache findet sich für eine und dieselbe Bedeutung oft ganz verschiedener lautlicher Ausdruck; so bezeichnet im indogermanischen sowohl *ga* als *i* „gehen“, sowohl *div* als *ruk* „leuchten“ u. s. f. Nehmen wir auch Bedeutungsmodificationen für jede dieser Wurzeln an, so können sie doch unmöglich so bedeutend gedacht werden, daß die gänzliche Verschiedenheit der Laute dadurch erklärt würde. Umgekehrt bedeuten dieselben Laute auch ganz verschiedenes, ebenfalls sogar auch in einer und derselben Sprache; so hat *i* im indogermanischen auch demonstrative Bedeutung u. s. f. Wie gesagt unterscheiden sich die Sprachen auch darin, daß die Beziehung bald lautlich ausgedrückt wird, bald nicht, daß der lautliche Ausdruck derselben bald vor, bald nach dem lautlichen Ausdruck der Bedeutung steht oder gar in diesen hineintritt oder mit ihm verschmilzt; auch kann die Beziehung auf mehrere dieser Arten zugleich ausgedrückt werden. Endlich können sich auch in der Function Verschiedenheiten tief innerer Art in den Sprachen entwickeln, indem die eine Sprache mehr Functionen (Bedeutungen, Beziehungen) hat als die andere u. s. f.

Außer dem Klange, außer dem zum Ausdruck von Bedeutung und Beziehung (der Function) verwandten Lautmateriale und außer der Function haben wir also noch ein drittes Element im Wesen der Sprache zu erkennen; jene Mannigfaltigkeiten nämlich, die wir eben andeuteten, beruhen zum Theil nicht auf dem Laute, nicht auf der Function, sondern auf dem Fehlen oder Vorhandensein der Beziehungsausdrücke und auf der Stellung, welche Bedeutungs- und Beziehungsausdruck zu einander einnehmen. Diese Seite der Sprache nennen wir ihre Form. Wir haben also in der Sprache, zunächst im Worte, dreierlei zu scheiden, oder vielmehr das Wesen des Wortes und somit das der gesammten Sprache wird durch drei Momente bestimmt, durch Laut, Form und Function.

Den Unterschied dieser drei Seiten, welche jedes ein lebendiges Glied der Sprache bildende Wort der wissenschaftlichen Betrachtung bietet, mögen einige Beispiele anschaulich machen. Daß ich diese Beispiele nicht aus den uns zunächst liegenden Sprachen, etwa aus unserem jetzigen Deutsch, oder aus dem Französischen oder Englischen nehme, hat darin seinen Grund, daß diese Sprachen nicht mehr auf jener Stufe des Sprachlebens stehen, in welcher das Wort noch wesentlich vollkommen, im Besitze aller seiner Theile ist und in seiner ganzen Lautfülle steht; es sind unsere jetzigen europäischen Kultursprachen in ihren Lauten und Formen gealterten Pflanzen vergleichbar, die abgeblüht haben. Wir werden über das Leben der Sprache im nächsten Abschnitte handeln. Das Altgriechische aber entspricht dagegen unserem Bedürfnisse noch in vollständig genügender Weise; nehmen wir also z. B. die beiden altgriechischen Worte *eimi* (*εἶμι*) und *ops* (Stimme, *ὄψ* = *vops*); von denen wir mit Bestimmtheit wissen, daß sie in ihrer Urform *aimi* und *vaks* lauteten und vergleichen wir sie unter den genannten drei Gesichtspunkten, unter die jedes Wort der Sprache gestellt werden kann. Was ihre lautliche Beschaffenheit betrifft, so ist *aimi* *εἶμι* von *vaks* *ὄψ* völlig verschieden, eben dasselbe gilt von der Function; die Function der Wurzel oder die Bedeutung des ersteren Wortes ist der Begriff des Gehens, die des zweiten der des Nebens; in dem einen Worte erscheint die Wurzel in Verbalbeziehung, „gehen“; in dem andern in der Beziehung eines Nomens, „Stimme“. Dieß betrifft ihre Wurzelbestandtheile, nämlich *ai*, gesteigert aus *i*, um das Präsens auszudrücken und

vāk Fon, gesteigert aus vak Fēπ, zum Zwecke der Bildung des Nominalstammes.

Die antretenden Beziehungszufüge mi und s haben aber ebenfalls völlig verschiedene Function; mi ist Schwächung von ma, welches „ich“ bedeutet, bezeichnet also die erste Person im Singularis; s ist Rest des Pronomens sa, welches ein Demonstrativum für das Belebte (Masc. und Fem.) ist, es bezeichnet den Nominativ Singularis der belebten Nomina. Die Function der beiden Worte und der Elemente, welche sie bilden, bietet also ebenfalls nicht die geringste Uebereinstimmung. Ihrer Form nach (morphologisch) sind aber die beiden Worte identisch. Beide bestehen aus einer regelmäßig veränderlichen Wurzel, die hier in der ersten Steigerungsform erscheint (i zu ai, vak zu vāk) und einem Zufüge am Ende (mi, s); die Form beider Worte ist demnach völlig dieselbe. Das also, worin sich diese beiden Worte gleichen, ist ihre Form. Das arabische Wort maktābun bedeutet dasselbe, wie das lateinische Wort scriptus (geschrieben), beide Worte stimmen also in der Function überein, nicht aber im Laute und nicht in der Form; scriptus, für scrib-tu-s, hat außer der Wurzel scrib noch die beiden Zufüge tu, das Participium bildend, und den uns bereits bekannten Nominativzufuß s, beide stehen am Ende der Wurzel; in ma-ktāb-un steht aber eines der Bildungselemente, nämlich das zur Bildung dieses Particips gehörige ma, vor der Wurzel und somit sind sich diese beiden Worte maktābun und scriptus ihrer Form nach diametral entgegengesetzt. Diese wenigen Beispiele reichen wohl hin, um den Unterschied von Laut, Form und Function deutlich und anschaulich zu machen.

Erstreckt sich die Betrachtung weiter als auf das einzelne Wort, betrachtet sie auch das Wort als Glied des Satzes und den Satz selbst, so tritt noch eine vierte Betrachtungsweise der Sprache ein, die syntactische.

Die Lehre vom Laute ist die Lautlehre, die von der Form die Morphologie, die wissenschaftliche Darstellung der Function — bisher auch noch nicht einmal versucht — ist die Functionslehre und die Lehre vom Satze heißt, wie bekannt, Syntax. Auf die wissenschaftliche Erfassung und Darstellung der Sprache werde ich jedoch weiter unten ausführlicher zurückkommen.

Die zahlreichen Sprachen, die auf unserem Weltkörper von

den Menschen gesprochen werden — bei weitem noch nicht alle sind bekannt, nur eine sehr geringe Anzahl, aber wissenschaftlich durchforscht und in hinreichendem Maaße in ihrem Baue durchschaut — diese sprachlichen Organismen unterscheiden sich in jeder der genannten Beziehungen, in Laut, Form, Function und Satzbau mehr oder minder, oft weichen sie sehr stark von einander ab.

Vom Laute ist dieß bekannt genug; jeder Deutsche, der die seiner Sprache so nahe stehenden Sprachen z. B. unseres englischen Brudervolkes, oder der Franzosen, oder der Slaven erlernen will, empfindet ja, daß es da Laute gibt, die er nicht gewohnt ist hervorzubringen und in ähnlicher Lage ist der Ausländer uns gegenüber; aber auch in der Form, in der Function, im Satzbau weichen die Sprachen oft ungemein von einander ab. So gibt es Sprachen, die nur ganz unveränderliche Worte haben, in denen die bloße Wurzel also verschiedene Beziehungen ausdrücken muß (z. B. Chinesisch), Sprachen ferner, welche alle oder doch viele Beziehungselemente vor die Wurzel setzen, während andere sie ausschließlich nach derselben anzufügen pflegen u. s. f. Während diese Unterschiede der Form im Ganzen leichter zu beobachten sind, bieten die tief ins innerste Wesen der Sprache eingreifenden Verschiedenheiten in der Function der Beobachtung große Schwierigkeiten dar. Die mit der Verschiedenheit im Wesen des Wortes Hand in Hand gehenden Abweichungen im Satzbau verschiedener Sprachen sind ebenfalls sehr bedeutend.

Man wird also nach jedem dieser Gesichtspunkte die hinreichend bekannten Sprachen betrachten und anordnen können. Der leichteren Erfassung der Verschiedenheiten und Uebereinstimmungen wegen, aber auch deswegen, weil in der Form das Wesen der Sprache sich ganz vorzüglich offenbart, ladet uns die Form der Sprachen dazu ein, uns dieses Gesichtspunktes als Princip einer freilich immer nur einseitigen wissenschaftlichen Anordnung der Sprachen zu bedienen.

Manche Sprachen haben sehr einfache, andere zusammengesetztere und höchst entwickelte Formen; manche dulden für alle Worte nur eine einzige Form, andere lassen eine größere oder geringere Mannigfaltigkeit von Wortformen zu. Es ward bereits erwähnt, daß manche Sprachen — ich nannte das Chinesische — aus ganz unveränderlichen Elementen bestehen, hier ist zwischen Wurzel und Wort kein Unterschied; im Chinesischen bezeichnet z. B. das Wort

(die Wurzel) ta 大 sowohl das Adjectiv „groß“, natürlich in jedem Casus Numerus und Genus, als das Substantiv „Größe“, oder es gilt auch als Verbum „groß sein“ oder „vergrößern“, ebenso kann es auch als Adverbium „sehr“ zu fassen sein. Auf dieser Stufe ist also von Wortbildung im weitesten Sinne, von Declination, Conjugation u. s. f. keine Rede, die einfache unveränderliche Wurzel kann als jede Wortart, als jeder Casus und als jede Tempus- und Modusform erscheinen.

Bezeichnen wir eine beliebige unveränderliche Wurzel mit A, so werden wir also für die Form des Wortes im Chinesischen und den hierin mit ihm übereinstimmenden Sprachen als Formel ebenfalls A gelten lassen; mehrere Worte neben einander werden wir also mit A B C allgemein darstellen.

Ganz und durchaus unabhängig von einander bleiben aber die Worte vielleicht in keiner der noch lebenden Sprachen; wenigstens in keiner der bisher bekannt gewordenen; auch im Chinesischen kann ein Wort durch ein oder mehrere andere näher bestimmt werden. Solche Wurzeln, die andere näher bestimmen, bezeichnen wir morphologisch mit A' B' u. s. f. Wenn z. B. das Wort 用¹ „gebrauchen, Ursache“ dazu verwandt wird, den Casus des Mittels, den Instrumentalis, zu umschreiben

用¹ 用¹ gebrauchen¹

力² 力² Gewalt,

d. h. mit Gewalt, so werden wir eine solche Verbindung allgemein durch A' + A bezeichnen; 兒² 用² Kind, macht Verkleinerungsworte z. B.

石 schi Stein

兒² 用² Kind,

d. h. Steinchen; diese und die ähnlichen Fügungen geben wir durch die Formel A + A' u. s. f. Während im ersten Fall die Hilswurzel voran stand, folgt sie hier der eigentlichen Bedeutungswurzel nach. Auch können zwei solche Hilswurzeln die Bedeutungswurzel in die Mitte nehmen.

Während so das Chinesische alle Formen besitzt, die auf dieser

¹ Die Chinesen schreiben von oben nach unten.

² l ist gutturales l, wie es die Polen haben.

Entwicklungsstufe der sprachlichen Form möglich sind (nämlich A' , $A' + A$, $A + A'$, $A' + A + B'$), haben andere Sprachen dieser Classe nur eine oder die andere Anordnungsweise der Elemente zu ihrer Verfügung. So müssen z. B. im Kassa (einer Sprache des nördlichen Hinterindiens, südlich von Assam, westlich von Katschar) alle bestimmenden Wurzeln, alle die ~~Beziehung~~ umschreibenden Elemente vor die die Bedeutung enthaltende Wurzel treten, so daß also hier die Form $A' + A$ (oder ~~in~~ mehreren Beziehungselementen, $A' + B' + A$, $A' + B' + C' + A$ u. s. f., was an der morphologischen Grundform nichts ändert) die einzige durch die ganze Sprache ausschließlich festgehaltene ist. Das Wort „dem geweihten“, lateinisch „dealbato“, lautet z. B. im Kassa ia u. ba la pyn - lih , wörtlich etwa „zu er welcher haben machen weiß“, lih vermittelt hier allein die Bedeutung: „weiß“; pyn bildet Causativa, also pyn - lih „weiß machen“; la ist possessiv, bildet aber auch, wie so oft die Possessiva, das Präteritum; ba ist relativ und bildet Participien; u ist der Artikel für das Masculinum im Singular; ia bedeutet „zu“ und umschreibt den Dativ. Wollten wir diese offenbar nur ein Ganzes bildenden Elemente und alle gleichen Reihen in allgemeiner Formel darstellen, so wäre diese $A' + B' + C' + D' + E' + A$, d. h. fünf zu Beziehungsausdrücken herabgesunkene Wurzeln vor einer Bedeutungswurzel.

Andere Sprachen sind an die entgegengesetzte Form ($A + A' \dots$) gebunden, wie z. B. das Namaqua (Hottentottisch). Ueberhaupt bildet die Stellung der die Beziehung vermittelnden Elemente, je nachdem sie vor oder nach dem Bedeutungsausdruck stehen, einen Hauptgegensatz in den Sprachen. Daß übrigens der Beziehungsausdruck auch im Innern der Wurzel selbst eine Stelle finden kann, werden wir sogleich sehen; in der in Rede stehenden Classe von sprachlichen Formen, deren Wesen es ist, den Beziehungsausdruck mit dem der Bedeutung nicht enger zu verschmelzen, sondern entweder die Beziehung lautlich ganz zu verschweigen, oder sie durch Bedeutungslaute zu umschreiben, ist dieß Hineintreten des Beziehungsausdruckes in die Wurzel natürlich nicht möglich.

Sprachen dieser Art nennt man, dieser Vereinzelnung und Unverschmelzbarkeit ihrer Elemente wegen, isolirende Sprachen. Da die Wurzeln der bekannten Sprachen fast ohne Ausnahme einsilbig sind, nannte man diese Sprachen wohl auch einsilbige Sprachen.

Die Beziehungsausdrücke können aber mit der durch sie näher bestimmten Wurzel auch fester verwachsen, wobei sie in der Regel von ihrer ursprünglichen Lautfülle mehr oder minder verlieren; so entstehen Worte, die aus mehreren Elementen bestehen, während bisher jedes Wort nur eine unterschiedslose Einheit bildete. Diese sich enger anschließenden, meist einfacheren Beziehungselemente bezeichnen wir mit a, b, o u. s. f. Man sieht leicht, daß hier folgende sieben Formen des Wortes nun möglich sind: 1) aA (oder genauer, da ja mehrere Beziehungselemente verwandt werden können, ab... A und so überall), 2) Aa, 3) A, das Beziehungselement in der Wurzel selbst; bei mehreren Beziehungslauten können diese nun theils die Wurzel umfassen: 4) aAb, theils zugleich in und vor oder zugleich in und hinter die Wurzel treten: 5) aAA, 6) Aa, oder endlich an allen drei Stellen zugleich auftreten, 7) aAb. Sprachen, deren Worte diesen Bildungscharakter tragen, nennen wir zusammenfügende Sprachen (sie werden auch anfügende, agglutinirende genannt).

Sprachen dieser Classe sind häufig; so gehören hieher die zahlreichen Sprachen, welche man unter dem Namen der ural-altaischen oder finnisch-tatarischen zusammenzufassen pflegt, also das Finnische mit dem Estnischen und Lappischen, Magyarischen u. s. f., das Türkische, Mongolische, Mandtschurische u. s. f.; ferner die sogenannten dravidischen oder dravidischen Sprachen, von denen das Tamulische wohl die am häufigsten genannte und bekannteste sein dürfte u. s. f.

Die genannten Sprachen haben (bis auf wenige Fälle, in denen die Wortform A noch gilt, wie z. B. magyar. vágy, sprich wádj, „das Verlangen“ oder auch „er begehrt“, ír „er schreibt“ oder „Salbe“ u. a.) die Form Aa... ausschließlich, z. B. magyar. ¹ir-²at-³ok ich lasse ⁴schreiben (ír, ír Wurzel, „schreiben“, -at bildet Causalia, -ok bezeichnet die erste Pers. Sing.), kés-ek-nék den Messern (kés, sprich késch, Messer, -ek Pluralzeichen, -nék Dativpostposition) oder türkisch sev-in-isch-e-me-mek „sich gegenseitig einer über den andern nicht freuen können“ (sev Wurzel, „lieben, freuen“ bedeutend, in reflexiv, „sich“, also sev-in-mek „sich freuen“, isch reciprok, gegenseitig, also sev-isch-mek „sich gegenseitig lieben“, e drückt das Können, me die Negation aus,

also sev-e-me-mek „nicht im Stande sein zu lieben“, mek ist Infinitivendung, das einfache sev-mek bedeutet also „lieben“). Durch Combination dieser Beziehungselemente entsteht natürlich eine große Menge von Bildungen, von denen wir eben eine als Probe ausgehoben haben. Formen mit Beziehungszusätzen vor der Wurzel (also aA und verwandte Formen) sind besonders häufig in dem großen noch nicht vollständig abgegränzten Complex verwandter Sprachen in dem Theile Afrikas südlich vom Aequator (doch mit Ausschluß des äußersten Südens). Diese Sprachen haben die Eigenheit, das Genus — und sie scheiden die Nomina in viel zahlreichere Genera oder Classen als wir — durch pronominale Elemente vor dem Nomen zu bezeichnen etwa so, als sagte der Lateiner nicht bonus, bona, bonum, Plur. boni, bonae, bona, sondern usbon, abon, umbon, Plur. ibon, aebon, abon. So heißt z. B. im Hereró omu-ti „Baum“, der Plural lautet omi-ti „Bäume“, oku-sut-a bedeutet „bezahlen“, oku-ri-sut-a „bezahlen lassen“ u. s. f. Hier haben wir also die Formen aA und aAb.

Formen mit Beziehungszusätzen innerhalb der Wurzel (A und verwandte) sind nicht häufig, finden sich aber doch hier und da z. B. im Lazischen (einer zum iberischen Sprachstamme gehörigen, also mit dem georgischen verwandten Sprache südwestlich vom Kaukasus am schwarzen Meere); während man hier z. B. von der Wurzel dis „lachen“, die 1. Pers. Präs. bildet b-dis-are (also aAb) „ich lache“, setzen andere Wurzeln das die erste Person bezeichnende b in die Wurzel selbst z. B. von bris „abreißen“ do- (Präfix) -bri-b-s-are; bri-b-s-are hat also die Form Aa.

Manche Sprachen besitzen Wortformen, in welchen die beiden Weisen der Verbindung mehrerer Elemente zu einem Ganzen — das losere Nebeneinandersetzen der ersten Classe und die engere Anfügung der zweiten Classe — zugleich in Anwendung kommen; wir werden in dieser Anwendung zweier verschiedener Anfügungsweisen ein eigenthümliches Princip nicht verkennen können und diese Bildungen daher als eine besondere Abart der zweiten, der aufügenden Classe rechnen, die wir die combinirende nennen wollen. Da nun entweder die Hilfwurzel, deren auch mehrere zugleich zur Anwendung kommen können, oder die eigentliche Bedeutungswurzel oder beide zugleich die Formen der zweiten Classe haben können, so ergibt sich hier eine ganz ungemein große Anzahl

von Combinationen, z. B. $A' + aA$, $A' + Aa$ u. f. f. $aA + A'$ u. f. f. $A' + aA + B'$ u. f. f. $aA' + A$, $aA' + Aa$ u. f. f. $aA + A' + B'$ u. f. f. $A' + Aa + B'$ u. f. w. u. f. w. Die Möglichkeiten für die Wortform in dieser morphologischen Classe, welche sich mittelst der Combinationsrechnung leicht ermitteln ließen, dürften wohl in die Hunderte gehen.

Solche Formen finden sich z. B. in den schon erwähnten süd-afrikanischen Sprachen z. B. im Hereró, wo, wie in diesen Sprachen überhaupt, das Tempus beim Verbum nicht nur an diesem, sondern auch an dem stets mit ihm verbundenen, vor dem Verbum stehenden Pronomen bezeichnet werden kann; der Zug, die Beziehungsausdrücke vor die Wurzel zu stellen, ist in diesen Sprachen hier, wie bei der Bildung des Nomen, unverkennbar. So heißt im Hereró z. B. „wir bezahlen“ tu sut-a; da das Pronomen unzertrennlicher Begleiter des Verbuns ist, auch gerade dadurch, daß es, wie wir sogleich sehen werden, den Tempuscharakter trägt, sich als ein Ganzes mit dem Verbum selbst bildend erweist, so haben wir also für tu sut-a die Form $A' + Aa$ anzunehmen; „wir bezahlen“ — der Aorist — lautet nur aber a-tu sutu, also $aA' + A$ (oder vielleicht $aA' + Aa$); „wir bezahlen“, als imperfectes Präsens, lautet tu-a sutu; hier steht das a; das im Aorist vor dem Pronomen tu seine Stelle hatte, nach demselben, also haben wir hier $A'a + A$ (oder $A'a + Aa$, falls das u von sutu nicht bloße vocalische Erweiterung der Wurzel sut sein sollte). Formen dieser combinirenden Classe finden sich nicht gerade selten, so sind sie im Coptischen, im Baskischen und, nach unserer Ansicht, vor allem häufig im Tibetischen zu finden.

Bisher sahen wir also die Sprachen zwei wesentlich gegensätzlich sich verhaltende Wege einschlagen. Der Beziehungsausdruck konnte bei den Sprachen isolirender Form (Cl. I) ganz fehlen, der Laut gibt dann bloß die Bedeutung; die Beziehung, die stets an sich vorhanden ist, drückt hier die Sprache nicht aus, sie begnügt sich damit, das Material des Denkens, die Bedeutung, in Laut zu setzen und überläßt das Formelle, die Beziehung, dem Hörenden (oder Lesenden). Die Sprache gibt auf dieser Stufe der formlichen Entwicklung nicht ein vollständiges Bild des Denkprocesses, sondern nur eine Abbeviatur, eine Andeutung desselben.

Auf der andern Seite fanden wir die Beziehung neben der

Bedeutung sehr sinnfällig und in breiter Entfaltung lautlich wieder gegeben; hier war nichts verschwiegen, der Laut gab jeder Beziehung Ausdruck, aber die Beziehungsausdrücke gingen neben den Bedeutungsausdrücken mehr oder minder lose her, während im wirklichen Denken eins mit dem andern zugleich gesetzt ist. Auch hier haben wir also kein treues Bild des Denkens im Laute, auch hier ist also die Aufgabe der Sprache noch nicht vollständig gelöst. Wir können dieß auch so ausdrücken, daß hier, in der zusammensfügenden und combinirenden Klasse, die Einheit des Wortes im strengsten Sinne fehlt; das Wort ist eine Anhäufung von einzelnen Elementen, aber kein organisch gegliederter Organismus, seine einzelnen Theile sind Stücke eines Conglomerates, nicht Glieder eines Organismus, von denen keines fehlen kann, ohne das Ganze zu zerstören. In der ersten Klasse hatten wir strenge, untheilbare Worteinheit, also keine Gliederung des Wortes, in der zweiten haben wir eine oft sehr große Menge von einzelnen Theilen, die zusammen das Wort bilden, aber die Worteinheit ist hier wesentlich gefährdet. Eben deshalb, weil eine Schranke für die Ausdehnung des Wortes fehlt, kann es geschehen, daß in den Sprachen dieser Klasse wahrhaft riesige Wortgebilde entstehen, die namentlich beim Verbum so vieles in sich aufnehmen können, daß sie gewissermaßen den Satz zum Worte machen. Am stärksten zeigt sich diese Fähigkeit, das Wort auf Kosten des Satzes zu entwickeln, in den Sprachen, die am Verbum das nähere und fernere Object, ja auch die angeredete Person bezeichnen können. Dergleichen kommt in manchen Sprachen vereinzelt vor, Princip ist aber dieß Einverleiben der Satzglieder ins Verbum vor allem in den meisten der amerikanischen Indianersprachen und im Baskischen; diese Sprachen hat man denn auch dieser Eigenthümlichkeit wegen „einverleibende“ genannt und in ihnen eine besondere Klasse sprachlicher Bildung gesehen, was morphologisch wenigstens nicht zu rechtfertigen ist. Ein griechisches phéromai z. B.

aus pheromami , Grundform bhará-ma-mi d. h. „ich trage mich“, hat ebenso die Form Aa (genauer A^a , s. u.) oder, da zwei Suffixa vorhanden sind, Aab , wie phéro Grundform bhará-mi „ich trage“; ob ein oder zwei Elemente antreten, ist morphologisch von untergeordneter Bedeutung. Wir sehen also, daß das Medium des Griechischen auch eine solche „einverleibende“ Form ist, die freilich

lautlich und der Beziehung nach sich von ihrem Ursprunge im Laufe der Zeit durch Abschwächung einigermaßen entfernt hat. In den Sprachen, wo diese Ausdrucksweise in allgemeinerer Anwendung ist, pflegt das Verbum eigentlich mehr oder minder den ganzen Satz zu enthalten, das übrige ist Apposition, genauere Bestimmung zu dem im Verbum bereits enthaltenen.

Um im Magyarischen, das, wie andere finnische Sprachen, solche Verbalformen, wenn auch nur verhältnismäßig beschränkt in Anwendung bringt, auszudrücken, „ihr schreibt das Buch“, muß man sagen, ihr ³schreibt es ¹das Buch, ²ir-já-tok a könyvet; in diesem Falle ist also das Object zweimal gegeben, einmal im Verbum allgemein angedeutet (ir-já-tok, ihr schreibt es) und sodann als Apposition hierzu nochmals im Satze ausgedrückt. Im Cree (Nordamerika) muß man, um zu sagen „ich sehe seinen Sohn“, sich in folgender, etwas umständlicher Weise ausdrücken: „er Sohn-sein, ich sehe-ihn-den-seinen“, oo goosis-a ne wáppá-m-im-owa; „sehe-ihn-den-seinen“ ist ein Wort, das Verbum, oder eigentlich der ganze Satz; „Sohn-sein“ d. h. „seinen Sohn“ ist Apposition zu dem im Verbum enthaltenen Object „ihn, den seinen“ und das vorausgehende Pronomen „er“ ist wiederum Apposition zu dem an „Sohn“ angehängten Besitzpronomen „sein“. Von der Fülle der auf diese Weise entstehenden Verbalformen macht man sich nicht leicht eine Vorstellung; hier wuchert die Sprache in Formen und die Schwierigkeit ein solches Idiom zu erlernen ist eine ungemein große. Grammatiken solcher Sprachen zu verfassen ist begreiflicher Weise ebenfalls keine leichte Aufgabe, und so ist es denn gekommen, daß ein Verfasser einer Grammatik der basckischen Sprache sein Werk betitelte: „Die überwundene Unmöglichkeit, oder Grammatik der basckischen Sprache.“

Solcherlei Erweiterung des Wortes auf Kosten des Satzes ist weit davon entfernt den Sprachen den Charakter harmonischer Entwicklung zu verleihen. Nur eine strenge, maßvolle Worteinheit vermag einen schönen Satzbau, die höchste Entfaltung sprachlicher Vollkommenheit, zu ermöglichen. Auch fordert der Begriff der Sprache als des lautlichen Abbildes, so zu sagen, als des lautlichen Leibes des Denkens, daß auch im Laute die innige Verschmelzung von Bedeutung und Beziehung, die im Denken stattfindet, zur Erscheinung komme.

Dies ist nur dann möglich, wenn der Bedeutungslaut, die Wurzel selbst, zum Zwecke des Beziehungsausdruckes regelmäßig verändert werden kann. Diesen Vorgang nennen wir Flexion; Sprachen, in denen er stattfindet, flectirende Sprachen, welche uns also die dritte morphologische Klasse bilden. Wir bezeichnen diesen Proceß der regelmäßigen Veränderung der Wurzel zum Zwecke des Beziehungsausdruckes durch Exponenten; allgemeiner Ausdruck einer in der angegebenen Weise veränderlichen Wurzel ist also A^* (A^b A^c u. s. f. können als Ausdrücke für die verschiedenen Veränderungen, gleichsam Potenzen, einer und derselben Wurzel gebraucht werden). Hier sind nun wieder alle bereits erwähnten Combinationen möglich, denn was bei unveränderlichen Wurzeln (A) geschehen kann, das kann auch bei flectirenden Wurzeln (A^*) stattfinden. Wir haben demnach außer A^* auch die Formen aA^* , A^*a , A^* , aA^*b A^*a u. s. f. zu erwarten.

Die große Bedeutung dieses neuen, zu den früheren nunmehr hinzu tretenden Momentes für das gesammte Wesen der Sprache und die völlige Verschiedenheit der Flexion von den bisher besprochenen sprachlichen Mitteln mag uns ein Beispiel vor Augen führen.

In vielen Sprachen kann man Stämme, zunächst Verbalstämme, bilden, die da ausdrücken die Thätigkeit oder den Zustand veranlassen, der durch die Wurzel bezeichnet wird. Solche Verba nennt man verba causativa, ursächliche Verba. Versuchen wir an dieser Art von Bildungen uns den Unterschied der drei Hauptarten sprachlicher Form anschaulich zu machen. Wie hilft sich z. B. das Chinesische, jener so charakteristische Vertreter der isolirenden Sprachclasse? Wir können dieß bereits erschließen: es läßt in der Regel die causative Beziehung, wie die andern Beziehungen, lautlich unausgedrückt — mag sie der Zusammenhang des Satzes an die Hand geben — oder es greift zur Umschreibung. So bedeutet *seug* sowohl „geboren werden“ als, causativ, „hervor bringen“; *fü* sowohl „zurück lehren“ als „zurück lehren machen, zurück geben“; *tá* sowohl „groß sein“ als „groß machen, vergrößern“ u. s. f. Da die causative Beziehung eine Art von Steigerung des Verbalbegriffes ist, die einfachste, auf der Stufe der Isolirung allein mögliche Form der Steigerung aber die Wiederholung des Wortes

ist,¹ so können auch Sprachen der isolirenden Classe diesen Ausweg treffen, um das Causativum zu bilden. So verfährt die Namaqua-Sprache. Hier bedeutet *lan* (*l* bezeichnet den Zahnschnalzlaut) „wissen“, *lan-lan* aber heißt „wissen machen, kund thun“.

In der zweiten morphologischen Sprachklasse, in der zusammenfügenden, finden wir natürlich ein ganz anderes Verfahren. Dem Principe der Anfügung gemäß muß hier ein Element zur Wurzel hinzugesetzt werden, das ursprünglich etwa „machen, lassen“ bedeutet; z. B. magyarisches *ír* „er schreibt“, aber *ír-at* „er läßt schreiben“; keres (sprich karräsch) „er sucht“, aber *keres-tet* „er läßt, er macht suchen“. Hauptsächliches Element dieser behufs der Causativbildung im Magyarischen antretenden Silbe ist *t*, in welchem wir wohl mit Recht den Grundconsonanten der Wurzel *te* (z. B. im Infinitiv *te-nni*) „thun, machen“ zu erkennen glauben. In entsprechender Weise findet die Causativbildung in andern Sprachen dieser Classe statt; im Mandschurischen wird *bu* zu dem bezeichneten Zwecke angehängt (*bu* ist eine Wurzel mit der Bedeutung „geben, schenken“); z. B. *gene* „gehen“, „*gene-bu*“ „gehen machen“, d. i. „schicken, entsenden“. Im Südafrikanischen, z. B. im Zulu, vermittelt ein angehängtes *is* die causative Beziehung: Wurzel *bon* „sehen“ (Infinitiv *uku-bon-a*), der Stamm *bon-is* bedeutet aber „sehen machen“ (Infinitiv *uku-bon-is-a*).

Ganz anders verfahren die Sprachen der dritten Classe, der flectirenden. Das Indogermanische steigert den Wurzelvocal, um die gesteigerte Beziehung, die causative, anzudeuten, zugleich tritt eine, für die causative Beziehung jedoch nicht absolut wesentliche Endung an, z. B. sanskrit *vid-más* „wir wissen“ von der Wurzel *vid*, aber *véd-ájá-mas* für *vaidajamas* „wir thun kund, wir machen wissen“, *vid* ist hier also zu *véd*, d. i. *vaid*, gesteigert. So bilden wir im Deutschen z. B. von gothisch *sitan* jetzt sitzen das Causativum gothisch *sat-jan* jetzt setzen, *sit* wird zu *sat* gesteigert, ebenso verhält sich trinken zu tranken u. a.

Diese Möglichkeit, die Beziehung an der Wurzel selbst symbolisch zu bezeichnen, also nicht durch beigefügte, ursprünglich

¹ Manche Sprachen kennen nicht nur die einmalige Wiederholung, die Replication, sondern auch eine dreifache, Triplication, eine vierfache, Quadruplication; ja sogar eine fünffache Wiederholung, Quintuplication, findet sich, wenn auch freilich nur vereinzelt.

selbständige Elemente, macht die Eigenthümlichkeit der Flexion aus. Erst jetzt, mit der symbolischen Bezeichnung der Beziehung, ist die Aufgabe der Sprachbildung, das Hervorbringen eines treuen lautlichen Abbildes des Denkens, als vollständig gelöst zu betrachten. Die früheren Mittel der Wortbildung sind übrigens in den flektirenden Sprachen beibehalten, die Isolirung hinterließ einen Rest in den den Worten zu Grunde liegenden Wurzeln, von der Anfügung wird noch der ausgedehnteste Gebrauch gemacht; es ist eben nur ein drittes, die Fähigkeit regelmäÙiger Veränderung der Wurzel, hinzu gekommen. Zugleich und Hand in Hand mit dieser Wurzelveränderung tritt in dieser Classe eine strengere Einheit des Wortes, eine innigere Verschmelzung und gegenseitige Wechselwirkung seiner Theile ein, als dieß in der zweiten Classe der Fall war. Während in der ersten Classe, der isolirenden, die Beziehung noch gar nicht ins lautliche Daseyn tritt, fanden wir in der zweiten Classe Bedeutung und Beziehung lautlich vollkommen gesondert und so die strenge Einheit des Wortes gestört; in der dritten Classe ist diese Differenz wieder zur Einheit zusammengegangen, aber nicht zu jener untersichtslosen Einheit der ersten Classe, sondern zu einer höheren Einheit, welche den Unterschied als überwundenes Moment, als aufgehoben in sich trägt, zur gegliederten Einheit. Dieser Classe gehören nur zwei Sprachen oder vielmehr, wenn wir bei der historischen Zeit, bei der wirklich vorliegenden (nicht erschlossenen) Periode des Sprachlebens bleiben, zwei Sprachstämme an, der semitische und der indogermanische, also die Sprachen der Kulturträger in der bisherigen Geschichte der Menschheit.

Diese beiden Sprachstämme verhalten sich, obwohl sie zu einer und derselben morphologischen Classe gehören, so entschieden gegensätzlich zu einander, daß an eine Verwandtschaft beider nicht im Entferntesten zu denken ist. Gerade in der morphologischen Form gehen semitisch und indogermanisch weit auseinander, wozu die mannigfaltigen Modifikationen der flektirenden Classe (s. o. S. 19) die Möglichkeit gewähren. Doch sparen wir uns die morphologische Betrachtung der beiden Sprachstämme auf, bis wir einige andre mehr oder minder mit dem Morphologischen in Beziehung stehende Gegensätze beider uns vor Augen geführt haben.

Das Semitische hatte schon in seiner ältesten erschließbaren Form, d. h. kurz vor seiner Spaltung in die vorliegenden

semitischen Sprachen — hebräisch, syrisch und chaldäisch, arabisch, die alterthümlichste, am treuesten und besten erhaltene aller, äthiopisch u. s. f. — keine vollen, lautlich existirenden, in aussprechbarer Form aus den Worten herauschälbaren Wurzeln, wie das indogermanische, sondern die Bedeutung hieng nur an den Consonanten; jede Vocalisirung derselben fügt nothwendig zur Bedeutung eine Beziehung hinzu.

Die Wurzel z. B. folgender semitischer Worte: hebräisch **קָטַל** qatal, arabisch **قَتَلَ** qatala, „er hat getödtet“, **قَتِيلًا** qutila „er ward getödtet“, **הִקְטִיל** hiqtıl „er ließ tödten“, arabisch **مَقْتُولٌ** maqtılun „getödtet“ u. s. f. besteht aus den drei Consonanten qtl; nichts andres in den angeführten Worten hat die Function die Bedeutung auszudrücken, jede mögliche Vocalisirung dieser drei Consonanten fügt zur Bedeutung eine Beziehung. Ganz anders im indogermanischen. Hier ist z. B. die Wurzel, welche den deutschen Worten lieb, älter liubs, Grundform *liuh-as (*bezeichnet erschlossene Formen), glauben, älter ga-laub-jan (ga- ist untrennbare Proposition; laubjan ist so viel als „sich lieb sein lassen, für werth halten“), lob Grundform* lub-am zu Grunde liegt, nach den Gesetzen der deutschen Sprache sicher zu ermitteln; sie lautet lub und hat die Function, die Bedeutung „begehren, gerne haben“, dann auch die „lieb, werth sein“ auszudrücken; den griechischen Worten leípō „ich verlasse“, léloipa „ich habe verlassen“, élipōn „ich verließ“, loipós „übrig gelassen, übrig“, liegt eben so sicher erkennbar die Silbe lip als Wurzel zu Grunde mit der Bedeutung „zurücklassen, verlassen“. Hier haben wir also die Bedeutung an lautlich existirende Silben, nicht an bloße Consonanten gebunden.

Mit dieser Eigenthümlichkeit des Semitischen ist zugleich eine andre nicht minder vom Indogermanischen abweichende verbunden. Die semitische Wurzel kann alle Vokale annehmen, je nach Bedürfnis der Wortbildung, sie ist an keine bestimmten Vokale gebunden und die Anzahl der Veränderungen, deren sie fähig ist, ist eine sehr große; wir hatten oben schon qatal, qutila, ma-qtal-un, hi-qtıl von einer und derselben Wurzel, denen noch viele andere beigelegt werden können, z. B. **יָקַח** ji-qtol „er wird tödten“, **קָטַל** qotel „tödtend“, **קָטַל** qetel „Word“ u. s. f. Wollen

wir diese Wurzelformen durch unsere morphologischen Formeln wieder geben, so haben wir also A^a, A^b, A^c, A^d u. f. f. anzusetzen.

Nicht so im Indogermanischen.

Hier ist ein bestimmter Wurzelvocal gegeben, der ursprünglich höchstens nur einer dreifachen Abstufung fähig ist. (Genaueres hierüber in einem spätern Abschnitte); jedem Vocale ist eine bestimmte und beschränkte Bahn vorgezeichnet, die er nach keiner Seite hin überschreiten kann. Die eben angeführten Wurzeln deutsch *lub*, griechisch *lip* können außerdem nur noch die Formen *liub* und *laub*, *leip* und *loip* annehmen, unmöglich wäre ein *lib*, *lab*, *alb*, *leba* oder *lap*, *lup*, *loup*, *lop* x. Die Mittel des Beziehungsausdruckes durch Veränderung der Wurzel selbst sind also im Indogermanischen ungleich beschränkter als im Semitischen; während wir dort die Wurzel mit einer großen Mannigfaltigkeit von Exponenten auftreten sehen, ist hier höchstens nur A^a, A^b, A^c möglich, ein A^d u. f. f. kann nicht vorkommen.

Dieser großen Freiheit der semitischen Wurzel in der Wahl der Vocale geht eine seltsame Beschränkung ihrer lautlichen Form zur Seite, welche sich schon eben dadurch, daß im Wesen der Sprache sich kein Grund für dieselbe auffinden läßt, als etwas im Laufe der Zeit durch Analogie entstandenes kund gibt, nämlich die Dreilautigkeit. Jede semitische Wurzel besteht aus drei Lauten und zwar war dieß schon in der semitischen Grundsprache so; denn alle semitischen Sprachen haben diese Eigenthümlichkeit an sich. Für ursprünglich hält man jedoch diese Wurzelform nicht, und das mit gutem Grunde. Wahrscheinlich gab es aber von Anfang an schon eine Mehrzahl von Wurzeln mit drei Consonanten, deren Analogie nun für alle übrigen maßgebend ward. Wie wir oben *qtl* als eine semitische Wurzel fanden, so sind andere dergleichen Wurzeln z. B. *ktb* „schreiben“, *qds* (*s* = *sch*) „heilig, rein sein“, *gd* „groß sein“, *dbr* „reden“ u. f. f. (alle Bedeutungen sind hier nach dem Hebräischen angegeben; die semitischen Wurzeln sind übrigens auch bezüglich ihrer Funktion wesentlich von den indogermanischen dadurch geschieden, daß sie in der Regel mehr Bedeutungen in sich vereinigen, als dieß im Indogermanischen der Fall ist). In allen diesen Wurzeln sehen wir die drei Laute, das Characteristicum der semitischen Wurzelform.

Im Indogermanischen ist dagegen die Lautform der Wurzel sehr frei, nur muß sie stets einfilbig sein; hier gibt es Wurzeln

wie i „gehen“, da „geben“, sta „stehen“, ad „essen“, vart „sich drehen, sein, werden“ u. s. f.

Während die Wortbildung im engeren Sinne im Semitischen stark ausgebildet ist, ist dagegen die Bildung grammatischer Formen nur in mangelhafter Weise vor sich gegangen; das älteste Indogermanisch kennt sieben Casusformen, nämlich: Nominativ, Accusativ, Locativ, Dativ, Ablativ, Genitiv, Instrumentalis und einen Vocativ, das Semitische vermag nur drei Casus zu unterscheiden; es hat ferner nur zwei Tempusformen, das Indogermanische aber ursprünglich mindestens fünf, nämlich: Präsens, Imperfect, Perfect, Aorist, Futurum; auch die Bildung der Modus ist im Indogermanischen viel vollkommener als im Semitischen. So ist denn das Semitische ungleich entwickelt und nicht harmonisch und einheitlich gebildet wie das Indogermanische, das demnach in seiner Form und demzufolge auch in seinem Satzbau viel vollkommener ist als das Semitische.

Nur erwähnen will ich, daß auch noch andere Gegensätze in der Form beider Sprachen sich auffinden lassen; so verdoppelt das Semitische viel häufiger die Wurzel als das Indogermanische, aber die hinzutretende Wurzel steht nach der ursprünglich vorhandenen, im Indogermanischen steht sie vor derselben; das Indogermanische machte ursprünglichst von der Zusammensetzung von Worten nur eingeschränkten Gebrauch, in seinem späteren Leben aber einen höchst ausgedehnten, im Semitischen verhält es sich umgekehrt, die älteste Sprache muß die Fähigkeit der Wurzelzusammensetzung besessen haben, die spätere Sprache enthält sich der Zusammensetzung von Worten u. s. f.

Der einheitliche Charakter des Indogermanischen zeigt sich auch vor allem darin, daß sämtliche indogermanische Worte nur eine und dieselbe morphologische Bildung haben. Sie bestehen nämlich durchaus aus einer zum Zwecke des Beziehungsausdruckes regelmäßig veränderlichen Wurzel mit Beziehungszusatz am Ende; die Formel $A^a (A^a b . . .)$ gilt also für alle indogermanischen Worte. Daß im späteren Verlauf der Sprache sehr oft die Zusätze am Ende sich abschleifen, geht uns hier eben so wenig etwas an, als den Botaniker bei der Beschreibung einer Pflanze der Umstand, daß sie in späteren Lebensperioden die Blüte oder die Blätter verliert; hier haben wir stets die Sprache in ihrer vollkommenen Entwicklung, nicht in

der Zeit des Verfalles ihrer Laute und Formen vor Augen. Also Worte wie griechisch εἰμι, lateinisch dūco, Grundform dauk-āmi, gothisch liub-s, su-nā-n-s (s. o. S. 7), und welche man sonst wählen mag, haben sämtlich die Form A^a. Wenn mir Kenner des Griechischen das Augment als Einwurf zu Erinnerung bringen, so entgegne ich, daß das Augment nach den Ergebnissen der Sprachforschung ursprünglich ein Wort für sich war, eine Partikel, etwa „damals“ bedeutend, die erst im Laufe der Zeit ans Verbum antrat; daß das Augment nicht ein wortbildendes Element ist, ergibt sich übrigens schon daraus, daß es (im älteren Indisch wie im älteren Griechisch) auch fehlen kann, in mehreren indogermanischen Sprachen sogar ganz fehlt; ein wortbildendes Element kann aber niemals ohne weiteres weggelassen werden, wohl aber eine solche nur zu genauerer Bestimmung des schon im Verbum liegenden beigefügte Partikel, die sich etwa so zur Verbalform verhält, wie eine Präposition zur Casusform des Nomen. Die wirklichen Ausnahmen von der Wortform A^a sind im Indogermanischen höchst selten und entweder bei näherer Betrachtung wahrscheinlich unursprünglich (wie die Form A^a, die in einigen Präsensbildungen erscheint, z. B. lat. tu-n-d-o und ähnliche, wo der präsensbildende Nasal doch wohl erst später in die Wurzel vom Ende her eingetreten ist, man hätte ein *tud-no erwartet), oder sie entstehen durch die Bildung des Vocativs (wie z. B. der Vocativ von vox, d. i. voc-s, ursprünglich nicht so, sondern *voc ohne Nominativ-s gelautet haben muß, voc hat also die Form A^a) einiger wenigen Nomina; der Vocativ steht aber, was seine grammatische Form betrifft, eigentlich außerhalb der Sprache, wie er außerhalb des Satzes steht.

Das Semitische dagegen läßt mehrere Wortformen zu, so vor allem sehr häufig A^a ohne alle Zusätze, z. B. hebräisch קָטַל qatal, arabisch قَاتَلَ qatala „er hat getödtet“ und die dem Indogermanischen geradezu entgegengesetzte Form aA^a; das Semitische setzt nämlich mit Vorliebe Beziehungselemente vor die Wurzel, z. B. hebräisch יִּקְטֹל ji-qtol, arabisch يَقْتُلُ ja-qtulu „er wird tödten“ u. f. f. Außerdem kennt es auch die Form A^a, z. B. קָטַלְתָּ arabisch قَاتَلْتَ qatal-ta „du, Mann, hast getödtet“.

מְלָכִים mēlak-im „Könige“ ferner aA^b, z. B. יְקַטְלוּ ji-ktəl-ū, arabisch يَقْتُلُونَ ja-qtul-ūna „sie werden tödten“; auch finden sich im Semitischen Wortformen mit Beziehungselementen innerhalb der Wurzel, wodurch die Anzahl seiner Formen noch um einige vermehrt wird, ein arabisches يَقْتَتِلُونَ ja-q-ta til-ūna hat z. B. Beziehungslaute vor, in und nach der Wurzel; vor derselben steht ja, in derselben ta, nach derselben ūna, es ist demnach wie alle ähnlich gebildeten Worte seiner Form nach darstellbar durch die Formel bA^c.

Gegenüber so tief ins innerste Wesen der Sprache eingreifenden Gegenätzen, wie die so eben am Semitischen und Indogermanischen aufgezeigten, dürften wohl die Anklänge, die man im Laute semitischer und indogermanischer Wurzeln zu finden glaubte, nicht ausreichen, um die Annahme einer Verwandtschaft, d. h. einer gemeinsamen Abstammung beider Sprachkörper zu rechtfertigen.

Für die Ermittlung der Verwandtschaft der Sprachen unter sich, durch welche sie zu Sprachstippen zusammentreten — ein Begriff, den wir nunmehr näher zu entwickeln haben — ist nämlich vor allem der Lautstoff, aus dem die Sprachen gebaut sind, maßgebend, nicht zunächst ihre Form (über den Unterschied beider s. v. S. 9 flg.). Wenn zwei oder mehr Sprachen so stark übereinstimmende Laute zum Ausdruck der Bedeutung und Beziehung verwenden, daß der Gedanke an zufälliges Zusammentreffen durchaus unstatthaft erscheint, und wenn ferner die Uebereinstimmungen sich so durch die ganze Sprache hindurch ziehen und überhaupt der Art sind, daß sie sich unmöglich durch die Annahme einer Entlehnung von Worten erklären lassen, so müssen die in solcher Weise übereinstimmenden Sprachen von einer gemeinsamen Grundsprache abstammen, sie müssen verwandt seyn. Sicheres Zeichen der Verwandtschaft ist vor allem die in jeder Sprache in einer eigenthümlichen Weise vor sich gehende Veränderung des ihr mit andern gemeinsamen Lautstoffes, durch welche sie sich von der andern als besondere Sprache absetzt. Diese jeder Sprache, jeder Mundart eigene Erscheinungsform des ihr mit den verwandten gemeinsamen Lautstoffes nennen wir ihre charakteristischen Lautgesetze. Wir werden nämlich im nächsten Abschnitte, der über das Leben oder die

Geschichte der Sprache handeln wird, sehen, daß die Sprachen in fortwährender Veränderung begriffen sind, daß aber diese Veränderung nicht eine auf dem gesammten Gebiete der Sprache gleichmäßige ist. Durch solche ungleichmäßige Veränderung auf verschiedenen Punkten ihres Gebietes entstehen im Laufe der Zeit aus einer Grundsprache mehrere Sprachen, diese entwickeln sich ~~später~~ wiederum zu mehreren Sprachen oder Dialekten u. s. f. Alle Sprachen nun, welche so beschaffen sind, daß sie, wenn auch durch mehrere Generationen hindurch, schließlich doch auf eine Grundsprache hinweisen, bilden eine Sprachsippe oder wie man gewöhnlich sagt, einen Sprachstamm und sie sind verwandt. Innerhalb solcher Sprachstippen können wir oft Sprachfamilien scheiden, in diesen wieder einzelne Sprachen, welche abermals in Dialekte, Mundarten, Nebennundarten u. s. f. zerfallen.

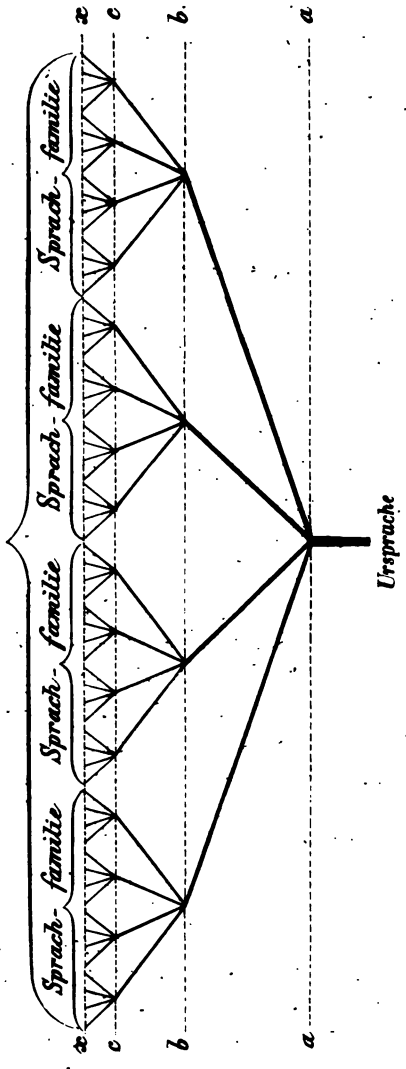
Umstehende schematische Zeichnung, welche diese Verhältnisse in idealer Regelmäßigkeit darstellt, mag diese Theilungen anschaulich machen.

In der Wirklichkeit kommen so regelmäßige Entwicklungen natürlich nicht vor; die einzelnen Sprachäste entwickeln sich verschieden, der eine hat zahlreichere und häufigere Theilungen, als der andere u. s. f.

Es versteht sich ferner, daß überhaupt gar nicht jeder Sprachstamm aus einer reich gegliederten Sippe zu bestehen braucht, es können ja Glieder derselben im Laufe der Geschichte untergegangen seyn, was meistens dadurch geschieht, daß die Völker andere Sprache annehmen. So existirt z. B. vom basitischen Sprachstamme jetzt nur noch ein allerdings in mehrere Mundarten gespaltener Rest, und gar manche andere Sprache kennen wir, zu der sich vor der Hand kein Verwandter auffinden läßt. Die Sprachsippe ist dann eben nur durch ein Individuum vertreten, sei es, daß die übrigen ausgestorben oder von uns noch nicht aufgefunden sind.

Wohl in keinem Falle haben alle früheren Entwicklungsstufen der eine Sprachsippe bildenden sprachlichen Organismen schriftliche Denkmale hinterlassen, wir sind also oft in der Lage, aus den uns zugänglichen jüngeren Formen das einst da gewesene — z. B. die Grundsprachen der Familien, die Ursprache der ganzen Sippe — erschließen zu müssen. Die Methode hierzu gibt die Sprachengeschichte, speciell die Geschichte der Laute an die Hand (s. u.);

Sprachstippe (Sprachstamm).



Die Linien aa, bb, cc u. s. f. sollen die Zeitschnitte darstellen, in welchen die Sprachtheilungen Statt fanden, von denen wir hier annehmen, daß sie auch in den schon getrennten Theilen einer Sprachstippe stets zugleich vor sich giengen. Was unterhalb aa liegt, ist die Periode der Ursprache; diese Ursprache veränderte sich allmählich in den verschiedenen Theilen ihres Gebietes so, daß zur Zeit aa vier verschiedene Sprachstämme aus ihr erwachsen sind; der Zeitraum zwischen aa und bb ist also der der Grundsprachen der vier Familien dieses Sprachstammes (dieß allmähliche Entstehen konnten wir nicht sichtlich bildlich anschaulich machen), von denen eine jede im Zeitschnitte bb abermals einer solchen Vertheilung unterliegt, wodurch also nunmehr Entstehungen der Grundsprache entstehen, während die vorige Spaltung die Tochtersprachen der Grundsprache zur Folge hatte. Der Zeitraum von bb zu cc ist also der der noch nicht weiter gespaltenen Sprachen jeder der vier Sprachfamilien. Der abermalige Spaltungsproceß älter dieser Entstehungen bei cc bringt die Mannigfaltigkeiten von Sprachen oder Mundarten hervor, welche in die Gegenwart xx herhin ragen.

wir kennen natürlich die Gesetze, nach denen sich die Sprachen verändern, durch die Beobachtung der Sprachen, deren Veränderungen wir in geschichtlicher Zeit Jahrhunderte ja Jahrtausende hindurch verfolgen können; die hier gewonnenen Gesetze der Sprachenveränderung bringen wir nun in Anwendung und setzen so die Geschichte der Sprachen auch in die Urzeit zurück fort.

Wenn zwei oder mehrere Glieder eines Sprachstammes sich noch sehr ähnlich sind, so werden wir natürlich schließen, daß sie sich noch nicht so lange von einander getrennt haben, als Glieder, die sich bereits unähnlicher geworden sind. Auf diese Art haben wir sogar einen Maßstab für die Aufeinanderfolge der in der Vorzeit geschehenen Sprachtrennungen.

Die eine Sippe größeren oder kleineren Umfanges bildenden Sprachorganismen können unmbglich gleich lauten, sonst wären sie ja identisch, der Gleichklang der Worte ist es also nicht, der hier zu berücksichtigen ist, vielmehr muß dasselbe Wort in verschiedenen Sprachen einer Sippe verschieden lauten, weil eben jedes Glied der Sippe seine eigenen Lautgesetze hat. Diese Lautgesetze sind also die Art und Weise, wie ursprünglich identischer Lautstoff in den Sprachen einer Sippe zur Erscheinung kommt. So erscheint z. B. das lateinische Wort *filius* (Sohn) in den aus dem Latein hervorgegangenen Sprachen, den romanischen, je nach den Lautgesetzen einer jeden, in verschiedener Weise, es lautet italienisch *figlio*, walachisch *fiu*, spanisch *hijo* (sprich *icho*), portugiesisch *filho*, provençalisch *filh*, französisch *fil*; eine mit Sicherheit zu erschließende Form der indogermanischen Ursprache * *vaghasi* lautet im Sanskrit *vahasi*, im Zend *vazahi*; im Griechischen *écheis* für * *echesi*, im Lateinischen *vehis*, im Slavischen *vezeki*, im Litauischen *vezi*, im Gotischen *vigis*. Der Grad der Veränderung im Laute, den dabei die Worte erfahren, ist natürlich völlig gleichgültig; und es kann leicht geschehen, daß durch die Lautgesetze den ursprünglich identischen Worten ein in den verschiedenen Sprachen total verschiedener Klang erteilt wird. So sind z. B. (s. u.) slavisch und deutsch zwei nah verwandte Familien eines Sprachstammes, unter vielen Worten ist ihnen beiden auch das Wort gemeinsam, welches im Deutschen „an“ lautet, im Slavischen lautet dieß Wort aber *vü*; weil nach den Lautgesetzen des Slavischen die Lautgruppe *an* zu einem Nasenlaute *a* (sprich franz. *on*) und weiter hin zu *ü*

(sprich ein verhallendes ganz kurzes u, etwa wie im engl. but) wird, dieses ü kann aber im Slavischen, einem andern Gesetze dieser Sprache zufolge, das Wort nicht beginnen, sondern es wird ihm in diesem Falle ein v (spr. w) vorgeschlagen; aus an muß also vü werden, wie unserem anderer (Grundform antaras, der Zweite) im Slavischen vutorü entspricht (t muß im Hochdeutschen zu d werden, das ursprünglich auslautende -as von antaras wird im Deutschen hier zu -er, im älteren Slavisch bleibt der künftige Vocal ü als Rest des a von as, alles in Folge allgemeiner Gesetze dieser Sprachen; das a in -tar- ist im Slavischen zu o getrübt, im späteren Deutsch zu einem kaum hörbaren e verflüchtigt worden). So entspricht sich, nach hier nicht weiter zu entwickelnden, aber sicher ermittelten Gesetzen, genau unser tochter und Altböhmisch doi (sprich zi) u. s. f. Können doch ganz nah verwandte Mundarten einer und derselben Sprache lautlich aufs stärkste abweichen. Während man z. B. in der thüringischen Mundart Jenas och für auch sagt, lautet dieses Wort in der nordfränkischen meiner nur zehn Meilen von hier entfernten Vaterstadt Sonneberg a. (langes, helles nach e hin klingendes a) u. s. w.

Gerade der Umstand, daß solche ursprünglich identische Sprachelemente in den verschiedenen Gliedern einer Sippe, den Lautgesetzen jeder der verwandten Sprachen zufolge, verschieden lauten, bildet den sichersten Beweis, daß hier keine Entlehnung einer Sprache von der andern stattgefunden hat, sondern wirkliche Verwandtschaft vorliegt.

Für die Erkenntniß der Verwandtschaft der Sprachen, für das Ausschneiden und Zusammensuchen der Sippen ist also der Laut, das Material der Sprachen, das Maßgebende; nur natürlich nicht der Gleichklang desselben. Uebrigens versteht es sich, daß jede Sprache auch ihre eigenthümlichen Bildungen und Worte hat; die sie theils nach der Trennung von ihren Verwandten bildete, theils allein erhielt, während sie die andern verloren haben.

Beimischung fremder, von andern Sprachen entlehnter Worte ist für die Bestimmung der Sprachverwandtschaft natürlich nicht maßgebend. Das Englische hat z. B. eine Menge von romanischen (französischen) Worten in sich aufgenommen, aber deshalb ist es dennoch deutsch geblieben; die türkische Schriftsprache wimmelt von arabischen und persischen Elementen; aber dennoch ist sie weder

mit dem Arabischen, noch mit dem Persischen verwandt, sondern türkisch-tatarisch; dadurch daß wir deutsche Sätze bilden können, wie „die palatalen Consonanten haben das Präjudiz einer secundären Genesis“ wird unsere Sprache kein Haar breit dem Lateinischen oder Griechischen näher gerückt u. s. w.

Obgleich es denkbar wäre, daß Sprachen einer und derselben Sippe nicht einer und derselben morphologischen Form angehörten — könnte es nicht ein Volk geben, welches z. B. den Satz unserer Sprache „Sterne leuchteten“ noch nach Classe I. durch die bloßen Bedeutungslaute oder Wurzeln star luk (noch älter ruk) ausdrückte? — so ist doch noch kein Beispiel der Art bekannt geworden. Alle bisher als zu einer Sippe gehörig erkannten Sprachen stimmen auch in ihrer morphologischen Form überein. Die Trennung der Ursprache begann also erst, nachdem die Entwicklung der sprachlichen Form bereits vollendet war.

Dies erleichtert natürlich die Erkenntniß der Sippen ungemein, da die Beziehungslaute, die grammatischen Bildungslaute sich durch ganze Wortclassen der Sprache hindurch ziehen und deshalb der Entlehnung nicht ausgesetzt sind. Hat daher eine Sprache Beziehungslaute, die mit denen einer andern übereinstimmen, so werden beide verwandt sein, sollten auch noch so viele Bedeutungslaute in beiden durch Entlehnung und durch einseitige Verluste abweichend befunden werden. Daß übrigens mit der Übereinstimmung der Beziehungslaute stets auch die der Bedeutungslaute verbunden sein muß, folgt daraus, daß die Beziehungslaute eben nichts anderes sind, als ursprüngliche Bedeutungslaute, die ihre Bedeutung und Form abgeschwächt haben und in den Dienst anderer Bedeutungslaute getreten sind (vgl. S. 12 f.).

Es ergibt sich indeß aus dem Gesagten, daß es immerhin eine schwierige Aufgabe ist sprachliche Sippen als solche zu erkennen, zumal in jenen Sprachen, die keine Beziehungslaute haben (Cl. I.): So wie sich hier das Wort einigermaßen verändert, wird es unkenntlich; Entlehnung ist hier schwerer zu ermitteln, zufällige Übereinstimmung bei der geringeren Anzahl der lautlichen Möglichkeiten leichter eintretend. So ist es noch nicht ganz sicher gestellt, ob das Chinesische mit den ihm zunächst benachbarten, ebenfalls isolirenden Sprachen auch leiblich verwandt ist, ob also Chinesisch, Siamesisch, Barmanisch u. s. f. nur in eine und dieselbe morphologische

Classe gehören, oder ob sie auch von einer Ursprache abstammen, d. h. einen Sprachstamm bilden. Einseitige Verluste, Neubildungen, Entlehnungen machen die Erkenntnis oft schwer genug, zufällige vereinzelte Uebereinstimmungen können leicht irreführen. Vor allem aber ist fest zu halten, was sich aus dem Bisherigen klar ergibt, daß die morphologische Uebereinstimmung allein nicht den geringsten Beweis für die Sprachverwandtschaft abgibt.

Sicher als solche erkannt sind im Verhältnis zu der Menge der Sprachen nur wenige Sprachstämme; es genüge hier einige derselben zu erwähnen; den Indogermanischen, den wir noch genauer kennen lernen werden; den Semitischen, von dem bereits die Hebräer; den Finnischen, zu welchem finnisch, esthnisch, lappisch, magyarisch u. gehört (Classe II, Form Aa); den türkisch-tatarischen, welchen das so stark mit arabischen und persischen Elementen versetzte Osmanli nebst den reineren tatarischen Dialecten, dem uigürischen, jakutischen u. ä. bildet (derselben Classe und Form); den dravidischen oder dehanischen im Süden der vorderindischen Halbinsel, zu welchem Tamulisch, Telugu, Malabarisch u. gehören (ebenfalls Aa); den Malayischen, welchem Wilhelm v. Humboldts großartiges Werk¹ gewidmet ist; den ägyptischen, welcher aus alter und uralter Zeit durch Denkmale in einer noch nicht mit voller Sicherheit gelesenen Schrift bezeugt ist, aus späterer Zeit aber im coptischen vorliegt; den großen südafrikanischen, den wir S. 15 bereits erwähnten u. s. f.

Sprachliche Sippen sind also stets etwas im Laufe der Zeit erst Entstandenes, sie verdanken ihren Ursprung einem sich im Leben der Sprachen kund gebenden Entwicklungsgesetze. Dieß führt uns zu einer neuen Seite, welche die Sprachen der Beobachtung darbieten, nämlich zu der Betrachtung ihres Lebens, ihres Werdens, Blühens, Schwindens, kurz ihrer Entwicklungsgeschichte.

¹ Ueber die Ramisprache auf der Insel Java, mit einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. 3 Bde. Berlin 1836—39; auch in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften.

II. Vom Leben der Sprache.

Es ist eine an allen Sprachen, die wir durch längere Zeiträume hindurch verfolgen können, ~~gemachte~~ Beobachtung, daß sie in einer stätigen, fortwährenden Veränderung begriffen sind. Die Sprachen, diese aus lautlichem Stoffe gebildeten höchsten aller Naturorganismen, zeigen ihre Eigenschaft als Naturorganismen nicht nur darin, daß sie, wie diese, sämmtlich in Gattungen, Arten, Unterarten u. s. f. sich ordnen, sondern auch durch ihr nach bestimmten Gesetzen verlaufendes Wachsthum.

Welcher Art ist nun das Wachsthum der sprachlichen Organismen, wie verläuft das Leben einer Sprache?

Erinnern wir uns ihrer morphologischen Beschaffenheit, ihrer Zusammensetzung aus Bedeutungs- und Beziehungselementen, ihrer einfacheren und zusammengesetzteren Formen, so bietet sich uns sofort die Vermuthung dar, daß die Entwicklung der Sprachen in einem Nacheinander der Momente bestehen werde, die wir im morphologischen Systeme neben einander gestellt sahen; wir erwarten das, was uns im Systeme als Classe entgegen trat, als Entwicklungsperiode wieder zu finden. Wir werden vermuthen, daß die höher organisirten Sprachen ursprünglich aus einfachen Wurzeln bestanden, daß durch Verschmelzung mehrerer solcher Wurzeln dann die zusammengesetztere Sprachform entstanden sei, bis endlich durch Veränderungsfähigkeit der Wurzel selbst von manchen Sprachen die höchste Stufe sprachlicher Entwicklung erreicht ward. Mittelst unserer morphologischen Formeln können wir ganz kurz sagen, daß die Sprachen der Form A auf der ältesten Stufe sprachlicher Formentwicklung verharren, daß die der Form aA, Aa u. s. f. (Classe II.) aus älteren einfachen Formen A, zunächst jedoch aus den Formen A' + A, A + A' (S. 12 f.) u. s. f. hervorgegangen sein müssen, während Sprachen der dritten Classe, mit der Wurzelform Aⁿ, wohl beide Stufen durchlaufen haben. Diese Vermuthung ist so einfach und durch die Analogie der Entwicklung anderer Naturorganismen so nahe gelegt, sie drängt sich bei Betrachtung und Zerlegung der höheren Sprachorganismen ungesucht so stark auf, daß sie die Voraussetzung objectiver Richtigkeit ohne weiteres für sich hat.

Und doch scheint sie auf den ersten Blick, den wir auf die Entwicklungsgeschichte der Sprachen werfen, die wir längere Zeiträume hindurch verfolgen können, vollständig falsch zu sein. Nirgend nämlich sehen wir eine Entwicklung, eine Weiterbildung der sprachlichen Form, im Gegentheile heut sich uns durchaus nur das Schauspiel sprachlichen Verfalles dar — wir reden hier natürlich nur vom Lautkörper der Sprachen, nicht von ihrer Function und nicht vom Satzbaue. Das jetzige Chinesisch ist noch gerade so isolirend, wie in den ältesten Zeiten, es hat weder Stammbildungen noch Declinations- und Conjugationsformen aus seinen starren Wurzeln hervorsprossen lassen, aber das jetzige Deutsch z. B. ist viel ärmer an grammatischen Formen, viel abgeschliffener, verwitterter in seinen Lauten, als z. B. das Gotische, das sich beispielsweise noch eines Nebiopassivs (wie das des Griechischen gebildet) rühmen konnte, und unsere Worte nehmen sich gotischen gegenüber aus, wie etwa eine Statue, die durch langes Rollen in einem Flußbette um ihre Glieder gekommen und von der nicht viel mehr als eine abgeschliffene Steinwalze mit schwachen Andeutungen des einst vorhandenen geblieben ist; ein gotisches habaiddeima lautet jetzt hätten, englisch gar nur had, ein blindaidos lautet blinder (Gen. Sing. Fem.) u. s. f. Gerade so sieht es auf andern Sprachgebieten aus, ein lateinisches hominès ist im Französischen in der Schrift, welche aus einer älteren Sprachperiode beibehalten ist, bis zu hommes, in der Sprache selbst aber bis zum abgeschliffen, bloß der durch den Accent geschützte Wortkörper ist geblieben, alle Glieder desselben sind dahin. Ueberall zeigt sich desto größere Vollkommenheit der sprachlichen Form, je höher hinauf, d. h. je weiter zurück in der Geschichte wir Sprachen verfolgen können, und umgekehrt, je länger Sprachen lebten, desto größerer Verfall.

Dennoch aber ist es absolut gewiß, daß die Sprachen geworden sein müssen, geworden, wie alle Organismen durch nach einander Hervortreten der sie bildenden einzelnen Momente.

Halten wir nun diese beiden Gewißheiten zusammen: die Sprachen haben sich entwickelt, die höheren Formen sind aus niederen hervorgegangen, und die zweite, nicht minder sichere Beobachtung: die Sprachen entwickeln sich in der Periode, in welcher wir sie verfolgen können, d. h. in historischer Zeit, nicht weiter, sondern

sie verfallen — combiniren wir beides, so ergibt sich von selbst das wahre Verhältniß der Sache. Die Entwicklung, die Ausbildung der sprachlichen Lautform geschah in den Perioden ihres Lebens, die vor aller Geschichte liegen.

Wir können also Entstehen und Werden der Sprache nie unmittelbar beobachten, wir können die Entwicklungsgeschichte der Sprache nur mittelst der Zerlegung fertiger Sprachorganismen erschließen.

Dies. Ergebnis hätten wir auch ohne weiteres daraus schließen können, daß Völker mit unfertigen Sprachen unmöglich geschichtlich sein können, daß das geschichtliche Leben die Sprache voraussetzt, daß der Mensch nicht zugleich Sprache schaffend, mit seinem Geiste an den Laut gebunden, die Sprache als Zweck seiner unbewußt vor sich gehenden Geistes-thätigkeit habend und geistig frei, selbstbewußt wollend, der Sprache sich nur als Mittel der Kundgebung seiner geistigen Thätigkeit bedienend sein kann. Sprachbildung und Geschichte sind sich ablösende Thätigkeiten des Menschen, zwei Offenbarungsweisen seines Wesens, die nie zugleich stattfinden, sondern von denen stets die erstere der zweiten vorausgeht.

Es läßt sich sogar objectiv nachweisen, daß Geschichte und Sprachentwicklung in umgekehrtem Verhältnisse zu einander stehen. Je reicher und gewaltiger die Geschichte, desto rascher der Sprachverfall; je ärmer, je langsamer und träger verlaufend jene, desto treuer erhält sich die Sprache. Von allen deutschen Sprachen ist die englische diejenige, welche in Laut und Form die stärksten Einbußen erlitten hat, von allen deutschen Sprachen ist die isländische diejenige, welche die alten Laute und Formen am treuesten bewahrt; ein halbes Jahrtausend nach Christus finden wir die arabishe Sprache noch viel reicher in Form und Laut, als ihre hebräische Schwester Sprache ein halbes Jahrtausend vor Christus, und zur Zeit, da die alten Griechen begannen ihre schon vielfach vom alten abgewichene Sprache zu schreiben, redeten die Indier eine dem ältesten Stände des indogermanischen noch sehr nahe stehende Sprache. Man halte neben diese Beobachtungen auf sprachlichem Gebiete die geschichtlichen Verhältnisse der die beispielsweise erwähnten Sprachen redenden Völker, und man wird den an die Spitze gestellten Satz zur Genüge bestätigt finden.

Man kann diese Wirkung der Geschichte auf die Sprache bis ins verhältnißmäßig Einzelne verfolgen. Große geschichtliche Bewegungen haben nämlich besonders auffallende Veränderungen der Sprache im Gefolge. Die Völkerwanderung war ein Anstoß, der nicht nur der Sagenbildung unseres Volkes eine andere Richtung gab, sondern der vor allem auch auf die Sprachen der von dieser Bewegung ergriffenen Völker mächtig wirkte; als sie gänzlich abgelaufen war, stunden Sprachformen da, die man früher vergeblich sucht. Der landläufigen Annahme, die Veränderung der Sprache finde hauptsächlich durch den Einfluß der Sprachen anders redender Völker statt, mit denen in bewegten Geschichtsperioden nahe Berührung stattfindet, ist nur in sehr beschränktem Maße Richtigkeit zuzugestehen; die Veränderungen, welche durch Aufnahme fremder Worte, selbst fremder Analogien, in den Sprachen stattfinden, sind verschwindend unbedeutend gegen die, die ganze Sprache umgestaltenden Vorgänge, die von innen heraus, durch nothwendige Prozesse eintreten.

Bei Völkern ohne Geschichte gewahren wir dagegen nicht selten ein wahres Wuchern der sprachlichen Form, einen Rand und Band überschreitenden Sprachtrieb, der Bildungen hervorruft, die durch übermäßige Fülle den Gedankenaustausch mit fremden Völkern wesentlich erschweren und so als Hemmiß der Cultur erscheinen. Dieß gilt vor allem von den meisten Indianersprachen Amerikas.

Tritt ein Volk in die Geschichte ein, so hört die Sprachbildung auf; auf der Stufe, auf welcher in diesem Zeitpunkte die Sprache stand, auf dieser verharret sie nun für alle Zukunft, aber sie verliert im Laufe der Zeit immer mehr von ihrer lautlichen Integrität. Manches Volk entwickelte in seinem vorhistorischen Leben seine Sprache zu höheren Formen, andere Völker behielten sich mit einfacheren Sprachbildungen. In Sprachbildung und Geschichte — im weitesten Sinne die gesammte geistige Entwicklung befassend — offenbart sich das Wesen des Menschen und das jedes Völkerstammes insbesondere. Diese besonderen Offenbarungsweisen nennt man Nationalitäten; Sprache und Geschichte eines Volkes zusammen geben den Begriff seiner Nationalität. Derselbe Geist, der in seinem Gebundensein an den Laut die Sprache bildete; derselbe wirkte in

seiner Freiheit die geschichtliche Entwicklung: Daher kommt es, daß zwischen Sprache und Geschichte eines Volkes ein unverkennbares Band geknüpft ist — man denke an Chinesische Sprache und Chinesische Geistesentwicklung, an semitisch und indogermanisch (die höchsten Sprachgebilde) und an die geschichtliche Bedeutung der diese Sprachen redenden Stämme.

Das Leben der Sprache zerfällt also vor allem in zwei völlig gesonderte Perioden: in die Entwicklungsgeschichte der Sprache: vorhistorische Periode, und in die Geschichte des Verfalles der sprachlichen Form: historische Periode.

Gerade unsere deutsche Muttersprache können wir durch eine recht lange Reihe von Veränderungen hindurch verfolgen, gerade hier sind die späteren Formen der Art, daß sie ohne Anschauung der älteren gar nicht verstanden werden können; wir werden also bei der Darstellung der deutschen Sprache fortwährend die geschichtlichen Veränderungen derselben im Auge behalten müssen, und deshalb wird es uns von Nutzen sein zur Betrachtung der deutschen Sprache eine wenigstens einigermaßen entwickelte Ansicht vom Leben der Sprachen mitzubringen. Fassen wir daher die zwei Perioden des sprachlichen Lebens noch etwas genauer ins Auge.

Von der Entwicklungsgeschichte der Sprache.

Wie ist die Sprache entstanden? Auf diese oft aufgeworfene und vielfach behandelte Frage hat die Sprachwissenschaft eigentlich das Recht, eine Antwort zu versagen. Die Sprachwissenschaft als eine Beobachtungswissenschaft setzt ihr Object, die Sprache, voraus; die älteste einfachste Form derselben kann sie aus den vorliegenden Sprachen erschließen und ihre fernere Entwicklung verfolgen; aber wie der Mensch dazu gekommen ist, diese einfachste, erschließbar älteste Sprache zu schaffen, das zu ergründen ist nicht ihre Sache. Die Lehre von der Entstehung der Sprache liegt jenseit ihres Gebietes, sie fällt vielmehr in das der Anthropologie. Indeß wollen wir doch einiges hier zusammenstellen, was von sprachwissenschaftlicher Seite, als für die Beantwortung jener Frage von Bedeutung, geboten werden kann.

Zuerst. Ist die Sprache einmal entstanden oder mehreremale,

d. h. stammen alle Sprachen von Einer Ursprache ab oder nicht? Da die Sprache ein wesentliches Attribut des Menschen ist, der Mensch erst Mensch wird durch die Sprache, so fällt diese Frage im Wesentlichen zusammen mit der, ob alle Menschen von Einem Menschen oder von mehreren abstammen. Die Naturphilosophie dürfte sich wohl fürs letztere entscheiden, da es nicht wohl denkbar ist, daß die Existenz eines so wesentlichen Gliedes in der Kette der Organismen von den Zufälligkeiten, die das Leben eines oder sehr weniger Individuen bedrohen, jemals abhängig gewesen sei, und da ferner, wenn der Mensch an Einer Stelle der Erde sich entwickeln konnte, nichts hindert diese Entwicklung an vielen Punkten anzunehmen. Einen Menschen oder ein einziges Paar zu schaffen, wäre eine Zweckwidrigkeit gewesen, die im schreiendsten Gegensatz zu allem stände, was wir von der Natur wissen. Nach aller Analogie hat sich der Mensch aus niederen Formen herausgebildet, und Mensch im eigentlichen Sinne wurden jene Wesen erst, als sie sich bis zur Sprachbildung entwickelten. In der Beschaffenheit der Sprachen selbst liegt nichts, was zur Annahme eines gemeinsamen Ursprunges für alle nöthigte, vielmehr sind ihre Verschiedenheiten in den Lauten selbst und vor allem im Verhältnisse der Laute zu dem was sie ausdrücken, zur Function, so bedeutend, daß durch die Betrachtung der Sprachen sicherlich niemand zur Annahme eines einzigen Ausgangspunktes für alle kommen kann. Vereinzelte Anklänge in verschiedenen Sprachen können gegen die ganz enorme Abweichung der Wurzeln verschiedener Sprachen von einander nicht geltend gemacht werden, denn es ist geradezu Regel, daß in verschiedenen Sprachstämmen dasselbe Object mit verschiedenen Lauten sprachlich dargestellt wird. Hätte man nicht zur Sprachwissenschaft die von Jugend auf aus der hebräischen Sage uns geläufig gemachte Annahme der gemeinsamen Abstammung der Menschen von Einem Paare mit hinzugebracht, kein Sprachenkenner wäre jemals auf den abenteuerlichen Gedanken gekommen, die verschiedenen Sprachorganismen sämmtlich von Einer Ursprache abzuleiten.

Wie sollte auch jene Sprache beschaffen gewesen sein, aus der sich z. B. indogermanisch und chinesisch, semitisch und die Sprache der Cree-Indianer, Finnisch und Namaqua u. s. f. hätte entwickeln können? Es fehlen den beispielsweise zusammengestellten Sprachen alle Spuren eines gemeinsamen Ursprunges, die sich in den wirklich

von einer Ursprache ausgegangenen Sprachen der wissenschaftlichen Erkenntniß nicht völlig entziehen können. Es ist freilich eine von Manchen leider eingeschlagene Richtung, mit Hintansetzung strenger Methode so viel Sprachen als möglich für verwandt zu erklären, gerade als triebe irgend eine Macht dazu, der selbst auf Kosten der Wissenschaftlichkeit Folge gegeben werden muß; wer aber solchen Dranges frei mit ruhigem Blicke in der Welt der Sprachen sich umsieht, der gelangt weder zur Annahme jener enormen Sprachkörper, die man hier und da aus den verschiedenartigsten, kaum morphologisch ähnlichen, in ihrer Lautmaterie aber ganz abweichenden (vgl. oben S. 26 f.) Sprachen zusammensetzte, noch viel weniger aber zu der einer historischen Verwandtschaft aller Sprachen, einer gemeinsamen Abstammung aller Sprachen von einer Ursprache. Hinweg also mit diesem Vorurtheile, das in Mythos, nicht aber in der Wissenschaft am Platze ist.

Wie man aber gar von einer Erfindung der Sprache durch einen Einzelnen sprechen kann, ist uns völlig unbegreiflich. Der Erfinder mußte doch gedacht haben, und mittelst was hätte er denn denken sollen, wenn nicht mittelst einer Sprache; ehe man erfinden kann, muß man denken d. h. sprechen können. Merkwürdig wäre es auch, daß diese Erfindung keinem Volksstamme mangelt; es ist doch kaum begreiflich, daß nur für diese größte aller Erfindungen Gottentotten und Indogermanen, Botocuben und Semiten u. s. f. ihren Mann gehabt haben sollten. Aber freilich manche meiner Fachgenossen scheinen sehr genau von dem Vorgange der Sprach-erfindung unterrichtet zu sein; las ich doch erst kürzlich in dem Werke eines dänischen Gelehrten die vollen Ernstes hingestellte und motivirte Behauptung: „Der Erfinder der Sprache war ein Mann, nicht eine Frau!“ Wen die Sprache wie eine Erfindung eines Einzelnen anmuthet, die also doch mehr oder minder von der Willkür des Erfinders abhängig gedacht werden muß, dem ist wahrlich der organische Charakter der Sprache und jeder einzelnen Sprache noch nicht zum Bewußtsein gekommen, für den ist das Wesen der Sprache noch ein Buch mit sieben Siegeln. Man kann eben so wenig eine Sprache erfinden, als eine Rose oder eine Nachtigall.

Wo Menschen sich entwickelten, da entstand auch Sprache; zunächst wohl nur lautliche Reflexe der von der Außenwelt erhaltenen

Eindrücke, d. h. die Abspiegelung der Außenwelt im Denken, denn Denken und Sprache sind eben so identisch wie Inhalt und Form. Wesen, die nicht denken, sind keine Menschen; die Menschwerdung beginnt also mit dem Hervorbrechen der Sprache, und, wenn man will, ist also mit dem Menschen auch die Sprache gesetzt. Die Sprachlaute, d. h. die lautlichen Bilder für die dem Denkorgan durch die Sinne zugeführten Anschauungen und die in demselben gebildeten Begriffe, waren bei verschiedenen Menschen verschieden, aber doch wohl bei wesentlich gleichartigen und unter gleichen Verhältnissen lebenden Menschen dieselben. Auch im späteren Leben der Sprache zeigt sich eine analoge Erscheinung: wesentlich gleichartige, unter denselben Verhältnissen lebende Menschen, verändern ihre Sprache sämtlich auf dieselbe Weise, innerem, unbewußtem Triebe folgend; es ist also höchst wahrscheinlich daß, wie später bei ganzen Völkern die Veränderungen der Sprache wesentlich gleichmäßig vor sich gingen, so auch in der Urzeit die Bildung der einfachsten Bedeutungslaute in einer Anzahl nah zu einander stehender Individuen wesentlich gleichmäßig stattgefunden habe. Wie z. B. wir Deutschen für ein ursprüngliches k ein h sprechen, und für ursprünglich d erst t dann z eintreten ließen (z. B. indogermanische Urform dakan, deutsche Grundform tihan, dann hochdeutsch zehan, zehn) ohne daß etwa ein Deutscher auf die Idee solcher Sprachveränderung gekommen wäre und sie bei seinen sämtlichen Landsleuten durchgesetzt hätte, so haben wir uns auch nicht zu denken, daß ein einzelner Mensch auf die oder jene Bezeichnung der Dinge durch Laute verfallen sei und dieselbe Bezeichnung seiner nächsten Umgebung mitgetheilt habe. Warum hätte der Proceß der Sprachbildung nur in Einem Individuum vor sich gehen können? Nichts steht also der Annahme im Wege, daß die Sprache in mehreren zusammengehörigen Individuen gleichmäßig entstand; ebenso nehmen wir an, daß sie bei dem einen Theile der Urmenschen in dieser, bei dem andern in jener, und bei einem dritten abermals in anderer Weise sich bildete, wie ja auch ihr späterer Verlauf bei verschiedenen Völkern sich verschieden gestaltete. Es gab also nicht eine Ursprache, sondern viele Ursprachen.

Warum diese Verschiedenheiten bei verschiedenen Menschen eintraten, warum nicht alle Menschen ein und dieselbe Sprache aus sich heraussetzten, auf diese Frage mag uns die Anthropologie die

Antwort suchen; wir wissen aus der Verschiedenheit der Sprachen nur so viel, daß in den Lauten der ersten Sprachen große Verschiedenheiten stattfanden. Diese Verschiedenheiten traten nicht bloß im Laute zu Tage, sondern beruhten vor allem auch darin, daß von Anfang an eine verschiedene Entwicklungsfähigkeit in den Sprachen vorhanden war; die eine trug die Potenz zu höherer Ausbildung in sich als die andere, obgleich die Form aller Sprachen ursprünglich dieselbe gewesen sein muß (nämlich A, Classe I.). In ähnlicher Weise verhalten sich die Anfänge des organischen Lebens überhaupt. Die ersten Keime z. B. verschiedener Thiere im Ei sind in Form und Stoff völlig gleich, auch der beste Botaniker wird den Samen der elendesten einfachen Aster nicht von dem der prächtvollsten gefüllten Riesenaster unterscheiden können, und dennoch ist in diesen scheinbar völlig gleichen Objekten die ganze künftige verschiedene Entwicklung an sich schon enthalten. So auch im Reiche der Sprachen.

Die Zeiträume, welche die Sprachen, vor allem die höher und höchst entwickelten, zu ihrem Werden bedurften, lassen sich kaum auch nur annähernd bestimmen. Ein Maß für die Dauer des sprachlichen Urlebens könnte man jedoch etwa durch folgende Betrachtung finden (deren Unsicherheit wir freilich keineswegs verkennen). Vor allem ist festzuhalten, daß wir durchaus kein Recht haben für die vorhistorische Zeit eine raschere Veränderungsfähigkeit der Sprache anzunehmen, als die ist, welche wir in den späteren Epochen ihres Lebens an ihr wahrnehmen. Mögliche sprachliche Veränderungen vorauszusetzen widerspräche allem was wir vom Leben der Sprache und dem der Organismen überhaupt wissen. Nehmen wir nun an, die indogermanische und die semitische Sprache habe noch vor vier Jahrtausenden auf dem Punkte ihrer höchsten Entwicklung gestanden (wir haben absichtlich diese Zeit sehr kurz angelegt); und bedenken wir, daß indogermanisch und semitisch trotz vielfacher Veränderung in Laut und Form doch bis zur Stunde keineswegs in eine niedrigere morphologische Classe zurück gesunken sind, vielmehr ihren eigenthümlichen Typus in den wesentlichsten Stücken diese vier Jahrtausende hindurch treu bewahrt haben, so werden wir nicht umhin können, für eine Entwicklung von Lautgebärden an zur Sprache der einfachsten Form, von dieser zu höheren und zu höchsten Formen (beim Indogermanischen z. B. von A zu

Aa und von da zu A^a) einen mindestens viermal so langen Zeitraum für erforderlich zu halten als der ist, der seit der Blüthe der indogermanischen und semitischen Sprache bis jetzt verfloß. So würden wir also eine Zeit von mindestens zwanzigtausend Jahren für erforderlich halten für die Entwicklung des sprachlichen Lebens von seinen ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Bekanntlich haben die neuesten Forschungen im Gebiete der Entwicklungsgeschichte unseres Planeten zur Annahme so großer Zeiträume für die Lebensperioden desselben geführt, daß der von uns, allerdings auf vielfach unsicherer Grundlage versuchte Anschlag der bisherigen Lebensdauer der Sprache wenigstens durch die Anzahl der in Anspruch genommenen Jahrtausende keinen Anstoß geben kann.

Diese lange Zeit, die wir für die Entwicklung der Sprache für erforderlich halten, gibt uns nun aber auch die Möglichkeit, eine andere auf den ersten Blick befremdliche Erscheinung zu verstehen.

Die gesammte organische Welt ganzer Erdtheile pflegt einen gewissen bestimmten Charakter an sich zu tragen. Geht man von einem gegebenen Punkte, etwa von Deutschland, in irgend einer Richtung aus, so wird man finden, daß etwa in gleichem Verhältnisse zur zurückgelegten Entfernung die Naturorganismen sich verändern und allmählich denen des Ausgangspunktes immer unähnlicher werden. Auch in den sprachlichen Organismen zeigt sich dasselbe Gesetz, aber, und dieß ist das Befremdliche, vielfach gestört und unterbrochen. Im Allgemeinen ist es allerdings richtig, daß z. B. die Sprachorganismen der neuen Welt, die Afrikas, der Südsee u. s. f. einen gewissen gemeinsamen ihnen eigenen Typus nicht verkennen lassen. Auch in Asien und Europa (die ja nur einen Welttheil bilden) zeigt sich eine gewisse Ähnlichkeit zwischen indogermanisch und semitisch (die Flexionsfähigkeit, die Wurzelform A^a); indogermanisch und finnisch, samojebisch, türkisch-tatarisch, mongolisch, mandschurisch, dravidisch haben gemeinsam die Anfügung der Beziehungselemente nur ans Ende der Wurzel (die Form ist A^a im Indogermanischen, Aa in den übrigen genannten Sprachen) u. a. So erhalten wir eine Gruppe asiatisch-europäischer Sprachen, die von denen Afrikas (zu denen übrigens semitisch den Uebergang bildet) u. s. f. sich unterscheidet. Im Osten und Südosten Asiens finden wir außerdem die Gruppe der isolirenden Sprachen (chinesisch u. s. f.); im Südosten Europas das

äußerst zusammengesetzte und bildungsreiche, der anfügenden Classe angehörige Baskische, das gleichsam nach den ähnlichen sprachlichen Gebilden der neuen Welt hinüberweist. Asien und Europa zeichnen sich auch in sprachlicher Beziehung durch Mannigfaltigkeit und Reichthum an verschiedenen Formen aus. Wir können so allerdings eine Art von Kette in diesen Sprachen sehen, vom einfachsten isolirenden Südostrande zu anfügenden, jedoch ziemlich einfachen Sprachorganismen, von da zu indogermanisch und semitisch, den beiden Sprachen höchsten Baues, von niedriger stehenden umgeben, bis im Südwesten Europas das complicirte Baskische die Kette schließt. Allein wir vermiffen hier gar manches Zwischenglied; von einer, die Aluft z. B. zwischen indogermanisch und Chinesisch auf der einen und baskisch auf der andern Seite ausfüllenden Reihe von geographisch auf einander folgenden Uebergangsformen finden wir keine Spur. Dennoch können wir nicht anders als annehmen, daß sie ursprünglich vorhanden waren, da wir überdieß theilweise vergleichen, wie gesagt, wirklich beobachten können: Hier müssen wir uns nun der von uns vermutheten langen Existenz der Sprachen erinnern.

In einer so langen Reihe von Jahrtausenden konnten die ursprünglichen Verhältnisse sehr verschoben und gestört werden, denn die Sprachen sind keine Pflanzen, die an ihren Standort gebannt sind, sondern ihre Träger sind Völker, welche vielfach und im größten Maßstabe den Ort und ihre Sprache selbst wechseln können. Da wir noch in späterer Zeit und bis auf diese Stunde Sprachen verschwinden und Sprachgrenzen sich verschoben sehen, so werden wir natürlich für eine frühere Zeit, als jede Sprache von einer verhältnißmäßig beschränkten Anzahl von Individuen gesprochen ward, ein noch viel häufigeres Untergehen von Sprachen und Störung der ursprünglichen sprachlich-geographischen Verhältnisse voraussetzen dürfen. So entstanden die jetzt vorliegenden vielfachen Anomalien in der Vertheilung der Sprachen auf der Erde, besonders aber in Asien und Europa.

Wir nehmen also an, daß die Sprachen in sehr großer Anzahl entstanden, benachbarte, bei aller Selbstständigkeit der Entstehung, unter sich ähnlich, und, indogermanisch und semitisch etwa als Mittelpunkt betrachtet, ihrer geographischen Anordnung nach von diesem Mittelpunkte aus nach allen Seiten hin immer

stärker hier in dieser, dort in jener Richtung abweichend. Im Laufe der Jahrtausende starben nun viele, vielleicht die meisten dieser Ursprachen aus, wodurch andere ihr Gebiet immer mehr ausdehnten und die geographische Vertheilung der Sprachen so gestört ward, daß nunmehr kaum Reste des ursprünglichen Vertheilungsgegesetzes zu erkennen sind.

Während sich also die überlebenden Sprachen bei größerer Ausbreitung des sie redenden Volkes immer mehr in einzelne Glieder zerlegten (in Sprachen, Dialecte u. s. f.), starben von den ursprünglichen, unabhängig von einander entstandenen Sprachen immer zahlreichere aus, und dieser Proceß der Verminderung der Anzahl der Sprachen geht auch in der neuesten Zeit (man denke an Amerika) rasch und unaufhaltsam weiter. Auch hier lassen wir uns an der Wahrnehmung der Thatsache genügen, eine tiefere Erfassung derselben und ihre Erklärung aus dem Wesen des Menschen der Philosophie überlassend.

Warum überhaupt der Mensch gerade den Laut zum Materiale genommen, in dem er seine Anschauungen und Begriffe abgebildet, nicht etwa die Gebärde, auch dieß mag eher von der Philosophie als von der Sprachwissenschaft discutirt werden; wir müssen uns ebenfalls mit der Wahrnehmung der Sache und mit dem unentwickelten Gefühle genügen lassen, daß alles dieß nach absoluter Nothwendigkeit vor sich gehen mußte und gar nicht anders sein konnte.

Während wir also über das Material der Sprache, über den Ursprung des Lautes und die Ursachen des Factums, daß verschiedenen Menschengruppen für dieselbe Anschauung, für denselben Begriff verschiedene Laute als Bezeichnung sich darbieten, im Unklaren sind, glauben wir über die Form der Ursprachen klarere Anschauungen zu haben. Da alle höher organisirten Sprachen sich als geworden erweisen, da ferner selbst die einfachsten Sprachorganismen, die factisch vorliegen, doch deutliche Spuren zeigen, daß sie ursprünglich noch einfacher waren, und da die einfachste der sprachlichen Formen, auf welche alle bis jetzt zergliederten Sprachen als auf ihre Voraussetzung hinweisen, der lautliche Ausdruck der Bedeutung allein ohne alle Bezeichnung der Beziehung ist; so erschließen wir mit Bestimmtheit, daß die Form der Ursprachen eben keine andere als die einfachste war, deren die Sprache überhaupt fähig ist, nämlich

die der Classe I. und zwar die einfachste Form dieser Klasse, nämlich A (siehe S. 11 f.). Sämmtliche Ursprachen bestanden also nur aus Bedeutungslauten, aus Lauten, die zunächst nur concrete Anschauungen reflectirten. Von hier an, von dem Vorhandensein wirklicher Sprache an, gewinnen wir festen Boden, auf dem wir fußen und den Entwicklungsgang der Sprachen weiter verfolgen können.

Wir können uns sogar die höher organisirten Sprachen wieder zurück übersetzen in jene Urform, wenn wir im Stande sind, aus den Wortformen derselben die ältesten Theile, die Kerne, an die alles übrige erst später anschoß, d. h. die reinen Bedeutungslaute, die Wurzeln, heraus zu lösen. Der Satz z. B. „der Mensch steht“, oder, was in dieser Periode wohl nicht lautlich geschieden ward, „die Menschen stehen“, oder auch „des Menschen Stand“, dieß und noch manche andere Beziehung, in welcher die Bedeutungen „Mensch“ und „Stehen“ neben einander gestellt gefaßt werden können, alles dieß muß in der Urperiode unseres Sprachkörpers gelaute haben *ma sta*, denn dieß sind die kürzesten Wurzelformen, die Grundbestandtheile jener zwei Worte. Auf dieser oder wenigstens auf einer nicht viel höher getriebenen Entwicklungsphase blieben die Sprachen der ersten morphologischen Classe stehen.

Die meisten Sprachen schritten jedoch in der vorhistorischen Zeit zu höheren Sprachformen vor, indem sie ganz so wie dieß bereits bei der Erörterung der morphologischen Formen dargelegt ist, an die Wurzeln andere, in Form und Function abgeschwächte Wurzeln als Beziehungsausdrücke antreten ließen, wodurch die Formen *Aa*, *aA*, *aAb* u. s. f. entstanden, auf welcher Stufe so zahlreiche Sprachen verharren, während nur wenige die Wurzel selbst zum Zweck des Beziehungsausdruckes veränderlich werden ließen und so das vollkommenste lautliche Bild des Denkprocesses schufen (vgl. S. 19 f.). Die Worte dieser höchst entwickelten Sprachklasse haben also in vorhistorischer Zeit mehrere Entwicklungsstadien durchlaufen. Nehmen wir das erste beste Wort unserer Muttersprache, die ja der höchsten Sprachklasse angehört, um uns an ihm die Geschichte solcher Entwicklung anschaulich zu machen. Unser (er) beugt z. B., älter (gotisch) *biugith*, weist nach den Gesetzen unserer Sprache auf ein noch früheres **biugiti* und dieses auf eine Grundform **baugati* hin. Dieß **baugati* besteht deutlich

aus zwei Elementen, aus der Wurzel *bug*, welche die Bedeutung enthält, und aus der Endung *ti*, welche das Pronomen der dritten Person ist, und „er“ bedeutet; dieß *ti* ist aber hier als Beziehungs- laut in den Dienst der Wurzel getreten. Ursprünglichst genügte nun, um die dritte Person des Präsens, sowie jede andere Beziehung des Verbum zu bezeichnen, die bloße Wurzel *bug*, wie wir ein solches Verfahren in den einfachsten Sprachen wirklich noch vor uns sehen; dieß *bug* = *A* ist die älteste Form des späteren Wortes **baugati*, beugt. Als man das Bedürfnis empfand, die Beziehung etwas genauer zu bezeichnen, fügte man dem *bug* das Pronomen der dritten Person bei und sagte, da *ti* nachweislich aus älterem *ta* geschwächt ist, **bug ta* in zwei Worten, die aber schon näher zusammen gehören, eine feste Stellung zu einander haben; *bug ta* = *A + A'*. Sodann schmolz dieß *ta*, nunmehr wohl schon in *ti* abgeschwächt, an die Wurzel an, und es entstand aus beiden Elementen ein Wort **bugti* = *Aa* (Classe II.). Endlich ward die Wurzel selbst beweglich und eine Steigerung des *u* durch vorgeschobenes *a* deutete symbolisch die dauernde Beziehung des Präsens an, zugleich erweiterte sich die Wurzel am Ende durch ein anretendes *a*; es ward so aus *bug* der Präsensstamm *bauga* gebildet, an welchen *ti* zu stehen kam, und nun erst haben wir die Form **baugati* = *A'a*. Wie nun diese zu *biugith*, beugt sich abschließ, geht uns vor der Hand noch nichts an. Die Sprache ward also allmählich.

Ueber diese vorhistorische Periode des sprachlichen Lebens, über die Sprachentwicklung füge ich deßhalb nichts weiter bei, weil man nur die oben (Kap. I.) von den einfachsten bis zu den höchsten neben einander gestellten Sprachformen als eine Entwicklungsreihe zu fassen braucht, oder, was dasselbe sagt, man braucht nur das Nebeneinander des Systems in das Nacheinander des Werdens zu wandeln, um eine allgemeine Anschauung des vorgeschichtlichen Lebens der höher organisirten Sprachen zu gewinnen. Auf jeder Stufe der Entwicklung blieben ja Sprachen stehen, und somit müssen im Systeme der Sprachformen dieselben Factoren als Abtheilungen erscheinen, die in der Geschichte als Bildungsperioden auftraten.

So wie nun eine Sprache aufhörte sich weiter zu entwickeln, so wie sie ihren relativen Gipfelpunkt erreicht hat, beginnt der langsame aber unaufhaltsam vorschreitende Proceß ihrer Zerfetzung.

Nicht nur die ganze aufsteigende Entwicklung, sondern auch die Anfänge des absteigenden Ganges der Sprachen liegen uns bei keiner Sprache in Schriftdenkmalen vor; denn nachdem die Sprache fertig war, bekliffen sich die Völker nicht sofort der Schrift; zur Hervorbringung von Schriftdenkmalen gehört ein verhältnismäßig hoher Culturgrad, eine nicht unbedeutende geschichtliche Entwicklung, und mit dieser geht ja immer (s. o. S. 35. f.) der Verfall der sprachlichen Form Hand in Hand. Es versteht sich demnach, daß wir die zweite, die historische Periode des Lebens einer Sprache nicht erst von dem Zeitpunkte an datiren können, in welchem uns die ersten schriftlichen Aufzeichnungen derselben begegnen, sondern von einem ungleich früheren.

Vom Verfalle der sprachlichen Form.

Wie die Entwicklung der Sprachen, so verläuft auch der Verfall derselben nach bestimmten Gesetzen, die wir durch Beobachtung der Sprachen zu ermitteln im Stande sind, welche wir durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch verfolgen können. Solcher Sprachen gibt es freilich nur wenige, weil nur die Sprachen der schon in sehr früher Zeit historisch gewordenen Culturvölker hier in Betracht kommen können; allein das durch diese wenigen Beispiele gelieferte sprachgeschichtliche Material ist ein so reiches, daß es vollkommen genügt, um vom Verlaufe der sprachlichen Veränderungen im zweiten Lebensabschnitte der Sprachen eine deutliche Anschauung zu gewinnen, so daß wir nunmehr auch an Sprachen, die wir nicht längere Zeit hindurch in ihrer Lebensentwicklung beobachten können, dennoch sprachgeschichtliche Wahrnehmungen zu machen im Stande sind. Wir sehen nämlich ihren Formen oft die Unursprünglichkeit an, und vermittelt der anders woher bekannten Gesetze erschließen wir mit Sicherheit die Formen, welche den vorliegenden vorausgehen mußten; wir reconstruiren so mehr oder minder die früheren Lebensepochen der Sprachen, indem wir die uns allein factisch vorliegende spätere Form in eine ältere zurückübersetzen. Es genügt — bildlich gesprochen — den untern Lauf eines Stromes zu kennen und untersuchen zu können, um zu erschließen nicht nur daß er einen obern Lauf und eine Quelle habe, sondern auch wie etwa diese beschaffen sein müssen.

Von den isolirenden Sprachen (Classe I.) können wir das Chinesische sehr weit hinauf in Schriftdenkmalen verfolgen. Während, dem Charakter dieser Sprache nach, die Veränderungen, die sie durchmachen kann, ausschließlich nur syntactischer und lautlicher Natur sind — denn an Formen hat sie niemals etwas zu verlieren gehabt — hindert uns die chinesische Schrift, weil sie keine Lautschrift ist, an der Beobachtung der Veränderung in der Aussprache; Schlüsse, gebaut auf manche Eigenthümlichkeiten in der Lautform des jetzigen Chinesisch, nebst den hier wie auf anderen Sprachgebieten an Alterthümlichkeit die Schriftsprache oft überragenden Mundarten, ersetzen wenigstens einigermaßen das, was uns die Zeichenschrift leider nicht kund zu geben vermag.

Aus der ungeheuren Masse der Sprachen der beiden Arten der zweiten Classe, der anfügenden und der combinirenden (S. 14 f.) sind nur sehr wenige Sprachen von Culturvölkern schon in früheren Jahrhunderten in Schriftdenkmalen niedergelegt worden. Das Magyarische besitzen wir in leider wenig umfangreichen Denkmälern, die in das Ende des zwölften Jahrhunderts gesetzt werden. Das Tibetische, das nach unserer Ansicht ein höchst charakteristisches Beispiel einer Sprache aus combinirenden Wortformen ist (es kennt, wie wir annehmen, nicht nur die Wortformen A und $A + A'$ [Classe I.] und aA , Aa , aAb [Classe II.], sondern auch die aus beiden combinirten, nämlich $aA' + A$, $Aa + A'$, $aAb + A'$), liefert, wie manche andere Sprachen, vor allem dadurch schätzbares sprachgeschichtliches Material, daß die Schrift eine ältere Stufe der sprachlichen Entwicklung zeigt, als die von ihr sehr stark abweichende jetzige Aussprache.

Das eigentliche Gebiet für Sprachengeschichte bilden jedoch die Sprachen der flectirenden Sprachclasse; semitisch und indogermanisch; gerade diese höchsten Sprachorganismen der bedeutendsten Culturvölker hatten viel zu verlieren und konnten also im Laufe der Jahrtausende eine lange Reihe allmählicher Veränderungen durchmachen. Vor allem aber ist es das Indogermanische, welches die reichste sprachgeschichtliche Ausbeute gewährt. Von diesem Sprachstamme wird im nächsten Abschnitte genauer zu handeln sein. Die Beispiele, deren wir in den folgenden Andeutungen benötigt sein werden, werden wir also nicht auf ertlegenen Sprachgebieten suchen, wir können sie der reichen Fülle sprachgeschichtlicher

Erscheinungen entnehmen, die unser Sprachstamm, auch in dieser Beziehung vor allen andern hervorragend, bietet; das uns benachbarte und bekannte Romanisch (Italienisch, Französisch u. a.) liefert reichen Stoff, in vielen Fällen brauchen wir nicht einmal den Kreis unserer deutschen Muttersprache zu überschreiten. Da wir jedoch in der deutschen Lautlehre weiter unten reichliche Belege für die Lautgeschichte geben müssen, so können wir die Darstellung hier nur im Allgemeinen halten, und, um Wiederholungen zu vermeiden, auf die später in der deutschen Lautlehre zu gebenden Beispiele verweisen.

Betrachten wir, wenn auch nur mit flüchtigem Blicke, die Sprache unter den Gesichtspunkten, die sie der wissenschaftlichen Anschauung bietet, und sehen wir sie darauf an, wie jede dieser Seiten in den verschiedenen Altersstufen der Sprache andere Phasen zeigt. Wir werden also zu handeln haben von der Geschichte der Laute, der Form, der Function, des Sages. Im voraus sei jedoch bemerkt, daß die Geschichte der Function auch nicht in den allgemeinsten Umrißen wird dargelegt werden können, weil diese Seite der Sprache noch gar zu wenig durchforscht, geschweige denn in ihren sie beherrschenden Gesetzen erkannt ist.

Die Laute. Zunächst die Vocale. Alle Veränderung der Laute, die im Verlaufe des sprachlichen Lebens eintritt, ist zunächst und unmittelbar Folge des Strebens, unseren Sprachorganen die Sache leicht zu machen; Bequemlichkeit der Aussprache, Ersparung an Muskelthätigkeit ist das hier wirkende Agens. Die Erklärung der Thatsachen der Lautgeschichte kann also nur von der Physiologie der Sprachorgane erwartet werden.

In Bezug auf die Vocale hat diese vis inertiae das auf den ersten Blick befremdliche Resultat, daß, während die älteren Sprachen eine nur geringere Anzahl vocalischer Laute besitzen, die späteren eine ungleich mannigfaltigere Reihe von Vocalen hervorbringen. Aber die wenigen Vocale der älteren Sprachen sind einer vom andern scharf abstechend, die der späteren bilden eine vielgliedrige Kette von Lauten, die zum großen Theile Verbindungsglieder sind zwischen jenen älteren, weiter von einander abstehenden Vocallauten; Vocalschattirungen, Mischlaute treten auf, um jene Gegensätze zu mildern, um dem Sprachorgane das Springen von einem Ansätze zum andern zu ersparen und ihm die Bequemlichkeit

unentschiedenerer, durch geringere Umstellung des Sprachwerkzeugs hervorzubringender Vocale zu verschaffen.

Wir werden später sehen, daß die indogermanische Ursprache, von welcher auch unsere Muttersprache abstammt, nur folgende einfache Vocallaute besaß: a, i, u; auch die deutsche Grundsprache kannte an einfachen, nicht diphthongischen Vocalen nur diese drei; das Mittelhochdeutsche aber vermittelt schon die Gegensätze von a, i und u durch Zwischenglieder; wir haben hier die Reihe a, e (= ä) ë (weiches e, nach i hin) i, der Abstand von a—i ist also durch zwei Zwischenglieder, Mischlaute zwischen a und i ausgefüllt, von denen der eine, e, mehr nach a hin klingt, der andere, ë, dem i näher steht; eine ähnliche Vermittelung zwischen a und u bildet o; i und u sind vermittelt durch ü, ein Laut aus i und u gemischt (d. h. es wird ein i gesprochen und dabei der Mund wie bei u gestellt); in völlig entsprechender Weise baut ö die Brücke zwischen i und dem selbst schon unursprünglichen Zwischenlaute o. Alle diese Laute kommen im Mittelhochdeutschen (mit einer Ausnahme, langes ü fehlt) auch lang vor; wir werden unten finden, daß während die deutsche Grundsprache nur neun verschiedene Vocallaute kennt, das Mittelhochdeutsche deren zweiundzwanzig besitzt.

Von allen Vocallaute ist der in unserem Sprachstamm ursprünglich weitaus häufigste, das a, am unbequemsten auszusprechen; es unterliegt daher, ohne daß nachbarliche Laute auf dasselbe einwirken, schon der zu seiner Hervorbringung nöthigen Muskelanstrengung willen, vielfacher Veränderung. Während der Aussprache von a muß die Mundhöhle ganz frei gehalten, die Zunge platt niedergelegt werden; so wie in diesem die Vocalfärbung bedingenden an das Stimmwerk im Kehlkopfe angelegte Rohr, der Mundhöhle, eine Annäherung beider Wände desselben, der oberen und unteren stattfindet, ist die Reinheit des a getrübt. Solche Annäherung findet nun gar leicht am Gaumen, dem Orte der i-Bildung, oder an den Lippen, der Stelle, an welcher der Stimmridenton zu u gestaltet wird, statt.

Tritt das erstere ein, so wird das a i-ähnlich, d. h. es wird ä, e; findet das zweite statt, so wird es u-ähnlich, d. h. zu trübem a, das wir durch å darstellen können, und zu o.

So sprach der Gote anstatt des grunddeutschen lātan, ahd. (althochdeutsch) lāzan, nhd. (neuhochdeutsch) laßen, lētan (sprich

lätan mit langem ä), das im Vocal ältere ahd. und nhd. tāt lautet gotisch *dēda* u. a.; der Franzose macht aus lateinisch *natus*, dessen erste Silbe allein ihm blieb, *né*, aus *nasus* *nez* u. s. f. Die Einmischung von *i* ist in Fällen, wie lateinisch *clarus*, franz. *clair*; lat. *sanus*, franz. *sain* u. s. f., recht augenfällig.

Ein älteres *mātáras* (Mütter) ward im Griechischen zu *mētéras*, wo der Uebergang des *a* in *e* in allen drei Silben des Wortes erscheint u. s. f. An allen diesen Wechselln ist nur eine leise Hebung des Zungenbeines schuld, und wir haben uns diesen wie ohne Ausnahme sämtliche Lautwechsel als ganz allmählich geworden zu denken; das *a* ward nach und nach so hoch gesprochen, daß es zuletzt geradezu in *ä*, *e* übergieng.

Gerade so weicht durch nicht hinreichendes Offenhalten der Lippen *a* nach *o* hin aus. Hier können wir die Uebergänge recht oft in der mundartlich gefärbten Aussprache unserer Muttersprache hören; während manche Norddeutsche das *a* hoch wie nach *ä* hin aussprechen, z. B. im Worte *vater* also den Mund weit öffnen, aber am Gaumen eben dadurch ein wenig die Zunge heben, andere das *a* in seiner vollen Reinheit hören lassen, sprechen andere Deutsche das *a* dumpfer aus, d. h. mit nicht so weit geöffneten Lippen, wie man z. B. hier in Jena meist *väter* hört, in fränkischen Mundarten *vätter* und auch geradezu *votter*.

Ein älteres *padás* (des Fußes) lautet schon griechisch *podós*, *padám* (der Füße), *podón* u. s. f.

Das lange *ä* geht nicht selten bis ins reine *ü* hinüber. So lautet z. B. im älteren Deutsch das Perfectum zu *faran* (unser *fahren*) *för*, von dem wir mit Bestimmtheit wissen, daß es aus älterem **fära* (noch älter **fafära*) hervorgegangen ist. Diesem *ö* aus *ä* schlug sich mit der Zeit ein *u* vor, anstatt *för* sprach man *fuor*, und dieß *u* verschlang zuletzt das *o*, so daß wir jetzt *für* sprechen; *bhrätar* ward so zu *brödar*, *bruodar*, *brüder* u. s. f. Dasselbe fand in anderen Sprachen statt.

Nicht selten sehen wir *a* geradezu in *i* und *u* gewandelt; dieß geschieht namentlich oft dann, wenn die Sylben mit *a* den Ton verlieren, weshalb man in diesem Wechsel von *a* zu *i* und *u* eine Schwächung desselben sieht; man erinnere sich z. B. an lat. *facio* oder *conficio* (ursprünglich war der Ton auf dem *con*), *salsus*,

insulsus u. s. f. f. Im Deutschen werden wir diesen Wechsel außerordentlich häufig finden, auch ohne Einfluß des Worttones.

Wie sich *a* in der Richtung nach *i* und *u* hin bewegt, so nähern sich diese letzteren Laute leicht dem *a*, d. h. *i* wird *e*, *u* wird *o*. Man vergleiche z. B. lateinisch *viridis* mit italienisch *verde*, franz. *verd*; lat. *nitidus* mit ital. *netto*, franz. *net* u. s. f.; lat. *crucem* mit ital. *croce*; lat. *mulier* mit ital. *moglie* u. s. f. Andere, diphthongische Färbungen von *i* und *u* mögen hier übergegangen werden.

Sehr leicht macht sich *u* aber auch noch auf einen andern Weg, nämlich nach *i* zu; so ist schon im alten Griechisch nachweislich anstatt des *u* ein *ü* gesprochen worden: *ὄς*, *οὖς* wie *hūs*, *sūs*, nicht mehr wie das entsprechende lateinische *sus*, *πλάτῦς* wie *platus*, nicht mehr wie das genau entsprechende litauische *platus* u. s. f. Lateinisch *luna* wird zu franz. *lune* sprich *lün*, *obscurus* zu *obscur* spr. *öbscür*, *plus* zu *plus* spr. *plü* u. s. f. Man sieht, auch hier hält die Schrift am älteren Sprachstande fest. Auf dem Gebiete der deutschen Sprachen zeigt sich dieselbe Erscheinung vor allem im Holländischen, wo *muur* (Mauer) nicht mehr wie *mür*, sondern wie *mür* gesprochen wird, *zür* (sauer) wie *zür* (*z* = franz. *z*), *druk* (Druck) wie *drük* u. s. f. Ähnlich verhält es sich mit dem englischen *u* in *sun* (sunne, Sonne), *nut* (Nuß) u. s. f.

Die Diphthonge (Laute, bei denen am Ende der Aussprache die Sprachorgane eine andere Stellung eingenommen haben, als zu Anfang derselben) *ai* und *au*, nicht seltene und theilweise uralte Laute des Indogermanischen, halten sich auch nicht lange rein; beide Laute beginnen bald auf einander zu wirken, und so wird aus dem Doppellaute ein allerdings weniger Muskelthätigkeit in Anspruch nehmender Einlaut; bei *ai* nähert sich *a* dem *i* und wird also zu *e*, *i* kommt dem *a* entgegen und wird also auch zu *e*, wodurch aus *ai* ein *ē* oder *â* wird; genau auf dieselbe Weise fließt *au* zu *ō* zusammen. So ward schon im älteren Latein *ai* zu *ae*, die spätere griechische Aussprache wandelte *ai* zu *ä*, das Sanskrit hat durchaus *ē* und *ō* für *ai* und *au*; lat. *aurum* wird ital. *oro*, franz. *or*, *pauper* zu *povero*, *pauvre* (spr. *pöwr*) u. s. f.; *ai* wird sehr leicht zu *ei* und *au* zu *ou* durch Annäherung des ersten Elements an das zweite, z. B. gotisch *ains*, mhd. und nhd.

einer; gotisch *läubs*, mhd. *loup*, nhd. *laub*; *ei* wird zu *ê* und *ou* zu *ô* durch Anähnlichung des zweiten Elementes an das erste, wie wir dieß weiter unten bei der Betrachtung des Deutschen finden werden (z. B. gotisch *laisjan*, hochd. *lören*, gotisch *dauths*, hochd. *tôt*); auch andere Wege können hier eingeschlagen werden, indem nämlich das zweite Element über das erste siegt, dann wird aus *ei* ein *î*, aus *ou* ein *û*. Beides sehen wir z. B. im Griechischen, wo *ei* längst wie *î* gesprochen wird, während *ou* schon vor Jahrtausenden in die Aussprache *û* übergegangen war; der Uebergang von *ei* in *î* ist im Deutschen schon in sehr frühen Perioden vor sich gegangen. Dem gotischen, nachweislich älteren *ei* entspricht in allen übrigen älteren deutschen Sprachen ein *i*, z. B. gotisch *steiga*, mhd. *stîge*, aber nhd. wieder *steige*.

Bei den vocalischen Doppellauten finden wir also anähnlichenden Einfluß des einen Lautes auf den andern. Solcher Einfluß stellt sich aber auch bei Vocalen ein, die in zwei Silben vertheilt sind und zwischen denen also Consonanten stehen. Nicht nur verändern sich demnach die Vocale selbst, ohne daß der Anstoß dazu von außen kommt, sondern vor allem auch dadurch, daß es dem Sprechenden bequemer ist benachbarte Silben mit ähnlichen oder gleichen Vocalen auszusprechen, als mit verschiedenen. Vor allem wirkt, wie wir sehen werden, der Vocal der folgenden Silbe im Deutschen und in andern Sprachen auf den der nächst vorhergehenden in anähnlichender oder angleichender Weise; aber auch vorwärts wirkende Assimilation gibt es. Die Assimilation, Anähnlichung und Angleichung ist überhaupt die wichtigste, durchgreifendste Erscheinung auf dem Gebiete der Sprachengeschichte; in anähnlichender Weise wirken Vocale auf Vocale, Consonanten auf Consonanten, Consonanten auf Vocale und umgekehrt, vorwärts und rückwärts; grammatische Formen wirken auf grammatische Formen in der Weise, daß früher verschiedene Geformtes seine Besonderheit aufgibt und namentlich vereinzelte Abweichungen den häufigeren Erscheinungen sich anschließen; auf dem Gebiete der Form nennt man aber diese Erscheinung nicht Assimilation, sondern Analogie. Ja selbst im Sagbau sind verwandte Erscheinungen nicht selten.

Wir werden von der anähnlichenden Kraft, welche die Vocale der folgenden Silben auf die der vorhergehenden ausüben, weiter unten so reichliche Beispiele finden, daß wir es füglich unterlassen

können hier dergleichen anzuführen; gerade diesem Gesetze (in der deutschen Grammatik unter dem Namen Umlaut und Brechung bekannt) verdankt das Deutsche fast ausschließlich jene Zwischenlaute wie e (ä); ë, o, ö, ü; man glaube jedoch nicht, daß diese Erscheinung auf das Deutsche beschränkt sei, im Celtischen ist sie z. B. ebenfalls sehr stark ausgebildet, und in manchen andern Sprachen bietet sie sich auch dar.

Nach von dem Einflusse der Consonanten auf die benachbarten Vocale werden sich genug Beispiele im Deutschen finden, ganz besonders entwickelt aber ist dieser Einfluß im Arabischen (nicht in der Schrift, wohl aber in der Sprache selbst). Manche Dialecte sind in dieser Beziehung besonders empfindlich, so z. B. das Angelsächsische, einige unserer oberdeutschen Volksmundarten u. a. So wandelt z. B. meine heimatliche Mundart, die nordfränkische der Stadt Sonneberg, ö in der Regel in äe, ê in ie um (löß wird zu lües, êdel zu iedel u. s. f.); nur vor r bleibt sie ê und ö, rôr, ôr, êr, mêr bleiben wie in der Schriftsprache. Einer ähnlichen Wirkung des r werden wir im ahd. und mhd. begegnen. Hier hat die Physiologie noch eine schöne Aufgabe zu lösen, da nur sie uns für diese Wahlverwandtschaften zwischen Consonanten und Vocalen die Ursache in der Natur unseres Sprachorganes aufzeigen kann.

Je länger eine Sprache lebt, desto reicher wird sie an solchen oft unglaublich feinen und subtilen Wirkungen der Laute auf einander, welche eine Menge Vocalabstufungen hervorrufen, die nur in ihren leichter faßbaren, stärkeren Unterschieden in der Schrift wieder gegeben zu werden pflegen. Diese reichere Fülle verschieden gefärbter Vocale, die Ausfüllung der Zwischenstufen auf der Tonleiter der Vocale ist somit ein Kennzeichen späterer Sprachen. Was in den älteren diese Kraft der gegenseitigen Einwirkung noch aufhält, werden wir weiter unten sehen.

Die Consonanten. Nicht minder starken Veränderungen als die Vocale sind im Verlaufe der Zeit die Consonanten unterworfen. Den festesten Stand pflegen sie im Anlaute (d. h. im Anfange des Wortes) zu haben, im Inlaute (d. h. im Inneren des Wortes) zwischen Vocalen werden sie leicht geschwächt, ja völlig verflüchtigt und aufgelöst (ausgestoßen, wie man mit einem übelgewählten Worte sagt; an ein plötzliches Hinausstoßen kann aber gar nicht

gedacht werden, sondern nur an ein ganz allmähliches Schwinden), vor andern Consonanten assimiliren sie sich diesen, oder es assimilirt sich auch der folgende Consonant dem vorhergehenden; im Auslaute (d. h. am Ende des Wortes) sind sie am meisten dem Verderben ausgesetzt, hier schleifen sie sich sehr leicht völlig ab. Vom Auslaute werden wir weiter unten noch im besondern ein Wort zu sagen haben, da er des Eigenthümlichen gar vieles bietet. Die Neigung zu schwinden oder Veränderungen sich zu unterwerfen ist nicht bei allen Consonanten gleich stark; zu den festesten consonantischen Elementen sind im Ganzen r, l, m, n zu rechnen, die momentanen Laute (k, t, p; g, d, b) werden im Allgemeinen stärker und leichter verändert als jene; s, v, j sind wohl noch flüchtiger und wandelbarer Natur.

Wie bei den Vocalen so herrscht auch bei den Consonanten in Bezug auf ihre lautgeschichtlichen Veränderungen im Ganzen und Großen Uebereinstimmung in den Sprachen, auch in völlig un-
verwandten Sprachen. Leicht begreiflich, da alle diese Erscheinungen nur durch unsere Sprachorgane bewirkt werden und diese doch wesentlich dieselben bei allen Menschen sind.

Nur ein paar Beispiele mögen hier Platz finden, um das eben im Allgemeinen Ausgesprochene wenigstens nach einigen Seiten hin einigermaßen anschaulich zu machen.

Zwischen Vocalen, oder auch zwischen Vocal und den einigermaßen vocalähnlichen sogenannten liquiden Consonanten, d. i. r, l, und den nasalen m, n, sinken gerne die lautlosen, stärker hervorgestohlenen k, t, p, in die mit Stimmton gesprochenen sanfteren g, d, b herab; auch hierin ist anähnlicherer Einfluß der Umgebung nicht zu verkennen.

Lateinisch *amatus*; im Italienischen noch *amato*, ist im Spanischen bereits *amado*; lat. *patre*, ital. *padre* u. a. Das Französische geht noch einen Schritt weiter und läßt den bereits geschwächten und vocalähnlicher gemachten Consonanten völlig im Vocale aufgehen: *aimé*, *père*; ebenso verhalten sich lat. *lactuca*, ital. *lattuga*, franz. *laitue*; p wird bis zu v erweicht, z. B. *recipere*, franz. *recevoir* u. a. Im Prakrit, einer wahrscheinlich nicht reinen Volksmundart, sondern nur nach Analogie der Volksmundarten für Zwecke des Dramas gebildeten Umgestaltung der indischen Schriftsprache, des Sanskrit, wird diese Ausstufung der

Consonanten bis ins Abenteuerliche getrieben, so daß man Formen findet wie *uaadd* für Sanskrit *upagatas* (herbeigegangen).

Unzählige Assimilationen finden beim Zusammenstoße von Consonanten statt, und allerdings ersparen diese den Sprachorganen ein wesentliches Quantum von Thätigkeitsaufwand, z. B. lat. *captivus*, ital. *cattivo*, franz. *chétif*; lat. *septem*, ital. *sette*; lat. *factus*, ital. *fatto*, franz. *fait*; lat. *dictus*, ital. *detto*, franz. *dit*; deutsch *hatté* aus *habte*; lat. *ipse*, ital. *esso*; lat. *scripsi*, ital. *scrissi*; Sanskrit *asti* (ist), Prakrit *atthi*; deutsch *krummer* für *krumber* u. s. f.

Der unverträglichste Nachbar ist der Gaumenhauchlaut *j*, ein wahrer Hausschwamm (*merulius vastator* L.) in den Gehäusen des Wortes, der selbst über seine nächste Umgebung hinaus seine zersekende Kraft geltend machen kann, und nächst ihm die palatalen Vocale (die *i* enthalten oder *ä* ähnlich sind).

Am widerstandslosesten gegen diese Laute sind die Gutturalen *k*, *g*, aber auch die anderen Consonanten unterliegen in manchen Sprachen dem Einflusse des *j*. So wird *kj* zu *tsch*, *tsj*; zuletzt, durch Assimilation, zu *s* (oder *sch*), z. B. lat. *facies* (= *fakjes*, woraus aber sehr frühe schon *fatjes* in der Aussprache ward), ital. *faccia* d. i. *fatscha*, franz. *face* d. i. *fass*, ebenso lat. *bracchium*, ital. *braccio*, provençalisch *bratz*, franz. *bras*, was jetzt gar nur noch *bra* gesprochen wird u. s. f. Anderen Consonanten ergeht es in ähnlicher Weise; lat. *palatium*, ital. *palazzo*, franz. *palais*; lat. *hodie*, d. i. in späterer Aussprache *hodje*, ital. *oggi* (spr. wie ein franz. *odji*, slaw. *odzi*, für die medialen Zischlaute fehlt es unserer Schrift an Zeichen), wie Sanskrit *vidjā* im Bali zu *vig'g'ā* (d. i. *vidjā*, das *j* nach französischer Art, mit slawischer Schrift *vidza*) wird. Sogar *pj* und *bj* müssen in eine ähnliche Gruppe zusammenfließen: *appropriare* (von *prope*, *propius* gebildet), ital. *approciare* (spr. *approtschare*), franz. *approcher* (wo ebenfalls nur der Zischlaut geblieben ist); lat. *debeo* (d. i. in späterer Aussprache so viel als *debjo*), ital. *deggio* u. s. f. Im Slawischen und Litauischen, aber auch im Altgriechischen und in ganz unverwandten Sprachen, wie z. B. im Tibetanischen, im Neuarabischen u. s. f., überall finden sich ähnliche Erscheinungen. Namentlich die Gutturalen leiden auch vor silbgebildendem *i*, *e* leicht Schaden, ja sie wandeln sich sogar spontan

in ähnliche Laute um; wie durch den Einfluß dieser palatalen Vocale. Lateinisch *vicinus* wird italienisch zu *vicino* (spr. vitschino), franz. *voisin*; lat. *gentem*, ital. *gente* (spr. franz. *djente*, slav. *dzente*), franz. *gens* u. s. f.

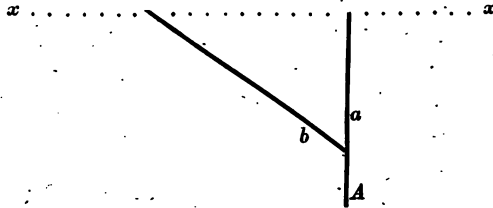
Die spontane Veränderung der Gutturalen findet sich schon im ältesten Sanskrit; aus dem Romanischen gehören z. B. das franz. *ch*, früher wie *tsch*, jetzt wie *sch* gesprochen, für ursprüngliches *c* (*k*) hierher, wie in *choso* aus *causa*; *coucher* aus **col-care* d. i. *collocare*, *chambre* aus lateinisch *camera*, später *camra* u. s. f.

Hier sehen wir zwischen *nr* zur Erleichterung der Aussprache ein *b* eingeschoben und bei dieser Veranlassung sei bemerkt, daß auch Einschreibungen zum Zwecke bequemerer Aussprache keineswegs zu den seltenen Erscheinungen in der Lautgeschichte gehören; so finden wir *str* für ursprüngliches *sr*, *ndr* für älteres *nr* u. a.

Eine Menge von Erscheinungen dieser Art kann ich hier nicht einmal andeuten; es soll hier ja keine Lautgeschichte gegeben werden, sondern nur eine allgemeine Anschauung von der großen und mächtigen Veränderung, welche im Laufe der Zeit die Sprachlaute erfahren, um so auf das vorzubereiten, was wir später bei der Betrachtung des Deutschen wahrnehmen werden. Und dazu mögen die obigen mit flüchtigen Strichen hingeworfenen Umrisse vielleicht genügen.

Diese gesetzmäßige Veränderung der ursprünglichen Laute, sowie die Veränderung der Sprachen überhaupt verläuft zwar in einer im Ganzen und Großen bei allen beobachteten Sprachen übereinstimmenden, im Einzelnen jedoch vielfach abweichenden Weise. Sie findet sogar auf dem Gebiete einer und derselben Sprache durchaus nicht in völlig adäquater Weise statt, vielmehr wandelt sich die Sprache auf verschiedenen Theilen ihres Gebietes in einer mehr oder minder nur diesem Gebiete eigenthümlichen Weise; so entstehen aus einer Sprache bloß durch das längere Leben derselben mehrere Sprachen, die eine Sprache löst sich durch den sprachgeschichtlichen Proceß in mehrere Sprachen auf, welche mit der Zeit demselben Gesetze verfallen (s. o. S. 27, wo dieser Punkt bereits besprochen werden mußte). In der Regel also lebt dann die ältere Sprache als solche gar nicht mehr, sie ist in die jüngeren aufgegangen. Von dieser weichen manche stärker, manche schwächer

von der gemeinsamen Grundsprache ab; manche Töchter bleiben der Mutter treuer, manche entwickeln sich eigenthümlicher, je nachdem, namentlich historischen Verhältnissen zufolge (S. 35 f.), auf der einen Stelle des Sprachgebietes die Wandlung stärker, schneller verlief, als auf der andern. Ja es können sich zwei oder mehr Theile eines Sprachgebietes so stark in dieser Beziehung unterscheiden (indem sich der eine rasch und schnell in die Formen jüngerer Sprachen wandelte, während der andere nur sehr geringe Veränderungen zuließ und die ältere Form im Wesentlichen beibehielt), daß wir versucht sein können, die eine Sprache als Muttersprache, die andere als Tochtersprache zu betrachten; die dann beide zugleich leben würden. So könnte man z. B. das Lettische eine Tochtersprache des Litauischen nennen. Bei näherer Betrachtung aber zeigt es sich, daß auch hier jene Sprache, welche der jüngeren zu Grunde liegt, nicht die ist, welche jetzt noch lebt, sondern eine in gar manchen Punkten doch noch alterthümlichere, daß wir also auch hier nicht eine Ausnahme von jenem durchgreifenden Gesetze der Differenzirung finden. Wie könnte auch ein Sprachgebiet (die scheinbare Mutter) völlig unverändert geblieben sein in einem Zeitraume, der hinreichte, den anderen Theil der Grundsprache eine so starke Wandlung durchmachen zu lassen? Wir können dieses Verhältniß, ein keineswegs seltenes, in folgender Weise wohl anschaulich machen.



Die Grundsprache A theilt sich in die Sprachen a und b in der beschriebenen Weise nämlich so, daß der Theil des Sprachgebietes b stärkeren Veränderungen unterliegt als der mit a bezeichnete. Bis zum Durchschnitt xx hat also b sich viel weiter von A entfernt als a, und dieß macht eben unser Schema dadurch anschaulich, daß es bx stärker von der geraden Richtung abweichen läßt als ax, das mehr als eine directe Fortsetzung von A erscheint (wir können uns unter A die litauische Grundsprache, unter ax die litauische und unter bx die lettische Sprache

denken, oder in ähnlicher Weise sich verhaltende Sprachen oder Mundarten). Wiederholen sich nun in den einzelnen auf diese Art entstandenen Sprachkörpern solche Verhältnisse, so entsteht eine oft höchst mannigfaltige und vielfache Verzweigung, wie wir denn im folgenden Kapitel beim indogermanischen Sprachstamme ein solches Beispiel kennen lernen werden.

Ungleich mächtiger aber als die Wandlungen des Anlautes und Inlautes der Worte sind die Verheerungen, welche der Zahn der Zeit am Auslaute der Worte anrichtet. Die Laute am Ende der Worte haben den schlimmsten Stand, es sind oft geradezu verlorene Posten. Am Ende des Wortes ist die Kraft der Sprachorgane am schwächsten, hier streben die Sprachen vor allem nach Erleichterung.

Am leichtesten geschieht es, daß von zwei auslautenden Consonanten einer hinwegfällt, wie z. B. im Griechischen *ἔπερον* (3 Plur.) für *ἔπεροντ* (vgl. *φέρουσι* = *φέρουτι* und das Lateinische), *πατήρ* für *πατέρος* steht u. s. f. Ferner geschieht es, daß nur gewisse Consonanten bequem genug für den Auslaut befunden werden; die übrigen müssen fallen oder sich in jene der Sprache allein erträglich wandeln; so duldet z. B. das Griechische nur *n*, *r*, *s* im Auslaute, und ein *ἔπερε* steht für *ἔπερετ*, während in *τέρας* für *τέρατ* (vgl. *τέρατος*) das *τ* in *s* gewandelt ist. Sodann wird gar kein Consonant mehr im Auslaute geduldet, wie im Italienischen, Altbulgarischen (Altkirchenslawischen); lateinisch *bonus* ist italienisch *buono*; einem litauischen *vilkas* steht ein slawisches *vlükü* (Wolf) zur Seite u. s. f.

Doch nicht nur die Consonanten, auch die Vocale des Auslautes und der auslautenden Silben haben von ihrer ausgelegten Stellung zu leiden; die kurzen Vocale schwinden zu kaum noch hörbaren Nachklängen zusammen und verlieren sich endlich ganz, die langen Vocallaute werden erst verkürzt und gehen zuletzt auch noch den Weg der kurzen. Dergleichen Erscheinungen können wir an unserer eigenen Sprache beobachten; anstatt *wolke* (Dat. Sing.) hört man vielfach schon *wolf* mit völlig geschwundenem *e*, das ja selbst mehr ein bloßer Nachklang als ein voller Vocal ist; in der ältern Sprache, im Gotischen, lautete dieses Wort noch *vulka* und wir wissen, daß dieses a in noch älteren Perioden der Sprache lang war und aus ursprünglichem *ai* hervorgegangen ist, ursprünglich lautete unser Wort *varkai*.

Endlich schwinden die unbetonten Endsilben völlig hinweg und auf diese Art entstehen jene oben in einzelnen Beispielen schon angeführten Wortformen, in denen vom ganzen Worte nur noch die Tonsilbe geblieben ist, wie französisch *hommes*, d. i. om aus *hominès*, englisch *had* aus *habaidèdeima* u. s. f.

Der Wortton kommt zur alleinigen Herrschaft, der frühere Gegensatz langer und kurzer Vocale löst sich in den betonter und unbetonter Silben auf; die unbetonten Silben werden als kurz, die betonten als lang empfunden und mit der Zeit schwinden die unbetonten Silben nach der Tonsilbe völlig, während die ihr vorausgehenden doch noch einigen Halt zeigen.

Es liegt klar zu Tage, wie durch solche Verluste am Auslaute, also an jenem Theile des Wortes, wo die meisten Sprachen ihre wortbildenden Organe oder, was dasselbe sagt, ihre grammatischen Beziehungselemente haben, die Form der Sprachen wesentlich verändert werden muß.

Allein schon in älteren Sprachperioden, zu einer Zeit, in welcher die Laute noch standhafter sind, beginnt sich eine Macht geltend zu machen und feindlich auf die Mannigfaltigkeit der Formen zu wirken und sie mehr und mehr nur auf das allernothwendigste zu beschränken. Dieß ist die oben schon erwähnte Anähnlichung namentlich der weniger häufig in der Sprache gebrauchten, in ihrer Besonderheit aber wohl gerechtfertigten Formen, an andere, vor allem an vielfach gebrauchte und so stark ins sprachliche Gefühl sich einprägende, die Analogie. Das Streben nach bequemer Uniformirung, nach Behandlung möglichst vieler Worte auf einerlei Art und das immer mehr ersterbende Gefühl für die Bedeutung und den Ursprung des Besonderen hat zur Folge, daß spätere Sprachen weniger grammatische Formen besitzen als ursprünglichere, daß der Bau der Sprache mit der Zeit sich immer mehr vereinfacht. Der alte Reichthum an Formen wird als entbehrliche Last nunmehr bei Seite geworfen. Während also die Sprachen im Verlaufe ihres späteren Lebens an Lautmannigfaltigkeit zunehmen, verlieren sie die ältere Fülle grammatischer Formen.

Wie in allen späteren Sprachen, so tritt auch in unserer deutschen Muttersprache die eben in Umrissen gezeichnete Richtung stark hervor. Während z. B. ursprünglich und noch im Gotischen und dem älteren Deutsch überhaupt Wörter wie *sunus* (Sohn),

handus (Hand), Acc. Plur. sununs, handuns, ihren besonderen Stammauslaut u hatten, durch den sie sich von den anderen, allerdings häufigeren, auf a und i unterschieden — so lauteten z. B. die Accusative Pluralis von i-Stämmen gastins, mahtins, daraus später auf uns bekannte Art gäste, mächte ward, indem das i auf das vorhergehende a wirkte, die Endung aber sich verflüchtigte — machen wir längst keinen Unterschied mehr zwischen jenen u-Stämmen und den i-Stämmen; diese u-Stämme haben ihre Besonderheit aufgegeben und sind der Analogie der i-Stämme gefolgt; wir sagen söne, hände gerade so wie gäste, mächte. Schon in älteren Sprachen schwindet die Declinationsweise der Nomina, deren Stämme auf einen Consonanten auslauten, leicht zu Nesten zusammen, oder völlig, und eben so verliert sich leicht jene Conjugationsweise, welche die Endungen unmittelbar an den Auslaut der Verbalwurzel treten läßt; die consonantischen Nomina treten in die Analogie derer über, welche auf einen Vocal schließen, und die bindevocallosen Verba werden bindevocalisch. Ursprünglich hieß es z. B. admi (ich esse), aber bharāmi (ich trage), im Lateinischen aber schon edo wie fero und im Gotischen bereits ita (unser esse) wie baira (jetzt verloren, es würde bere lauten und „ich trage“ bedeuten). Wir werden im Deutschen so viele Fälle von späterer Analogie finden, daß ich füglich unterlassen kann, hier weitere Beispiele vorzuführen.

Auch außer dem Einflusse der Analogie ist jedoch in den Sprachen ein Streben nach Vereinfachung der sprachlichen Form, nach Beschränkung der Anzahl der Formen nicht zu verkennen. Von diesem Zusammenschmelzen der grammatischen Formen, deren ursprünglicher Reichthum im späteren Sprachleben als lästiger Ueberfluß empfunden wird, liefert die Geschichte unseres Sprachstammes, des Indogermanischen recht schlagende Beispiele. Das Indogermanische hatte ursprünglich sieben Casus und einen Vocativ, drei Zahlen: Singular, Plural und Dual; die letztere Form ist die, welche den Sprachgefühle am entbehrlichsten erscheint, denn es geschieht in vielen Sprachen, in manchen schon sehr frühe, daß die Pluralform auch da gebraucht wird, wo von der Zweizahl die Rede ist, die Dualform pflegt an den Worten für „zwei“ und „beide“ am längsten zu haften. Bald geschieht es aber auch, daß ein Casus die Function des andern mit übernimmt, wie z. B. im

Deutschen der Genitivus zugleich als Ablativus fungirt, der Locativus meistens den Dativus ersetzt; den Instrumentalis sehen wir im Althochdeutschen verschwinden und durch den Dativ ersetzt werden. So schmelzen zwei, ja mehrere ursprünglich verschiedene Casus zu einer Form zusammen, die Anzahl der lautlich verschiedenen Casusformen wird immer geringer und zuletzt, wenn die Abschwächung des Auslautes noch hinzutritt, geschieht es leicht, daß alle Casusformen sammt und sonders schwinden; dann gilt eine Form des Nomens für alle Casus.

Beim Verbum sehen wir Aehnliches. Eine Form für das Mediopassiv, wie sie im Sanskrit, Zend und Griechischen sich findet, sehen wir innerhalb der deutschen Sprachfamilie nur noch im Gotischen, aber auch da schon stark geschwächt; der Optativ muß im Deutschen den Coniunctiv mit ersetzen und von den ursprünglichen Tempusformen hat unsere Sprachfamilie gar nur zwei gerettet, Präsens und Perfectum, von denen die erstere in der älteren Sprache auch die Function des Futurum, die letztere die des Imperfects, Aorists, Plusquamperfects übernehmen muß.

Uebrigens kann natürlich die bloße Auslautschwächung ohne Zuthun der eben besprochenen Agentien (der Analogie und dem Streben nach Vereinfachung der Sprachform) die Ursache seyn, daß ursprünglich lautlich geschiedene Formen im Verlaufe der Zeit in einen Laut zusammenfallen. Man sagte z. B. ahd. gebam, älter gebamēs, erste Pers. Plur. (wir geben); gebant, dritte Plur.; Infinitiv geban; mhd. muß aus diesen Worten, nach den Gesetzen dieser Sprache, geben, gebent, geben werden, wodurch die beiden Präsensformen sich schon näher gerückt sind, die erste Pluralis aber mit dem Infinitiv völlig zusammenfällt; nhd. verflüchtigt sich auch noch das t der letztern Form und nun gilt geben als erste und dritte Plur. Präsens und als Infinitiv. Solcher Fälle kann man im Deutschen nicht wenige zusammenstellen; wir werden indeß weiter unten auf diese Dinge zurückkommen.

Gewiß hat sich manchem der Leser bereits der Gedanke aufgedrängt: wie kommt es doch, daß in den ältesten Sprachen diese mächtigen Veränderungen ferne gehalten werden, daß die später unverträglichsten Laute lange Zeit hindurch ruhig neben einander stehen und die Sprache frei von Analogie, im vollen Besitze ihrer Formen ist? -Die Beschaffenheit der Sprachorgane, der

Aufwand von Muskelthätigkeit beim Hervorbringen der Laute war doch zu allen Zeiten derselbe, warum empfand man nicht schon früher das Bedürfnis, die Thätigkeit der Organe auf ein geringeres Maß zu bringen? Warum war damals der Formenreichtum keine Last, wie später? Nun, so ganz schlummern auch in den ältesten Sprachen die später allerdings stärker wirkenden Zerstörungselemente nicht, ich bemerkte oben (S. 47) bereits, daß wir sogar wohl keine einzige Sprache in voller Integrität kennen. Aber immerhin währt es lange Zeit, bis die höheren Grade der Zersetzung eintreten. Das nun, was die Sprachen in früheren Lebensepochen hält, ist das Gefühl für die Function der einzelnen Elemente des Wortes; so wie dieß Gefühl schwächer wird, verwittern und verwischen sich die scharf geschnittenen Formen des Wortes und das Streben, das in seiner Bedeutsamkeit nicht mehr Empfundene zu entfernen, bethätigt sich.

Zersetzen wir uns nochmals zurück in die erste, die vorhistorische Periode der Sprache, in die Periode der Sprachbildung. Als die Formen entstuden, fühlten natürlich die sie schaffenden Menschen ihre Function vollkommen, denn Form und Function sind ja ihrem Wesen nach unzertrennlich, wie Form und Inhalt. Dieß Gefühl erstarb natürlich nicht sogleich, als der Bildungsproceß der Sprache abgelaufen war und die Völker historisch wurden; es lebt noch lange Zeit hindurch fort, wird aber immer schwächer und schwächer, bis es endlich fast ganz erlischt. So lange und in so weit das Gefühl für die Function einer Wortform noch lebendig ist, wird diese natürlich in ihrer wesentlichen Integrität vor dem zersetzenden Einflusse der Lautgesetze u. s. f. bewahrt bleiben; in dem Maße wie es erlischt, stirbt das Wort ab, bis es zuletzt so zu sagen eine Leiche wird, die nun des Lebens bar, den Gesetzen der lautlichen Zersetzung anheim fällt. Ein Beispiel wird das Gesagte anschaulich machen. Der Römer sagte *dictus*, nicht detto wie der jetzige Italiener. Er muß also wohl noch gefühlt haben, daß die die Wurzel ist mit der Function, die Bedeutung des Sagens lautlich auszudrücken, daß tu die Function hat, den Wurzeln die Beziehung eines Particips Perfecti Passivi zu geben, und endlich, daß die Function des *s* die ist, den Nominativ Singularis der belebten Nomina zu bezeichnen. So lange dieß Gefühl lebendig war, konnte keine Zersetzung über das Wort *dictus* Macht

gewinnen, es war lebendig und jeder seiner Theile war von solchem Leben durchströmt.

Je länger aber Völker leben, je historischer sie sich entwickeln, desto mehr entfernen sie sich von ihren vorhistorischen Zuständen, d. h. desto mehr zieht sich der Geist aus der Sprache, aus dem Laute heraus, in dem er einst allein lebte, desto mehr wird die Sprache, die einstmals selbst Zweck des Geisteslebens war, nur Mittel für dasselbe, Mittel des Gedankenaustausches. Nun liegt dem Redenden nichts mehr daran, wie das Wort gebildet ist, es reicht für ihn hin, seine Function im Ganzen zu kennen, dictus heißt „der Gesagte“, das ist genug; das Gefühl, daß diese Function nur die Resultante aus den Functionen der einzelnen Theile dictu, s ist, ist geschwunden. Ist es einmal so weit gekommen, so kann der Sprache an der Erhaltung der Integrität der einzelnen Worttheile nichts mehr gelegen sein, bleibt doch dem Worte im Ganzen seine Function, auch wenn man sich dessen Aussprache erleichtert. So kommt es nun, daß, so wie der eine Theil nicht mehr als Wurzel empfunden wird und der andere als Beziehungslaut, die Laute beider, da wo sie zusammenstoßen, auf einander zu wirken beginnen; aus et wird das bequemere tt und nun ist es dem Ungelehrten gar nicht mehr möglich, die Wurzel heraus zu fühlen, zumal, wenn nun auf gleiche Weise ein dissi aus dic-si entsteht neben einem ditsche (dice) und dic-o. Der Auslaut s mußte eben so fallen als Opfer der bequemeren Aussprache, die keinen Consonanten im Auslaute mehr duldete und zuletzt ward aus ditto das noch bequemere detto, da e dem o näher steht als i. Nun, da an einem Worte wie ditto gar keine Gliederung mehr empfunden werden kann, geht der Proceß der Vereinfachung unaufhaltbar weiter; was ditto leistet, dazu genügt dit ebenso gut, ja ein bloßes di; so weit ist das Französische gegangen und hat damit, nach unserem Ermessen, wohl die äußerste Grenze der lautlichen Abschwächung erreicht.

Wir wollen das Gefühl für die Function des Wortes und seiner Theile kurzweg Sprachgefühl nennen. Das Sprachgefühl ist also der Schutzgeist der sprachlichen Form; in dem Maße wie er weicht und zuletzt ganz schwindet, bricht das lautliche Verderben über das Wort herein, Sprachgefühl und Integrität der lautlichen Form stehen also in geradem; Sprachgefühl

und Lautgesetze, Analogie, Vereinfachung der sprachlichen Form in umgekehrtem Verhältnisse zu einander.

Von den uns zunächst stehenden Nationen haben wohl die Römanen das schwächste Sprachgefühl, wir Deutsche haben auch keinen Ueberfluß daran, viel stärker lebt es noch bei den Slawen, sehr stark beim Litauer fort. Den Schluß auf die nothwendige Ergänzung hierzu, nämlich auf den Zustand der sprachlichen Laute und Formen, kann man leicht machen.

Wie sollte auch ein Franzose bei Worten wie dit, été (aus esté, dieses aus sté = lateinisch sta-tu-s) u. s. f. etwas anderes empfinden, als daß das eine „gesagt“, das andere „gewesen“ bedeutet? Wie sollte er fühlen können, daß été und station die nächsten Verwandten sind, zumal sich in été auch die Function (ursprünglich „gestanden“) so stark abgeschwächt hat?

Wir Deutschen fühlen auch im ganzen wenig mehr bei unseren Worten. Wer denkt bei lös (solutus) an verlieren (für verliesen), obgleich der Wechsel von s und r aus Beispielen, wie gewesen neben war unserem Gefühle geläufig sein sollte; bei taufen an tief, bei gift an geben, bei trifft an treiben, bei gestalt und stall an stellen, bei last an laden u. s. f.? Nichts empfinden wir bei diesen Worten als ihre Function, die sie als Ganzes haben, ihre eigentliche Tiefe ist uns verschlossen. Ich wette darauf, keiner meiner Leser, wenn er nicht etwa das Deutsche wissenschaftlich getrieben hat, hat dem Worte vergnügen etwas von genug; wovon es abgeleitet ist, angefühlt; ja sogar bei würfel, einem Worte, so klar gebildet wie nur möglich, denken wir viel weniger an würf und werfen, als an die cubische Gestalt. Wer ahnt noch den Zusammenhang von frau (Herrin), Fronfestung, Fronleichnam, frönet (von dem verlorenen frö, Herr) und Freude? Unzählige in ihrem eigentlichen Wesen, in ihrer wahren Function nicht mehr gefühlte Worte führen wir im Munde.

Hier sehen wir klar, was Mangel an Sprachgefühl ist; denken wir uns den Sachverhalt umgekehrt, nehmen wir an, daß alle Worte dem unmittelbaren Gefühle noch durchsichtig und lebendig, ja lebendiger seien, als sie die gelehrte Erkenntniß oft nur mit Mühe zu machen im Stande ist, so erhalten wir eine Vorstellung von dem was Sprachgefühl ist.

Die Function ist also nicht nur in der Entwicklungsperiode

der Sprache, sondern auch in der Periode des Alterns, der Sprache innerster Kern, von dessen Leben das Gedeihen und die Erhaltung des Lautleibes abhängt. Die Veränderungen, die mit der Function der Sprachen im Laufe der Zeit vorgehen, sind also eben so bedeutend, eben so weit greifend, als die ihr zur Seite gehende Veränderung der lautlichen Form.

Die wichtigste dieser Veränderungen ist ohne Zweifel die bereits hervorgehobene. Die Function der Beziehungslaute im Gegensatz zu der des Bedeutungslautes wird nicht mehr empfunden, sie erlischt mehr und mehr, die Worte werden nur als solche im Ganzen gefühlt.

Nach welchen Gesetzen sich die Function der Worte selbst im Laufe der Zeit verändert, dieß zu erforschen, d. h. aus der Masse der Einzelbeobachtungen das Gesetz zu finden, ist eine noch nicht ernstlich in die Hand genommene Aufgabe unserer Disciplin, deren Lösung allerdings auf große Schwierigkeiten stoßen dürfte. Leider kann ich diesen wichtigen Theil der Sprachengeschichte auch nicht in den allgemeinsten Umrissen andeuten.

Eine andere, Angesichts der geschilderten Sprachzerfetzung sich leicht aufdrängende Frage ist folgende: vermag die Sprache eine so große Einbuße an Formen zu ertragen? Ersetzt sie vielleicht das auf der einen Seite verlorene auf eine andere Weise wieder? Beide Fragen sind bedingungsweise mit ja zu beantworten. Allerdings vermag sich die Sprache mit einer sehr geringen Anzahl grammatischer Formen vollkommen gut zu behelfen, sie kann ja, wie wir bei den isolirenden Sprachen fanden (Classe I), aller grammatischen Formen entzathen; aber es stehen den späteren Sprachen auch noch Mittel zu Gebote, die erlittene Einbuße an grammatischen Formen theilweise wenigstens zu ersetzen. Diese Mittel sind Zusammensetzung von Worten und Umschreibung. Das letztere ist syntactischer Art und bei der Geschichte des Sachbaues zu besprechen. Bleiben wir bei der Zusammensetzung einen Augenblick stehen. Es ist das einzige Mittel der Wortbildung, das in späteren Lebensepochen der Sprache noch zu Gebote steht. Neue Casus-, Modus- und Personalendungen, neue Nominal- und Verbalbildungen weisen anstatt der verlorenen können nicht wieder hervorsprossen; der Stoff, aus dem die Sprache in vorhistorischer Zeit ihre wortbildenden Elemente nahm, jene noch nackten Wurzeln allgemeinerer

Bedeutung (vgl. S. 7 und 9 f.) sind ja längst nicht mehr vorhanden und überdies ist ja eben gerade für diese frühere Art der Wortbildung, für die Function aller Beziehungselemente das Gefühl mehr oder minder erstorben. Sollen also neue Formen entstehen, so kann dieß nur auf eine einzige Art stattfinden: es müssen fertige Worte als Wortbildungselemente verwendet werden, denn nur solche besitzt nunmehr die Sprache, nur für die Function des ganzen Wortes lebt noch das Gefühl. Ganze fertige Worte treten mit andern Worten zu einem Ganzen, zu einem neuen Worte zusammen, d. h. es werden grammatische Formen durch Zusammensetzung gebildet. Je länger eine Sprache schon gelebt hat, desto mehr zusammengesetzte Bildungen wird sie in der Regel besitzen (falls sie nämlich überhaupt zu neuen Bildungen geschritten ist). Ein Beispiel möge diesen Vorgang anschaulich machen.

Das Indogermanische besaß ursprünglich ein Imperfectum, d. h. eine Form des Präsensstammes, an welche eine auf die Vergangenheit hinvelfende Partikel, Augment genannt, angeschmolzen war, die übrigens auch fehlen konnte, und welche die abgestumpftere Form der Personalendungen hatte. So haben wir im Griechischen z. B. zum Präs. λέγω (legō), Grundf. lagāmi, das Imperfect λέγον (élegon), Grundf. alagam. Durch die um sich greifende Analogie der volleren Personalendungen treten nun aber leicht diese auch da ein, wo die abgestumpfteren zu stehen hätten und ursprünglich stunden, das Augment kann ja überhaupt fehlen und fehlt manchen indogermanischen Sprachen völlig. Treten diese beiden Umstände ein, Verlust der abgestumpfteren Personalendungen und des Augments, wie z. B. im Lateinischen dieß der Fall war, so wird die Bildung einer vom Präsens unterschiedenen Imperfectform zur Unmöglichkeit. Behilft sich nun ferner eine Sprache nicht mit einer andern Form des Präteritum in der Weise, daß etwa, wie im Deutschen, das Perfect zugleich als Imperfect gilt, sondern kann sie einer speciellen Form für das Imperfect nicht entrathen, so bleibt ihr nichts übrig, als auf dem Wege der Zusammensetzung eine neue Imperfectform zu schaffen. So verfuhr das Lateinische, es setzte das Imperfect der Wurzel fu, ursprünglich fuam, dann fūrger sam, das einzige Imperfect, das ihm außer eram noch verblieben war (eram für esam ist Imperfect zu es-se), an den Präsensstamm an und bildete sein legesam, für welches einem Lautgesetze

zufolge *legebam* eintreten mußte (f wird im Inlaute regelmäßig zu b). So erreichte das Lateinische durch ganz andere Mittel denselben Zweck mit seinem *legebam*, wie der Grieche durch sein *ἔλεγον*.

Das späte Auftreten solcher Zusammensetzungen erkennt man leicht daran, daß jede Sprache sie auf ihre eigene Art bildet, so hat z. B. das Lateinische sein *ama-vi* aus *ama-fui* (lieben-war ich), das Deutsche aber *salbō-da*, Plur. *salbō-dēdum* (salbte, salbten, wörtlich „salben that ich, thaten wir“).

Solche wirkliche Zusammensetzungen fallen aber immer noch in eine verhältnißmäßig alte Zeit des Sprachlebens; wir finden sie beim ersten Erscheinen der Sprachen schon vor. Viel jünger sind jene Zusammensetzungen, die genau genommen nichts anderes sind als Zusammenrückungen früher getrennter Worte, wie wir sie z. B. in der Conjugation der romanischen Sprachen häufig finden. Die ältere Bildung des Futurs z. B. ging verloren, man umschrieb diese Form und rückte dann die Umschreibung in ein Wort zusammen: italienisch *canterò* aus *cantar ho*, französisch *chanterai* aus *chanter ai* (lateinisch wäre dieß *cantare habeo* zu singen habe ich, d. h. ich werde singen); italienisch *canterai* aus *cantar hai*, französisch *chanteras* aus *chanter as* (*cantare habes* zu singen hast du); italienisch *canterà* aus *cantar ha*, französisch *chantera* aus *chanter a* (*cantare habet* zu singen hat er) u. s. f. Auf diese Art sind nicht wenige Formen des romanischen Verbuns gebildet.

Dieß führt uns auf das vierte und letzte Moment, in welchem sich die Sprache im Laufe der Zeit nicht minder stark verändert, als in den bereits besprochenen, auf den Satzbau. So eben fanden wir den Satz als Mittel gebraucht, um verlorene Wortbildungen zu ersetzen. Neue Wortbildungen sind nicht mehr zu erzeugen, der Satz muß also aushelfen, wo verlorene Formen ersetzt werden sollen, d. h. anstatt der Wortbildung tritt Umschreibung ein; den Dienst, welchen früher die Beziehungslaute leisteten, müssen jetzt Beziehungsworte übernehmen, die Function, die früher ein Wort hatte, übernehmen jetzt mehrere Worte. Leicht thunlich wird dieß den Sprachen dadurch, daß nunmehr viele Worte ihre ursprünglich concretere Bedeutung verallgemeinert, ins Abstracte verflüchtigt haben und zugleich in ihrer Form sich verkürzten; so

entstanden die sogenannten Hilfsverba, Artikel, Präpositionen und Conjunctionen. Mit Hinblick auf diese Erscheinung hat man die älteren Formen unseres Sprachstammes synthetische Sprachen, die späteren analytische Sprachen genannt.

In der Declination müssen Präpositionen erst die geschwächten Casusformen in ihrer Function unterstützen, später die geschwundenen Casus geradezu ersetzen; ein ahd. Instrumental, wie *wortu*, muß jetzt durch „mit dem Worte“ oder „mit einem Worte“ gegeben werden; die Casusfunction übernimmt die Präposition, das abgeschwächte Demonstrativpronomen fungirt als bestimmter, das Zahlwort „eins“ als unbestimmter Artikel, während die frühere Sprache das Bedürfnis gar nicht hatte, der Auffassung in dieser Weise zu Hilfe zu kommen. Um das lateinische *hominis* wieder zu geben, muß der Franzose drei Worte in Bewegung setzen: *de l'homme* (*de illo homine*) oder: *d'un homme* (*de uno homine*) u. s. f.

Das Schwinden der Casus und ihren Ersatz durch Präpositionen können wir in unsrer jetzigen deutschen Sprache recht deutlich beobachten. Anstatt „eines Ereignisses gedenken, süßen Weines voll“ u. dgl., pflegen wir im gewöhnlichen Leben schon zu sagen: „an ein Ereignis denken“ und „voll von süßem Weine“, ja manche deutsche Volksmundarten haben den Genitiv fast spurlos verloren und sagen z. B. anstatt „meines Bruders Sohn“, entweder „der Sohn von meinem Bruder“ oder „meinem Bruder sein Sohn“.

Was beim Nomen der Artikel, das ist beim Verbum das Personalpronomen; die ältere Sprache bedarf sein nicht, weil es in der Personalendung ja enthalten ist; griech. *ei-mi* ist „gehen ich“, *légō* für *legō-mi* „lesen ich“ und so verhält es sich in allen Formen aller indogermanischen Sprachen.

So wie aber die Function der die Person bezeichnenden Beziehungselemente des Verbums nicht mehr im Sprachgeföhle lebt, muß dem Verbum das Pronomen beigegeben werden (so wird also dieselbe Beziehung zweimal bezeichnet, weil man die ältere Bezeichnung nicht mehr als solche wahrnahm). Ein lateinisches *amo*, *amas*; *amat*, ein gotisches *quitha*, ahd. *quidu*, reichte vollständig aus; später mußte man sagen *jaime* (= *ego amo*), *tu aimes* (*tu amas*), *il aime* (*ille amat*) und im Deutschen „ich sage“ u. s. f.

Wie die Casus durch Präpositionen, so wird der Modus durch Conjunctionen zuerst gestützt, dann ersetzt: lateinisch *cantem*, französisch *que je chante* (*quod ego cantem*).

Auch Tempusformen werden oft umschrieben und so sind unferre „ich habe gethan, ich werde thun, ich bin gegangen, ich war gewesen“ sämmtlich jüngeren Ursprunges.

Schon hierdurch erhält der Satz in den späteren Lebensaltern der Sprache ein anderes Gepräge und seine Aufgabe wird eine wesentlich erweiterte; letzteres findet aber auch in anderer Beziehung noch statt. Die Stellung der Worte im Satze gewinnt nämlich mit der Zeit eine andere, für das Verständniß viel größere Bedeutung als ihr früher zukam. So lange eine Sprache sich noch im Vollbesitze ihrer grammatischen Formen befindet, ist die Zusammengehörigkeit der Worte eines Satzes leicht an ihnen selbst zu erkennen; die Wortstellung kann also eine freie, je nach dem Bedürfnisse, dieß oder jenes Wort stärker hervortreten zu lassen, wechselnde sein. Auch gibt es noch keine oder doch viel weniger Hilfsworte, die fast sämmtlich ihre feste Stelle haben. Im späteren Sprachleben wird also die Reihenfolge der Worte im Satze fester, zuletzt fast unwandelbar, weil nur auf diese Weise ein sicheres Verständniß erzielt werden kann. Wie nachtheilig für die Poesie, für die Feinheit des Satzbaues und der Periodenverknüpfung diese Starrheit der Wortfolge im Satze ist, liegt auf der Hand.

Ueberblicken wir den Gang, den die Sprachen im Verlaufe ihres Lebens nehmen, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die höher organisirten Sprachen schließlich sich den einfacher gebauten wieder nähern. Die Beziehungslaute verlieren sich mehr und mehr, die Worte werden unwandelbar in ihrer Form, die Beziehung wird durch Worte umschrieben, kurz, herabgekommene Flexionsprachen (Classe III), erinnern nicht wenig an die Weise der isolirenden Sprachen (Classe I). Die Parallele zwischen englisch und chinesisch ist oft genug gezogen worden. Sollten nun nicht etwa die höheren Sprachorganismen im Laufe der Jahrtausende wieder völlig zu einfachen Formen herabsinken, aus flectirenden und zusammenfügenden Sprachen endlich isolirende entstehen? Diese könnten dann von neuem sich zu höheren Formen aufschwingen und es beschriebe also die Sprachenentwicklung große Kreisläufe von Isolirung zu Flexion, von Flexion zu Isolirung und so fort. Diese Hypothese

hat etwas Bestehendes; zu aller Erfahrung aber steht sie im Widerspruche.

Auch die am meisten herunter gekommenen Flexionsprachen sind dennoch von den isolirenden grundverschieden; gerade die Wurzelveränderung haftet auch bei der stärksten Abschleifung der Endungen, und völlig schwinden sehen wir diese nirgends. Also schon das ist nicht richtig, daß höhere Sprachformen sich in niedere wandeln.

Einfache Sprachformen sehen wir aber auch nie sich zu höheren herausarbeiten, denn Sprachbildung kann nur vor der Geschichte stattfinden. Auch ergeben sich die Sprachen der einfachen Formen, z. B. das Chinesische, der wissenschaftlichen Betrachtung keineswegs als herabgekommene höhere Sprachorganismen zu erkennen.

Es bleibt also nichts übrig, als sich bei der einzig und allein der Erfahrung entsprechenden Annahme einer fortgesetzten Veränderung der Sprache in der bisher geschilderten Richtung zu beruhigen. Wohin endlich der Verfall der sprachlichen Form, der zersetzende Einfluß der Lautgesetze führe, vermögen wir freilich nicht zu sagen, die Sprache der Zukunft zu erschließen, unterfangen wir uns nicht; wir lassen uns daran genügen, daß wir die Ursachen, die das Leben der Sprachen bisher durchgemacht, im Allgemeinen kennen und den Lebensgang einzelner Sprachen verhältnißmäßig genau nicht nur zu verfolgen, sondern sogar bis in die graue Vorzeit hinauf zu erschließen im Stande sind.

III. Vom indogermanischen Sprachstamme.

Wir haben in den zwei ersten Abschnitten dieses Werkes das Wesen der Sprache im Allgemeinen kennen gelernt, wir wissen nun, wie ihre verschiedenen Formen beschaffen sind, wie sich die Sprachen im Laufe der Zeit verändern, und wie in Folge dieser Veränderungen die Spaltung ursprünglich einheitlicher Sprachkörper in mehrere Theile wiederholt stattfindet, wodurch in der bis zur Gegenwart verlaufenen Periode des Sprachlebens endlich jene Reihen verwandter Sprachen zu Stande kamen, von denen wir eine jede unter dem Namen einer Sprachstamme zusammensassen.

Die uns wichtigste und in jeder Hinsicht bedeutendste der bis

heute als solcher erkannten Sprachstamm ist der indogermanische Sprachstamm, zu welchem auch das Deutsche gehört. Auf die Betrachtung dieses Sprachstammes haben wir also näher einzugehen, um die Stellung des Deutschen innerhalb desselben, oder, was dasselbe sagt, das Verhältniß des Deutschen zu den ihm verwandten Sprachen, oder nochmals mit andern Worten, um die Vorgeschichte der deutschen Sprache uns klar zu machen.

Mit indogermanisch beabsichtigte man die Ost- und Westgrenze des Sprachstammes anzudeuten; obgleich nunmehr das noch westlichere celtisch als zu demselben Sprachstamme gehörig erkannt worden ist, thut man doch wohl, bei der ältesten, einmal angenommenen Benennung zu bleiben. Die neueren in Anwendung gebrachten Bezeichnungen dieses Sprachstammes als indoeuropäisch, arisch oder sanskritisch oder japhetisch sind theils eben so schlecht, theils noch verkehrter als jene alte Benennung, bei welcher wir es also verwenden lassen; der Name braucht ja keine Definition zu sein.

Folgende Sprachfamilien bilden zusammen die Sippe der indogermanischen Sprachen; mit anderem Bilde, folgendes sind die mannigfach verzweigten Aeste, die aus dem indogermanischen Stamme hervorgetrieben sind. Wir beginnen die Aufzählung im Osten.

1) Die indische Familie. Von dieser Familie kennen wir die Grundsprache, welche überhaupt die weitaus alterthümlichste und daher für die Sprachforschung wichtigste Sprache des gesammten Sprachstammes ist. Es ist die Sprache der ältesten religiösen Hymnen der Inder, die mit mancherlei andern älteren und späteren Schriften unter dem Namen Veda zusammengefaßt werden. Diese Sprache, die vedische, trägt unverkennbar den Stempel einer ächten und wahren Volkssprache an sich, es ist keine von der lebendigen, gesprochenen Sprache verschiedene Schriftsprache, vielmehr steht fest, daß jene Hymnen längst vorhanden waren, ehe sie durch die Schrift ausgezeichnet wurden. Diese Sprache wandelte sich, allgemeinem Gesetze folgend, im Laufe der Zeit in ähnlicher Weise in jüngere Formen, wie etwa das Latein ins Italienische und die andern romanischen Sprachen. Zugleich aber suchte man für die Schrift und den höheren Umgang, für religiöse und gelehrte Zwecke, die alte Sprache fest zu halten. So bildete sich aus der alten Sprache auch eine Schriftsprache, in vielen Punkten von jener alten Volkssprache zwar verschieden, namentlich in den Formen vereinfacht

und durch Regeln in eine feste Correctheit gebracht, im Ganzen aber auf der alten lautlichen und grammatischen Entwicklungsstufe verharrend, wie alles dieß auch bei den Schriftsprachen anderer Völker der Fall zu sein pflegt; diese Sprache war nie Volkssprache, und sie wird im wesentlichen unverändert noch bis auf den heutigen Tag als Schriftsprache von den Gelehrten gebraucht, gerade so wie dieß z. B. mit dem Latein der Fall ist. Diese Sprache heißt Sanskrit (d. i. Sprache der Weihe, Hochsprache), im Gegensatz zu den Lebendig, nach den inmanenten Gesetzen der Sprachengeschichte sich weiter gestaltenden, in Laut und Form sich verändernden Volksmündarten, die in der älteren Zeit Prakrit (d. h. natürliche Sprache) genannt werden. Aus diesen älteren Volkssprachen entwickelten sich im Verlaufe der späteren Zeit die zahlreichen Enkliven der uralten, im Veda niedergelegten Volkssprache, nämlich die jetzt in Indien gesprochenen Sprachen und Mundarten: das Hindustanische, Mahrattische, Bengalische u. s. f.

Die Bezeichnung Indier und indisch (vom Indusstrom und dessen Anwohnern hergenommen) ist übrigens keine einheimische; die alten Indier selbst nennen sich vielmehr im Gegensatze zu allen Völkern, die nicht ihres edeln Stammes waren, Arier. Denselben Namen geben sich auch die ältesten bekannten Stämme der

2) iranischen oder richtiger eranischen Familie, die man nach dem bekanntesten Volke derselben auch die persische nennen kann. Der Name Iran oder Eran ist eine Ableitung von arja-s, ärja-s, Arier.

Die ältesten eranischen Sprachen, welche wir kennen, sind das Altpersische und das Altbaktrische. Die Grundsprache der eranischen Familie ist nicht erhalten.

Unter altpersisch oder altwestiranisch versteht man die Sprache der von den Achämeniden (Darius, Xerxes, Artaxerges) herrührenden Inschriften. Bekanntlich ist die Schrift dieser Inschriften eine der verschiedenen Arten von Keilschrift (d. h. die einzelnen Zeichen derselben bestehen aus keilförmigen in Stein gehauenen Strichen), und zwar die mit vollkommener Sicherheit lesbare, einfachste Art derselben. Es ist eine Buchstabenschrift, ihrer Art nach zunächst der semitischen Schriftweise ähnlich. Glücklicherweise liefern uns die erhaltenen, theilweise umfangreichen Inschriften, hinlängliches Material, um die noch sehr alterthümliche und formenreiche Sprache,

wenn auch natürlich nicht in ihrem ganzen Umfange, so doch in ihren wesentlichen Zügen kennen zu lernen.

Die altbaktrische oder altosteranische Sprache, gewöhnlich Zend genannt, ist die Sprache, in welcher das Avesta, die in einem ziemlich entstellten Texteszustand auf uns gekommenen heiligen Schriften der Parsen abgefaßt sind. Auch sie ist noch sehr alterthümlich in ihren grammatischen Formen, weniger jedoch in ihren Lauten.

Unter mitteleranischen Sprachen versteht man die namentlich in den Commentaren zu den Zendschriften erhaltenen Sprachen, das Guzväresch und das Parsi; letzteres steht dem Neueranischen schon ziemlich nahe. Neueranisch nennen wir das jetzt lebende, vielfach mit arabischen Elementen durchsetzte Neuperfische, das bekanntlich eine sehr reiche und gefeierte Litteratur besitzt, nebst den übrigen neueren eranischen Dialekten, dem afghanischen, kurdischen, ossetischen (im Kaukasus) u. s. f. Das Neuperfische trägt in Laut und Form den Charakter einer späteren Sprache in hohem Grade an sich, so daß es durch seine einfache Grammatik vielfach an die uns geläufigen jetzigen Sprachen, namentlich aber das Englische, erinnert.

Das Armenische gehört zwar entschieden in die eranische Familie, entfernt sich aber in vielen Stücken doch so wesentlich von den übrigen eranischen Sprachen, daß wir es für eine alte Abzweigung von der eranischen Grundsprache halten müssen.

3) Die griechische Familie. Die Grundsprache dieser Familie scheint niemals in stark von einander verschiedene Sprachen auseinander gegangen zu sein, sondern mehr nur dialektische Verschiedenheit erzeugt zu haben, wenn nicht etwa im Albanesischen oder Schkipetarischen (Arnautischen) eine uralte Abzweigung der griechischen Familie vorliegt. Da wir das Albanesische nur aus neuerer Zeit und in einem bereits sehr verkommenen Zustande kennen; so ist die Frage nach seinem Ursprunge eine von sehr schwieriger Lösung.

Das Griechische hat schon vor seiner Aufzeichnung durch die Schrift bedeutende sprachgeschichtliche Veränderungen durchgemacht, indeß ist es immerhin eine Sprache von hoher Alterthümlichkeit. Namentlich gebührt ihm das Lob, die Function der alten Formen treuer bewahrt zu haben (man denke an den Unterschied von Präsens und Aorist; Imperfectum, Aorist, Perfectum und Plusquam-

perfectum; Optativ und Coniunctiv) als seine Schwestersprachen, das älteste Indisch nicht ausgenommen.

Der dorische und vor allem der äolische Dialekt sind der allen altgriechischen Dialekten zu Grunde liegenden griechischen Grundsprache am treuesten geblieben, sie sind alterthümlicher als das ionisch-attische Griechisch.

Durch jene Veränderungen in Laut und Form, wie sie das längere Leben der Sprache mit sich bringt, entwickelte sich aus dem Altgriechischen das jetzt in vielfacher Abstufung der Mundart gesprochene Neugriechische. Die Schreibweise dieser Sprache ist die altgriechische, also eine historische, von der lebendigen, gesprochenen Sprache ziemlich weit absteigende.

4) Die italische Familie. Die Grundsprache ist nicht erhalten; wir begegnen schon in der ältesten Zeit Töchtern derselben, alllateinisch, umbrisch, oskisch (das Messapische ist indogermanisch, aber nicht der italischen Familie angehörig; die Verwandtschaftsverhältnisse des Etruskischen sind noch völlig dunkel), von denen im Laufe der Zeit die erstere die letzteren in sich verschlang. Während die vom Volke selbst niemals gesprochene lateinische Schriftsprache im Ganzen und Großen unverändert blieb, veränderte sich die wirklich lebendige, vom Volke gesprochene lateinische Sprache, die man seit der Bildung der correcten Schriftsprache nicht mehr zum schriftlichen Ausdruck verwandte, natürlich fortwährend, wie dieß im Leben einer jeden Sprache zu geschehen pflegt. Es trat in den verschiedenen Theilen des weiten Gebietes, welches sich die lateinische Sprache im Laufe der Jahrhunderte errungen hatte, ungleichmäßige Veränderung der Sprache ein; als diese allmählich einen so veränderten Zustand der Sprache herbeigeführt hatte, daß das Latein ihnen gegenüber nicht mehr als die Schriftsprache, sondern als eine wesentlich andere, fremd gewordene Sprache erscheinen mußte, begann man die inzwischen entstandenen neuen Sprachen auch in der Schrift zu gebrauchen; so kommt es, daß die gewiß früher schon vorhandenen romanischen Sprachen erst vom neunten Jahrhundert an durch Denkmäler bezeugt sind. Die romanischen Sprachen sind bekanntlich folgende: walachisch (dacoromanisch), italienisch und churwälsch (rhätoromanisch, rumonsch), spanisch und portugiesisch, provenzalisch und französisch mit ihren Mundarten.

5) Die celtische Familie. Hier fehlt nicht nur die Grundsprache, sondern es gehen überhaupt Denkmäler höheren Alters ab.

Die dürftigen Reste der altgallischen Sprache verdanken wir den Aufzeichnungen römischer und griechischer Schriftsteller, denen es natürlich auf treue Bewahrung der grammatischen Form der gallischen Worte wenig ankam. Die eigentlichen Sprachdenkmäler beginnen erst, einige Inschriften abgerechnet, mit den von irländischen Geistlichen herrührenden Glossen, Interlinearversionen u. s. f. aus dem 8. oder dem Anfange des 9. Jahrhunderts. Hier finden wir die Sprache bereits sehr abgelebt, d. h. sehr stark verändert in ihren Lauten und Formen; wir kennen das Celtische also nur in seiner späteren Form.

Für die Sprachforschung ist das Altirische die wichtigste aller celtischen Sprachen, sie steht der celtischen Grundsprache, trotz aller Veränderungen, denen auch sie im Laufe der Zeiten unterworfen war, durch ihren Formenreichtum noch am nächsten. Das Neuirische, die spätere, jetzt lebende Form des Irischen, das von ihm wenig verschiedene Schottische (Hochschottische, Gälische, Erfsche) und die einigermaßen abweichende Mundart der Insel Man bilden, vor allem durch gewisse Lautgesetze, eine Abtheilung des Celtischen, die gälische oder irische; die zweite Abtheilung des Celtischen, die britannische (cymrische), besteht aus dem Cymrischen (Wales), dem jetzt ausgestorbenen Cornischen (Cornwall) und dem auf dem Festlande verbliebenen Armorischen oder Bas Breton (Bretagne). Zu dieser zweiten Abtheilung des Celtischen gehörte auch das Gallische.

6) Die slawische Familie. Auch hier ist uns, wie fast in sämtlichen Familien der indogermanischen Sprachstamme, die Grundsprache nicht erhalten. Aber auch in dieser Familie steht eine der erhaltenen Sprachen der Grundsprache sehr nahe, das Altbulgarische (Altkirchenlawische) nämlich, das wir aber nur in den ältesten handschriftlichen Denkmalen (11. Jahrh.) in reiner Form, in den spätern Manuscripten und Büchern in einer besonders auch durch Einfluß des Dialectes der Verfasser und Abschreiber veränderten Form besitzen. Letztere Form desselben, in welcher es als Kirchensprache bis zur Stunde lebt, nennen wir Kirchenslawisch. Das Altbulgarische ist also die für die Sprachwissenschaft wichtigste slawische Sprache, es ist diejenige, die wir ohne allzu großen Fehler anstatt der slawischen Grundsprache zu wissenschaftlichen Zwecken verwenden können. Im Munde des Volkes

selbst veränderte sich diese Sprache sehr stark, so daß das jetzige Neubulgarisch die verwildertste aller slawischen Sprachen ist. Die russische Schriftsprache ist stark mit kirchenslawischen Elementen durchsetzt, aber schon die Aussprache der vorherrschend nach kirchenslawischer Art festgesetzten Schrift schließt sich der eigentlich russischen Sprache, der Volkssprache, an. Das Kleinrussische (Ruthenische, Russinische) ist nicht als russische Mundart, sondern als ein ihm wie den andern coordinirter slawischer Dialect zu betrachten. Russisch und Kleinrussisch sind bis ins 11. Jahrhundert hinauf zu erkennen. Das Serbische, Illyrisch genannt, wenn es mit lateinischer Schrift geschrieben wird, ist, wenn auch nicht die alterthümlichste, so doch die wohlklingendste aller Slawinen. Das Kroatische ist eine Mundart des Serbischen; oft aber nennt man auch das Illyrische Kroatisch; das Serbische läßt sich im 9. Jahrhundert bereits als vorhanden nachweisen. Slowenisch nennt man die Sprache der slawischen Bewohner von Kärnten, Steiermark und Krain. Wir haben ein slowenisches Sprachdenkmal aus dem 10. Jahrhundert.

Das bisher Aufgezählte pflegt man als südlich-östliche Abtheilung der slawischen Sprachen zu betrachten; das Folgende bildet die westliche Abtheilung derselben.

Das Polnische, mit mehreren theilweise stark abweichenden Mundarten, hat erst im 14. Jahrhundert Sprachdenkmale aufzuweisen; das Böhmisches oder Tschechische zeigt im mährischen, vor allem aber im slowakischen Dialecte Ungarns alterthümlichere Formen als deren die eigentlich böhmische Mundart und die jetzige Schriftsprache besitzt. Ueber die altböhmischen Schriftdenkmale ist es schwer etwas zu sagen, da die Unechtheit mancher derselben zu Tage liegt. Das Vorhandene zeigt aber wenigstens so viel deutlich, daß Echtes dagewesen sein müsse, dessen man sich als Vorbild für das Unechte bediente, denn die Sprache dieser Schriftstücke ist nicht so ohne weiteres für bloß gemacht zu halten; mag nun auch von den echten Vorlagen manche nach der mit ihr vorgenommenen Umarbeitung oder Erweiterung oder sonstigen Benützung vernichtet worden sein, so mögen wir doch nicht glauben, daß sämmtliche vorhandene altböhmische Stücke sich als gefälscht ergeben werden. Ist z. B. das Druckstück einer Interlinearversion des vierten Evangeliums echt,¹

¹ Sollte es vielleicht früher entdeckt als bekannt gemacht worden sein?

so reicht das Böhmisches in seinen ältesten Schriftdenkmälern bis zum 10. Jahrhundert hinauf. Oberforbisch (oberlausitzisch, obertwendisch) und niederforbisch (niederlausitzisch, niedertwendisch) reichen in ihren spärlichen Schriftdenkmälern nur bis ins 16. Jahrhundert. Von den ausgestorbenen (im Deutschen untergegangenen) westslawischen Dialekten (der Weleter, Obotriten, Drenaner u. s. f.), die man unter dem Namen des elbflawischen (polabischen) zusammenfaßt, sind uns nur einige dürftige, verwahrloste Aufzeichnungen erhalten.

7) Die Familie, die von ihrem hauptsächlichsten Vertreter die Litauische genannt wird — man nennt sie auch die Lettische oder Baltische — hat nur Denkmäler aus den drei letzten Jahrhunderten aufzuweisen; dennoch aber überragt das Litauische an Alterthümlichkeit der Laute alle noch lebenden Glieder der indogermanischen Sippe. Dieß gilt jedoch nur von dem südlichsten Theile des preussisch-litauischen Sprachgebietes, von dem in raschem Aussterben begriffenen Hochlitauischen. Weniger vollkommen erhalten ist schon das in den nördlicheren Theilen des Sprachgebietes von compacteren Volksmassen gesprochene Niederlitauische. Die ältesten litauischen Sprachquellen beginnen um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Dem Litauischen sehr nahe verwandt war das Preussische, dessen Heimath der Küstenstrich zwischen der Weichsel und dem Memelströme war. Dem auch dem Südlitauischen drohenden Schicksale erlag das Preussische bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts; es ging im Deutschen unter. Eine in Laut und Form jüngere Sprache dieser Familie ist das Lettische (in Aurland und Livland).

8) Die deutsche Familie. Von ihr wird ein besonderer Abschnitt handeln; hier nur so viel, daß auch die deutsche Grundsprache, welcher die gotische Tochter am ähnlichsten ist, nur erschlossen werden kann.

Die besprochenen acht Sprachfamilien führen also auf acht Familiengrundsprachen zurück, die wir, wo sie fehlen, aus ihren Töchtern zu erschließen haben, von denen manche der Mutter nicht allzu unähnlich geworden ist. Daß diese acht Grundsprachen der indogermanischen Sippe von einer gemeinsamen Ursprache abstammen, ergibt sich schon daraus, daß sie zu einer Sippe gehören, daß sie sich als verwandt erweisen. Das Wie der Abstammung kann aber bei den verschiedenen Sprachen dieser Sippe möglicher-

weise ein gar verschiedenes sein; es können sämmtlich Tochter-sprachen oder Enkelsprachen oder Urenkelsprachen oder auch theilweise das eine oder das andere sein. Wie fangen wir es an, um aus der Fülle von Möglichkeiten die einzig und allein hier wirklich eingetretenen heraus zu finden? Welche Mittel besitzen wir, um die Vorgeschichte der Sprachen nicht bloß ganz im allgemeinen, sondern auch in ihrem speciellen Verlaufe methodisch erschließen zu können?

Wir kennen überhaupt zwei Mittel, die Urgeschichte der Sprache zu erschließen. Von der allerältesten Zeit, von dem Werden der Sprache, zeugt der Bau der Sprache selbst, der sich als ein Gewordenes zu erkennen gibt. Dieß Mittel wenden wir hier nicht an; wir wollen nicht erforschen, wie die indogermanische Ursprache entstanden ist (vgl. hierüber S. 45 f.), da wir bereits wissen, daß sie als eine flectirende Sprache (Cl. III.) aus den einfacheren Formen der Zusammenfügung (Cl. II.) und der Isolirung (Cl. I.) hervorgieng. Das zweite Mittel aber zur Erkenntniß der späteren vorge-schichtlichen Schicksale der Sprachen ist die Betrachtung ihrer Verwandtschaftsverhältnisse. Durch die ganz allgemeine Wahrnehmung: die acht indogermanischen Grundsprachen sind mit einander verwandt, haben wir das ebenfalls noch sehr allgemeine und unbestimmte Resultat erlangt, daß sie sämmtlich von einer Ursprache abstammen. Eine genauere Beobachtung der Verwandtschaftsverhältnisse jener acht Sprachen wird uns nun zu genaueren Bestimmungen jener Erkenntniß führen, es wird uns klar werden, wie diese acht Sprachen aus der gemeinsamen Ursprache hervorgegangen sind.

Gesetzt, die acht indogermanischen Grundsprachen wären in vollkommen gleicher Weise mit einander verwandt, jede stünde gleichweit von der andern ab, keine überragte an Ursprünglichkeit die andere, so müßten wir annehmen, daß sie alle acht gleich lange leben und daß sie alle auf gleichmäßige Art durch Theilung der gemeinsamen Ursprache in acht Sprachkörper gleichzeitig hervorgegangen seien. So verhält sich nun aber die Sache nicht.

Vielmehr zeigen vor allem die eranische und die indische Sprache eine viel nähere Verwandtschaft zu einander, als zu irgend einer der andern Sprachen; sie erweisen sich als Töchter einer gemeinsamen Mutter. Wir fassen deshalb diese beiden Sprach-

familien als asiatische Abtheilung des indogermanischen Sprachstammes zusammen; da beide Völker, die ältesten Inder wie die ältesten Iraner, sich Arier nennen, so nennen wir die beiden gemeinsame Grundsprache, durch deren Theilung sie hervorgingen, die arische oder asiatische. Da das älteste Iranisch dem ältesten Indisch noch sehr nahe steht, so muß die Theilung der arischen Sprache in das arische Sprachenpaar erst spät stattgefunden haben.

Ferner erweisen sich Griechisch (Albanesisch), Italisch und Celtisch deutlich als näher untereinander verwandt, als mit irgend einer der andern indogermanischen Sprachen. Wir fassen daher diese drei Familien unter dem Namen der südlichen europäischen Abtheilung der indogermanischen Sprachsippe zusammen. Diese drei Sprachen führen also ebenfalls auf eine gemeinsame Grundsprache hin, die wir etwa die gräcoitaloceltische oder südeuropäische Grundsprache nennen können. Diese südeuropäische Grundsprache steht an Alterthümlichkeit der asiatischen zunächst und zeigt auch sonst noch so bedeutende Verwandtschaft zu dieser, daß beide sich als Töchter einer gemeinsamen Mutter erweisen, der asiatisch-südeuropäischen Grundsprache.

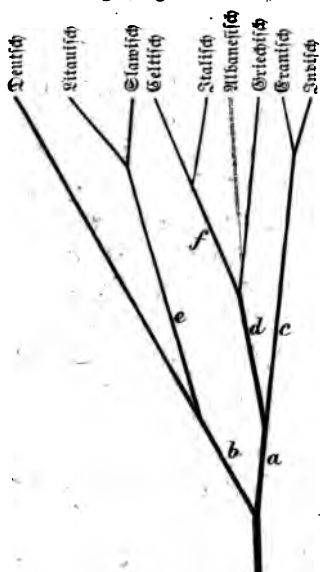
Diese asiatisch-südeuropäische Grundsprache theilte sich also zuerst in die südeuropäische und asiatische Grundsprache; die asiatische gieng sodann in indisch und iranisch auseinander, die südeuropäische zerfiel in griechisch, italisch und celtisch. Nun stehen sich aber diese drei Sprachen griechisch, italisch und celtisch nicht in gleichem Verwandtschaftsgrade gegenüber, vielmehr sind italisch und celtisch viel näher unter einander verwandt als beide mit dem Griechischen; d. h. erst trennte sich das Griechische von der südeuropäischen Grundsprache zu selbständigem Dasein, der Rest blieb noch länger als italoceltische Grundsprache zusammen und gieng erst später in italisch und celtisch auseinander.

Die noch übrigen drei Sprachen, slawisch, litauisch, deutsch zeigen nun ein ähnliches Verhältniß zu einander, wie die eben besprochenen südeuropäischen Sprachen. Sie bilden durch unverkennbar nähere Verwandtschaft die slawodeutsche oder nördliche europäische Abtheilung der indogermanischen Sprachsippe, und da sie weniger Alterthümliches aufzuweisen haben, als die andern Abtheilungen, so nehmen wir an, daß die slawodeutsche oder nordeuropäische Grundsprache sich zuerst von der

indogermanischen Ursprache auschied, also am längsten ein selbstständiges Leben führte und so sich individueller entwickelte. Slawisch und Litauisch stehen sich aber außerordentlich nahe, sie sind erst sehr spät aus einer gemeinsamen Grundsprache, der slawolettischen hervorgegangen. Die slawodeutsche Grundsprache schied sich also zuerst in deutsch und slawolettisch, dieses sodann in lettisch und slawisch.

So sind wir denn durch genauere Betrachtung der Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen indogermanischen Grundsprachen (Familien) und durch die auf die Grundlage solcher Erkenntnis nothwendig sich aufbauenden Schlüsse auf die ältesten Sprachtheilungen zu einer genaueren Einsicht in unsere sprachliche Vorgeschichte gelangt; nehmen wir noch hinzu, daß wir mit gleicher Sicherheit die indogermanische Ursprache selbst noch in ihrem Werden zu begreifen im Stande sind, so wird man den Leistungen unserer noch so jungen Disciplin Anerkennung, ja Bewunderung wohl kaum versagen können.

Die über das successive Hervorgehen der acht indogermanischen Grundsprachen aus der gemeinsamen Ursprache gewonnenen Ergebnisse mag folgendes Schema veranschaulichen.



Indogerm. Ursprache

In diesem Schema bedeutet a die asiatisch-südeuropäische Grundsprache, b die nordeuropäische (slawodeutsche) Grundsprache, Sprachen, die beide durch die erste Theilung der indogermanischen Ursprache entstanden; c ist die asiatische (arische) Grundsprache, d die südeuropäische (pelasgoceltische, gräcoitaloceltische) Grundsprache, c und d sind also die beiden Töchter von a, in welche es sich auflöste; das Albanesische wägen wir als frühe Abzweigung vom griechischen Aste kaum anzudeuten; f ist die italoceltische Grundsprache, das übrige ist durch die beigelegten Namen an der Zeichnung selbst angegeben.

Einfacher sind die Verhältnisse des Aftes. b, der sich nur in deutsch, und e, slawolettisch, schieb.

Die Scala der Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit haben wir nach S. 58 durch die größere oder geringere Länge des Weges zwischen der Ursprache und den hier als Ende angenommenen Entwicklungspunkten anzudeuten gesucht.

So viel über die Sprache. Obschon eigentlich die Sprache allein Gegenstand dieses Werkes ist, so wollen wir doch uns weder hier noch an andern Stellen versagen, Seitenblicke auf die Träger der Sprachen zu werfen, d. h. aus der Sprachwissenschaft in die Geschichte, Culturgeschichte, Litteraturgeschichte gelegentlich einen flüchtigen Streifzug zu wagen.

Da die Sprache ein so wesentliches Moment der Nationalität bildet, daß weder zwei oder mehr Sprachen einem Volke, noch einer Sprache zwei Völker entsprechen können, sondern jede besondere Sprache nur auf dem Gebiete einer einzigen Nationalität wachsen kann, so können wir die Urgeschichte der indogermanischen Sprachsippe mutato nomine zugleich als Urgeschichte der indogermanischen Völkersippe gelten lassen. Ein Urvolk, das indogermanische, unterlag also durch immer zunehmende Vermehrung und verschiedene Entwicklung seiner Stämme der Theilung zunächst in zwei Völker, von denen jedes denselben Proceß in der dargestellten Weise abermals und abermals durchmachte, bis endlich aus dem einen Volke acht Völker hervorgegangen waren.

So weit führt uns das Bisherige. Völker aber brauchen Wohnsitze, wandern, um sich dieselben zu suchen, treffen mit andern Völkern zusammen, haben außer der Sprache auch eine Geschichte, eine Culturentwicklung u. s. f. Ueber diese Dinge gibt uns das Bisherige keinen Aufschluß; wenn er auch zum größten Theile nur von der Sprache gegeben werden kann, so muß diese doch zu diesem Zwecke unter andern Gesichtspunkten als unter dem rein sprachwissenschaftlich-naturgeschichtlichen gefaßt werden; kurz, die ange deuteten Fragen fallen ins Gebiet der Geschichte oder der indogermanischen Philologie; nicht das sprachliche Leben, sondern die äußeren Schicksale und die geistige Entwicklung der Indogermanen ist hier Ziel der Forschung.

Wo saß das indogermanische Urvolk? Wie wanderten die ältesten Abzweigungen desselben? Auf diese Fragen ist es schwer, sichere

d. h. methodisch erschlossene Antwort zu geben. Ausgehen müssen wir von dem factisch Vorliegenden, von den gegenwärtigen Wohnsitzen der Indogermanen, und hinzunehmen die ältesten Traditionen und die durch Sprache und Bevölkerungsverhältnisse an die Hand gegebenen Andeutungen über Verdrängung anderer Völker u. dergl. Die höhere Ursprünglichkeit der ältesten indischen Sprache gibt diese gleichsam als letzten Rest der Ursprache zu erkennen, sie steht der Ursprache noch am nächsten, d. h. das sie redende Volk wird wohl am wenigsten weit von der Wiege des indogermanischen Urvolkes hinweggewandert sein und den Ursitz also zuletzt verlassen haben. Die Bevölkerungsverhältnisse Vorderindiens erweisen die arische Völkerschaft als Verdrängerin einer früheren Aboriginerbevölkerung, von der sie sogar fremde Elemente in ihre Sprache aufgenommen hat. Die arischen Inder sind also in die vorderindische Halbinsel eingewandert, und zwar, wie dieß das Verhältniß der von den zurückgebrängten Völkern bewohnten Gegenden zu den von den Ariern eingenommenen Wohnsitzen deutlich zeigt, in der Richtung von Nord nach Süd; Traditionen weisen ferner auf das Indusland als auf noch frühere Wohnsitze der arischen Inder hin, dieß ist alles was wir von dieser Seite her ermitteln können. Die Inder hatten also ihre früheren Wohnsitze im Pendschab und verbreiteten sich von dort erst ins Gangesthal und weiter, sie sind also von Nordwesten her eingewandert. Die ältesten Traditionen der Iraner weisen aber bereits nach Osten hin. Je weiter westlich die Indogermanen sitzen, desto weniger ursprünglich sind ihre Sprachen, hieraus schließen wir auf längere Wanderung und frühere Losreißung der diese Sprachen redenden Völker. Da also alle indogermanischen Stämme, außer dem Indischen, westwärts gewandert sind, die arischen Inder aber südostwärts, so werden wir dahin geführt, die Heimath der Indogermanen, den Sitz des indogermanischen Urvolkes östlich von den Iranern, nordwestlich von den Indern zu suchen d. h. in Centralhochasien, westlich vom Belurtag und Mustag.

Zuerst aber riß sich das Volk los, aus welchem durch spätere Theilungen Slaven, Litauer, Deutsche hervorgiengen, und trat seine Wanderung nach Westen an, über deren Verlauf wir nichts Genaueres ermitteln können. Vom zurückbleibenden Stocde schied sich später abermals ein Theil aus, aus welchem durch nachmalige

Theilung Griechen, Albanesen, Italer, Celten hervorgiengen; auch dieses Volk wanderte nach Westen und ergoß sich über den Süden und Südwesten Europas und die kleinasiatische Küste. Der Rest blieb noch im Urlande, theilte sich später, wahrscheinlich ebenfalls erst auf der Wanderung nach Süden, in Indier und Iraner, von denen die letzteren westlich, die anderen östlich abgiengen.

Waren nun die Lande, in welche sich die indogermanischen Völkerströme ergoßen, menschenleer oder von Völkern bereits bewohnt? Von den Indiern wissen wir, daß sie ihre jetzigen Wohnsitze andern Völkern, vor allem Völkern dravidischen (velhanischen) Stammes abzurufen hatten; von den Iranern besitzen wir keine ähnliche Kunde; in Europa ward das baskische Volk durch die Indogermanen immer mehr zurückgedrängt, vielleicht waren auch die Etrusker Reste eines solchen älteren Volkes. Auch die Völker finnischen Stammes scheinen vor den Indogermanen den Norden Europas inne gehabt zu haben. Manche Völker mögen spurlos in den mächtigen, geistig so hoch entwickelten Indogermanen untergegangen sein, wie es ja der Gang der Geschichte mit sich bringt, daß immer mehr Völker in andern untergehen, wahrhaft neue Völker aber sich nicht bilden. Daß aber mancherlei Völker mit dem indogermanischen Urvolke bereits gleichzeitig existirten, kann nicht in Zweifel gezogen werden (vgl. auch S. 38 f.).

Ich sprach eben von der hohen geistigen Entwicklung, die das indogermanische Urvolk, ehe es seine Wanderung antrat, bereits besessen habe. Woher, so höre ich fragen, hat man eine Anschauung dieser Zustände?

Vom Culturstande der Ur-Indogermanen gewinnt man auf folgendem, sicherem Wege Kunde.

Wir können die Sprache dieses Urvolkes nach den Gesetzen der Sprachgeschichte aus ihren Töchtern erschließen. Nun haben aber die Worte doch eine Function, sie bedeuten etwas; haben wir also die Sprache eines Volkes, so kennen wir auch den Kreis seiner Anschauungen, Vorstellungen, Begriffe. Finden wir z. B. bei den Indiern und den Deutschen ein nicht entlehntes, offenbar identisches Wort in gleicher Function, so werden wir dieses Wort für ein beiden Sprachen gemeinsames Erbtheil von der alten Mutter her halten müssen und annehmen, daß das, was dieses Wort ausdrückt, dem Kreise der dem Urvolke bereits geläufigen Anschauungen,

Vorstellungen und Begriffe angehört. Leicht kann es freilich geschehen sein, daß ein ursprüngliches Wort nur in einer Sprache erhalten ward oder ganz verloren gieng, und hierin liegt allerdings eine Beschränkung unserer Erkenntniß; das indogermanische Urvolk kann möglicherweise reicher gewesen sein an Anschauungen und Begriffen als wir dieß nachzuweisen im Stande sind, nicht aber ärmer. Die Uebereinstimmung der indogermanischen Sprachen bietet also den Weg, auf dem wir zu einer annähernden Kenntniß des Culturstandes des indogermanischen Urvolkes gelangen können. Jedes Wort, welches z. B. dem Slavodeutschen und dem Ariopelasgoceltischen (den Zweigen a und b des Schemas auf S. 81) gemeinsam ist, muß aus der Ursprache stammen; nicht nothwendig gilt dieß von Worten, die nur der einen der beiden Abtheilungen angehören; diese können möglicherweise erst nach der Trennung der Ursprache entstanden sein.

Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern.

Aus deutsch vater, lateinisch pater, griechisch πατήρ, Sanskrit pitā(r) schließen wir mit Sicherheit auf eine indogermanische Urform, die im Nom. Sing. patars lautete und die angegebene Function (ursprünglich bedeutet das Wort „Beschützer“) hatte; ebenso verhält es sich mit mutter, älter muoter, lateinisch mater, griechisch μήτηρ, Sanskrit mātā(r), welches Wort bei den Ur-Indogermanen mātars (ursprünglich „die Schaffende“ bedeutend) lautete; deutsch son, älter sunus, litauisch sunus, slawisch synū, Sanskrit sūnus weisen darauf hin, daß das indogermanische Urvolk ebenfalls sunus (ursprünglich „der Gezeugte“ bedeutend) sprach u. s. f. Aehnlich verhält es sich mit andern Familienverhältnissen, wie mit den Worten Tochter, Bruder; ja mit Schwager, Schwieger und Schwur. Die Familie war also bereits bei den Ur-Indogermanen entwickelt und gegliedert, und, was von besonderer Bedeutung ist, die Ehe eingeführt.

Dieß als Probe des Verfahrens. Auf diesem Wege gelangt man zur Erkenntniß, daß das indogermanische Urvolk schon eine verhältnißmäßig hohe Culturstufe erreicht hatte; nicht nur die Familie sondern selbst Anfänge staatlicher Entwicklung lassen sich nachweisen; Rind, Roß, Schaf und Hund waren bereits damals zu Hausthieren geworden, das Volk war bereits ein sesshaftes und kannte wenigstens eine Art von Getreide, obschon sich der Ackerbau in seinen einzelnen Verrichtungen nicht bestimmt nachweisen läßt.

Dies Volk zählte nach dem decadischen Zahlensysteme, aber nicht weiter als höchstens bis zu 999; so weit stimmen nämlich die Namen der Zahlen bei den verschiedenen indogermanischen Völkern zusammen, für 1000 findet sich aber keine allen Indogermanen gemeinsame Benennung.

Die Gottheit verehrte dieses Volk wohl im leuchtenden Himmel, da das gemeinsame Wort für Gott (Sanskrit *dévas*, lateinisch *deus*, *divus*, litauisch *dévas*, deutsch im Nordischen *tívar* *Blur.* vorliegend; die Form, die dieses Wort in der indogermanischen Ursprache hatte, war *daivas*) der Himmlische oder Leuchtende bedeutet, eben so wie der ebenfalls gemeinsame Name des höchsten Gottes (sanskrit *djaus*, Gen. *divas*, griechisch *Ζεύς*, Gen. *Διός*, lateinisch in *Jupiter*, *Jovis*, deutsch (nordisch) *Týr*, Gen. *Týs*, urdeutsch wohl *Tius*, Gen. *Tivis*) ursprünglich Himmel und zwar leuchte der Himmel (von der Wurzel *div* leuchten) bedeutet. Auch andere Naturanschauungen erweisen sich als uralt. Die Personification der Naturwesen und Naturanschauungen, die eigentliche Mythologie, müssen wir aber trotz aller Uebereinstimmung bei den verschiedenen Völkern doch im Wesentlichen für erst später entstanden halten, da wir sie in den ältesten Resten des Indischen, in den vedischen Hymnen, großentheils erst im Werden finden. Die Uebereinstimmung erklärt sich eben durch die Gemeinsamkeit der der Mythologie zu Grunde liegenden Naturanschauungen.

Von einer Schrift kann natürlich noch nicht die Rede sein.

Wir verlassen nunmehr das weitere Gebiet der indogermanischen Sippe und wenden uns zur genaueren Betrachtung einer einzelnen der aus der gemeinsamen indogermanischen Ursprache in der beschriebenen Weise hervorgegangenen Sprachen, nämlich der deutschen.

IV. Von der deutschen¹ Sprache.

Die Urgeschichte der deutschen Sprache ist in ihren Umrissen in der Geschichte des indogermanischen Sprachstammes bereits angedeutet worden (vgl. S. 80 f.). Die indogermanische Ursprache

¹ Wir fassen, wie im Bisherigen, deutsch nicht in dem beschränkten Sinne, in welchem es die unserer Sprachfamilie angehörigen Sprachen des Continentes

ist eben so gut die älteste Form der deutschen Sprache, als jeder der andern aus ihr im Laufe der Zeit hervorgegangenen. Eine Beschreibung der indogermanischen Ursprache würde demnach zugleich ein Bild des Deutschen in der ersten Periode seines Daseins als vollendete Sprache geben.

Die zweite Periode im Leben der deutschen Sprache beginnt mit der ersten Spaltung der Ursprache in zwei Theile oder richtiger mit der Abtrennung jenes Theils vom gemeinsamen Grundstamme, aus welchem später Lettoslawisch und Deutsch hervorgieng, sie endigt aber mit dieser zweiten Trennung. Diese zweite Lebensperiode umfaßt also das Deutsche als Slawodeutsch. Bestimmte dem Slawolettischen und Deutschen gemeinsame Züge treten als jene Trennung bewirkend hervor, z. B. das Aufgeben der Aspiraten, des Coniunctivs, des Augments u. s. f. und mancher Wurzeln und Worte und das Hervortreten von solchen, die früher nicht oder in anderer Function vorhanden waren. Die schwierige genauere Ermittlung der Eigenthümlichkeiten des Slawodeutschen können wir hier nicht versuchen.

Die dritte Periode des Deutschen beginnt mit der Abtrennung des Lettoslawischen; hierdurch entstand die deutsche Grundsprache; jetzt erst kommt das in den früheren Perioden nur an sich, gewissermaßen nur im Reime vorhandene Deutsch zu einem gesonderten

bezeichnet, sondern als allgemeine Bezeichnung für alle zu dieser Familie gehörigen Sprachen und Stämme und also auch für die Grundsprache, den Grundstamm derselben. In diesem Sinne wird oft das Wort „germanisch“ gebraucht, ein Wort, das wir gerne meiden, weil wir über den Ursprung und somit über die eigentliche Bedeutung desselben doch noch immer nicht völlig im Reinen sind. Hat ja auch Jakob Grimm, der große Schöpfer der deutschen Sprachwissenschaft, sein die ganze Sprachfamilie umfassendes Grundwort nicht „germanische“, sondern „deutsche“ Grammatik genannt. Das Wort „deutsch“ wird aber mit Fug in solch allgemeiner Bedeutung gebraucht, bezeichnet es doch keine bestimmte Sprache und überhaupt nicht einmal eine Sprache. Deutsch, älter (gotisch) thiudisks, althochd. diutisc, daraus diutsch, deutsch (für deutisch; teutsch enthält einen Sprachfehler), ist ein Adjectiv, gebildet mit der häufigen Endung -isk, später -isch, von dem Substantiv gotisch thiuda, ahd. diot, mhd. diet „Volk“, und bedeutet also „volkstümlich, heimatlich, eingeboren, allgemein verständlich“. Könnte man irgend ein passenderes Wort für die Bezeichnung der allen Stämmen unserer Völkerverfamilie ureigenen Sprache finden? Setzen wir also das doch höchst wahrscheinlich fremde, aber jedenfalls uns völlig unverständliche „germanisch“ außer Gebrauch und bedienen wir uns zur Bezeichnung unserer eigenen Sprache und unseres eigenen Volkes auch unseres eigenen deutschen Wortes „deutsch“.

Dasein für sich. Regelmäßige Veränderung der momentanen Consonanten (Lautverschiebung), eine eigenthümliche Sonderung des bestimmten vom unbestimmten Abjektiv, Festhalten am alten Vocalsystem und Weiterentwicklung desselben in höchst regelfester Weise, Beibehaltung des alten Perfects, das den Slavoletten gänzlich verloren gieng und eine eigenthümliche Bildung desselben bei den abgeleiteten Verben sind einige von den Hauptzügen, die nebst einer nicht geringen Anzahl eigenthümlicher Wurzeln und Worte das Deutsche von seinen nächsten Verwandten absetzten.

Die geschichtliche Seite, die Frage nach dem Volke selbst, nach dem Weiterbilden seines geistigen Lebens in diesen vorhistorischen Perioden, nach den Sitten die es inne hatte und den Wanderungen die es zurücklegte, lassen wir bei Seite, da wir hier vor der Hand kaum Vermuthungen wagen könnten.

Die nunmehr herausgetretene deutsche Grundsprache können wir aus ihren Töchtern mit genügender Sicherheit erschließen und werden dieß weiter unten bei der Darstellung späterer Formen des Deutschen theilweise thun, um nämlich aus diesen älteren Grundformen die späteren deuten und erklären zu können. Nur eines der angeführten charakteristischen Kennzeichen dieser Grundsprache, durch deren Hervortreten sie eben ihre Besonderheit erreichte und sich vom Slavolettischen absetzte, möge hier specieller erwähnt werden, wir meinen die Lautverschiebung. Das Deutsche machte nämlich aus den alten Tenues k p t Aspiraten oder sogar Spiranten, aus k ward kh dann h, aus p ph dann f, aus t th; Lettoslawisch behielt, wie die andern Sprachen unseres Stammes, die Tenues unverändert bei, z. B. litauisch tu, slawisch ty (= tu) also wie lateinisch tu u. s. f. (du) lautet im Grunddeutschen thu;¹ Grundform und Sanskrit patis (Herr), litauisch pats lautet grunddeutsch fathis (aus phathis, gotisch faths); das Wort Grundform vaikas (Haus, Wohnplatz), slawisch mit der da üblichen Aenderung von k zu s vsi, griechisch *Foros*, lateinisch vicus lautet mit andern Stammbildungssuffixe im Gotischen veihs (Neutrum; deutsche Grundform wäre also vaihsam) u. s. f. Will man also deutsche Worte mit denen der urverwandten Sprachen zusammenhalten, so muß man stets dieser und der anderen gleich zu besprechenden

¹ Im Voraus bemerke ich, daß im Hochdeutschen diese Laute zum zweitenmale verschoben werden, davon unten.

Wandlungen in Folge des Verschiebungsgesetzes eingedenk sein. Die Mediae g b d werden zu Tenues, die Lettoslawen behielten sie bei; z. B. Grundform *dajvas* (Gott; wörtlich „leuchtender“), litauisch *dėvas*, grunddeutsch **teivas* (erhalten im nordischen Plural *tívar*); dem litauischen *obelis* (Apfel) steht ein grunddeutsches **apalis* (althochdeutsch *apfal*) gegenüber, eben so einem litauischen *gyvas* (lebendig), slawisch *živŭ* (lautgesetzliche Wandlung für *givas*), ein urdeutsches **kivas* (gotisch *quius* für **quivas* mit Einschaltung von *v* nach *k* und Ausstosung des *a* der auslautenden Silbe, Veränderungen wie sie durch das Weiterleben der Sprache und die Gesetze des Gotischen bedingt sind; unser *quiek*, *keek* ist dasselbe Wort) u. s. f. Dagegen haben deutsch und lettoslawisch gemeinsam die Mediae g b d da, wo die andern Sprachen, die aus dem nach Abscheidung des Slawodeutschen zurückbleibenden Theile der Ursprache hervorgiengen, also die asiatischen und südeuropäischen, die Aspiraten oder deren Vertreter haben, z. B. gotisch *brōthar*, slawisch *bratr* aber Sanskrit *bhrātar*, lateinisch *frater*, griechisch *φρατήρ*, *φάτωρ*; Wurzel *da* („setzen, stellen“, dann „thun“) aber Sanskrit *dha*; griechisch *θε*; Wurzel *lig* (lesen) aber griechisch *λεχ* u. s. f. Wir müssen hier abbrechen; wir wollten eben nur an diesem einen Beispiele der Lautverschiebung zeigen, daß sich die grunddeutschen Formen mit Sicherheit erschließen lassen und daß sie sich wesentlich von denen auch der nächst verwandten Sprachen absetzen.

In die Periode der einen deutschen Grundsprache versehen wir die Entstehung des deutschen Mythus und die Ausbildung der ältesten epischen Dichtung. Mit gutem Grunde, so bedünkt uns. Denn beide sind uns Deutschen eigenthümlich; wir theilen sie nicht einmal mit den Slawoletten, also können sie wohl nicht früher entstanden sein — eine Annahme, gegen welche auch noch manches andere spricht — aber wir finden sie bei allen deutschen Stämmen, bei denen sie überhaupt uns zugänglich sind, in wesentlich gleicher Weise: also stammen sie aus der Zeit, da diese Stämme noch nicht geschieden waren oder, was dasselbe sagt, noch nicht existirten, also aus der Zeit der einen deutschen Grundsprache.

Diese drei Perioden im Leben der deutschen Sprache — das Deutsche als indogermanische Ursprache, als slawodeutsch, als deutsche Grundsprache — fallen also sämmtlich in das vorhistorische Leben des Volkes. Anders die vierte und letzte. Wir beginnen sie

mit der Trennung der einen deutschen Grundsprache in mehrere Mundarten, die sich zu selbständigen Sprachen entwickelten, welche letzteren, soferne sie nicht in fremden Sprachen untergingen, dem Gesetze der Sprachengeschichte gemäß, ferneren Differenzirungen in Sprachen und Mundarten unterlagen. Diese vierte Periode rechnen wir also bis zur Gegenwart. Der Beginn derselben fällt in eine Zeit, welche vor der Geschichte liegt, ihre Fortsetzung aber in die bisher durchlebte Geschichte. Unterabtheilungen lassen sich bei den einzelnen Stämmen leicht machen, im Ganzen und Großen aber haben wir, gegenüber den durch große Wendepunkte bezeichneten, in ihrer Zeitdauer unberechenbaren Perioden der Vorzeit, nur eine Periode anzunehmen, deren Charakteristisches in der Trennung der einen Grundsprache in mehrere und in der nun stattfindenden sprachgeschichtlich nothwendigen Abschleifung und Verwitterung in Laut und Form besteht. Auch hier haben wir demnach den Beginn zu erschließen.

Von den Sprachen derjenigen deutschen Völker, von denen keine Denkmale auf uns gekommen sind, müssen wir hier völlig absehen. Ob das Longobardische, Burgundische eigene Sprachen gewesen, oder ob sie sich einer andern als bloße Mundarten angeschlossen, wer mag das entscheiden? Von der Sprache der Gepiden, Vandalen, Heruler wird mit Fug vermuthet, daß sie der Gotischen verschwistert gewesen.

Schließen wir von den uns zugänglichen deutschen Sprachen zurück, suchen wir uns den Weg zu denken, auf dem sie aus der einen deutschen Grundsprache hervorgiengen, so glauben wir, daß sie sämmtlich nur auf drei ursprünglich verschiedene Formen hinweisen, d. h. wir vermuthen, die deutsche Grundsprache habe sich durch den Proceß allmählicher Scheidung in drei Theile zerlegt: ins Gotische, ins Deutsche im engeren Sinne und ins Nordische.

Das Gotische ist von allen deutschen Sprachen die ältesthämlichste, die der deutschen Grundsprache am nächsten stehende. Mittelfst derselben können wir die Grundsprache am leichtesten erschließen, ja man bedient sich nicht selten des Gotischen in der Weise, als wäre es selbst jene Grundsprache. Die hohe lautliche und formliche Schönheit, die das Deutsche auszeichnet und die, was das wunderbar lebendig erhaltene, ja weiter als in der Ursprache entwickelte Vocalsystem betrifft, von keiner andern

indogermanischen Sprache erreicht wird, hat das Gotische am treuesten und reinsten erhalten, obschon kein deutscher Sprachzweig dieser Vorzüge völlig enträth. Das Gotische besitzt allein noch das Mediopassiv, nach Art des Griechischen, Indischen, Iranischen gebildet; das Letten und Slaven ebenso verloren haben, wie alle andern deutschen Stämme. Es hat von allen deutschen Sprachen allein die Perfectreduplication unverwischt erhalten, und die grammatischen Endungen besitzt es von allen noch in der unverkürztesten Form und in der relativ größten Vollkommenheit. Ohne das Gotische hätte die deutsche Grammatik, eine der wissenschaftlichen Hauptzierden unserer Nation, für die sie dem Schöpfer derselben, Jakob Grimm, ewigen Dank schuldet, nicht zu dem werden können, was sie ist. Dennoch leidet das Gotische bereits an jenen Veränderungen, denen die Sprachen in ihrer historischen Lebensperiode nicht entgehen können. Ein strenges Auslautsgesetz tilgte manche ursprünglich auslautende Consonanten und kürzte und verflüchtigte auslautende Vocale und Vocale der auslautenden Silben. Manche Form ist ihm sogar entschwunden, die andere deutsche Stämme, namentlich das Althochdeutsche und Nordische, noch besitzen. So hat es den im Althochdeutschen noch sehr gebräuchlichen Casus instrumentalis bis auf Reste eingebüßt; das im Althochdeutschen, vor allem aber im Nordischen noch vorkommende, mit s gebildete Perfect fehlt ihm gänzlich u. a. Beweis genug, daß weder deutsch noch Nordisch vom Gotischen abstammen können; beide haben manches einzelne Erbstück von der gemeinsamen Mutter besser bewahrt als die so reichlich bedachte gotische Universalerin.

Diese so überaus wichtige gotische Sprache kennen wir fast ausschließlich durch die umfangreichen Fragmente der Bibelübersetzung des gotischen Bischofs Wulfila (gewöhnlich, nach der griechischen Form, Alfilas genannt; Wulfila ist unser Wölfel, ein bekanntlich noch häufiger Name), geboren um 318, um 348 Bischof, gestorben 388. Fragmente eines Kalenders in derselben Sprache wie Wulfilas Werk enthalten den Namen des Gotenvolkes und beweisen also, ebenso wie einige gotische Unterschriften unter Urkunden, daß die Sprache der Bibelübersetzung auch wirklich die des Gotenvolkes sei, woran übrigens nie gezweifelt worden. Die gotische Form des Namens in jenen Kalenderfragmenten, so wie die Formen dieses Völkernamens bei andern deutschen Stämmen

und die Schreibung *goticus* in lateinischen Urkunden, die von Goten selbst herrühren — alles dieß beweist, daß die einzig richtige Schreibung „Goten“ und „gotisch“ nicht „Gothen“ und „gothisch“ ist (*Γότθοι* dann *Γόθοι*, *Gothi* ist doch wohl durch *gutthinda*, Gotenvolk, bedingt).

Leider ist uns von der nationalen Heldendichtung der Goten, von ihren geschriebenen Gesetzen u. s. f. gar nichts erhalten.

Die gotische Sprache hat keine Nachkommen hinterlassen; die Goten giengen in fremden Nationen unter, deren Sprachen sie annahmen; das Gotische ist also eine wahrhaft ausgestorbene Sprache, während wir die Sprachen, die in jüngeren Formen fortleben, wie z. B. das Lateinische, Altgriechische, eigentlich nicht als ausgestorben, sondern nur als in neuere Formen übergegangen betrachten können.

Die Goten bedienten sich vor Einführung des nach dem griechischen gebildeten Alphabets des Wulfila ebenso wie die andern deutschen Stämme vor Einführung der lateinischen Schrift einer auf eine gemeinsame Grundform zurückweisenden Buchstabenschrift, der Runen (*rûna*, Geheimnis, Schriftzeichen). Ueberhaupt hat man sich den Culturstand unserer Altvordern vor ihrer Bekehrung zum Christenthume nicht als einen niedrigen zu denken; eine Ansicht, die namentlich durch einige landläufige Geschichtsbücher zu solcher Allgemeinheit gelangt ist, daß die angebliche ungeschlachte Rohheit und Bärenhäuterei der alten Deutschen fast sprichwörtlich geworden ist. Nicht nur eine Schrift hatten die Goten vor dem vierten Jahrhundert, und wohl ebenso auch die andern Deutschen, sondern die Goten besaßen sogar geschriebene Gesetze; ein geordneter Rechtszustand und ein entwickeltes Gemeinwesen war bei allen deutschen Stämmen vorhanden. Dieß beiläufig.

Diese nationale Schrift der Deutschen bestand aus senkrechten und schrägen, an oder durch die senkrechte gesetzten Linien; eine Einrichtung, welche die Schrift augenscheinlich dem Materiale verdankte — Stein, Holz, Metall — auf welches geschrieben ward, oder vielmehr, in welches die Runen „gerissen“, geritzt wurden. Die Runenschrift finden wir auf einigen uralten Goldgeräthen angewandt, und ferner in Handschriften nach der Reihenfolge der Buchstaben mit den Namen derselben verzeichnet; im Nordischen blieb auch diese Alterthümlichkeit, die Runenschrift, länger im Gebrauch. Das Christenthum verdrängte, wie so vieles Nationale,

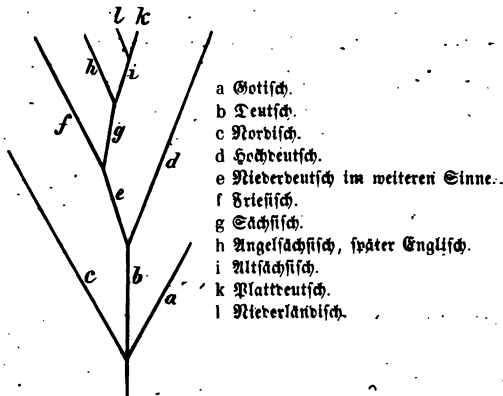
echt-Deutsche, so auch diese Schrift, die freilich als vielfach zu heidnischen Zwecken, Wahrsagerei und Zauberei angewandt, den Befehlern ein Greuel sein mußte; an ihre Stelle trat bei den Goten die wulfilanische Schrift, welche der große Gote mit Benutzung der alten Runenschrift auf Grundlage der griechischen bildete, bei den andern Stämmen das lateinische, d. h. das christliche Alphabet. Mit dieser neuen Schrift kam auch das fremde Wort „schreiben“, lateinisch scribere auf.

Das Deutsche im engeren Sinne theilte sich früh schon in zwei Hauptabtheilungen, das Niederdeutsche (im weiteren Sinne) und das Hochdeutsche oder genauer Oberdeutsche. Letzteres scheidet sich vom Niederdeutschen, wie vom Nordischen, durch eine abermalige Verschiebung der momentanen Consonanten, wie wir dennächst sehen werden.

Das Niederdeutsche finden wir getheilt in die näher verwandten Dialekte des Altsächsischen und des Angelsächsischen, die eben durch diese nähere Verwandtschaft auf einen gemeinsamen Ursprung hinweisen; diese Stufe, als altsächsisch und angelsächsisch noch eins waren, wollen wir sächsisch nennen. Das Friesische steht dem Sächsischen als besondere Abzweigung des Niederdeutschen gegenüber.

Das Altsächsische kennen wir vor allem aus der in einer der deutschen nationalen epischen Dichtungsweise nachgebildeten Form verfaßten Dichtung vom Heiland, altsächsisch Heliand, die uns in zwei Handschriften des neunten Jahrhunderts erhalten ist. Die Heimath des Altsächsischen ist das Land zwischen Rhein und Elbe, mit Ausschluß des Nordrandes, den die Friesen inne hatten und inne haben; die neue Form dieser altsächsischen Sprache bilden die jetzigen niederdeutschen oder plattdeutschen Volksmundarten. Das Niederländische, das jetzige Holländische und Flämische, unterscheidet sich so wenig vom Niederdeutschen (im engeren Sinne, dem Altsächsischen und jetzigen Plattdeutschen), daß es in der alten Zeit vollständig mit ihm zusammengefallen sein muß. Daß sich das Niederdeutsche östlich weit über seine alten Grenzen hinaus über ursprünglich slawisches und sogar preussisches und litauisches Sprachgebiet verbreitet hat und noch bis zur Stunde sich verbreitet, ist bekannt.

Das folgende Schema mag die Verzweigung des deutschen Sprachstammes versinnlichen, den nordischen deuten wir nur an, der gotische hat, wie bereits erwähnt, keine späteren Verzweigungen.



Deutsche Grundsprache.

Die nähere Verwandtschaft der deutschen Sprachen im engeren Sinne, dem Gotischen und Nordischen gegenüber, zeigt sich nicht nur im Wortvorrathe, sondern auch in der Grammatik. Es genüge hier auf etwas für diese deutschen Sprachen sehr charakteristisches hinzuweisen, nämlich auf die Bildung der zweiten Person Singularis Perfecti. Gotisch und Nordisch bilden sie übereinstimmend durch Anfügung von *t*, die deutschen Sprachen aber lassen eine nach Art des Optativs gebildete Form eintreten, z. B. gotisch 1. *vas*, 2. *vas-t*, 3. *vas* (war, warst, war), nordisch 1. *var*, 2. *var-t*, 3. *var*, mit Wandlung des *s* zu *r*; aber althochdeutsch und altsächsisch 1. *was*, 2. *wâr-i*, 3. *was*, angelsächsisch 1. *väs*, 2. *vær-e*, 3. *väs*, altfriesisch 1. *was*, 2. *wêr-e*, 3. *was*, dasselbe, nur mit leichten Lautveränderungen.

Das im Wortschatz, in Lautgesetzen und in grammatischen Bildungen vielfach eigenthümlich entwickelte Altnordische kennen wir freilich erst aus Handschriften des 13. Jahrhunderts; aber auch in dieser verhältnismäßig jungen Form ist es mit Sicherheit als ein dem Deutschen und Gotischen coordinirter, unmöglich weder aus dem einen noch aus dem andern hervorgegangener Sprachzweig zu erkennen. Ist das Altnordische sprachlich schon wichtig und bedeutend, weil es eine besondere Form des Deutschen bildet, so ist es noch von ungleich höherer Bedeutung für die Kunde unseres deutschen Alterthumes, weil nur hier der Eifer christlicher Bekehrer die uralten heidnischen Götter- und Heldenlieder nicht vernichtete; namentlich ist die Mythologie unseres Stammes nur hier uns erhalten,

während sie auf deutschem Gebiete bloß in schwachen Spuren als einst in analoger Weise wie im nordischen vorhanden sich verräth.

Der alten Sprachform am treuesten blieb in ihrer Abgeschlossenheit die isländische Sprache; die übrigen, aus dem Altnordischen hervorgegangenen, also mit Fug neunordisch zu nennenden Sprachen, das Schwedische, vor allem aber das stark abgeschliffene Dänische, zeigen in höherem Grade jene im späteren Sprachleben eintretenden Veränderungen.

Den hochdeutschen Sprachzweig, dessen jüngere Formen uns später ausschließlich beschäftigen werden, wollen wir nun, nachdem wir sein Verhältniß zu den übrigen deutschen Sprachen kennen gelernt, etwas genauer in Betrachtung ziehen.

V. Von der hochdeutschen Sprache.

Die älteste uns zugängliche Form des Hochdeutschen, die alt-hochdeutsche Sprache, finden wir nicht mehr als eine einzige dem Proceß der Auflösung in mehrere unterscheidbare Mundarten noch nicht anheimgefallene Sprache. Wir kennen sie nur aus den Sprachdenkmälern der nicht mehr völlig gleichsprachigen oberdeutschen Stämme der Franken, Alamannen und Schwaben und der Baiern. Althochdeutsch nennt man diese Mundarten so lange die Abschwächung der Vocale der auf die Stammsilbe des Wortes folgenden Silben in ein ununterschiedenes e noch nicht zur Regel geworden, d. h. vom siebenten bis gegen das Ende des elften Jahrhunderts. So lange man gibn, gēban, viscum, blindaz, blindōno u. s. f. sagte, haben wir althochdeutsch vor uns, wo solche Formen völlig geschwunden sind und durch gibe (jetzt gebe, 1. Sing. Präs.) gēben, vischen (Dat. Plur.), blindēz (jetzt blindes, Neutr. Sing.), blinden (Gen. Plur.) ersetzt werden, da haben wir nicht mehr althochdeutsch, sondern mittelhochdeutsch vor uns. Vereinzelt kommen jedoch solche Formen mit jenem e schon frühe vor, wie ja auch im Mittelhochdeutschen noch nicht alle vollen Vocale der Endsilben in e abgeschwächt sind, wie wir später sehen werden. Obwohl im Althochdeutschen sich keine allgemeine Schriftsprache herausgebildet hatte, so ist die Scheidung der drei Mundarten, der fränkischen,

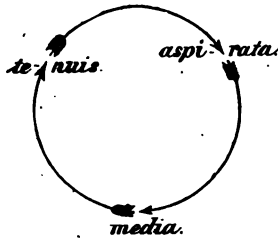
alamannisch = schwäbischen, bairisch = österreichischen immerhin eine schwierig durchzuführende, wenngleich in manchen Sprachdenkmälern bezüglich ihrer Zuweisung an einen der drei Hauptstämme der Hochdeutschen kein Zweifel sein kann. Den mundartlichen Unterschieden geht eine große Verschiedenheit der Sprache je nach dem Alter der Quellen zur Seite, so daß das Althochdeutsche eine immer wechselnde Mannigfaltigkeit der lautlichen Form zeigt.

Von den Eigentümlichkeiten des Althochdeutschen den anderen deutschen Sprachen gegenüber wollen wir nur eine, die bedeutendste, genauer ins Auge fassen, nämlich die sogenannte Lautverschiebung.

Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprachengeschichte, daß jene S. 88 f. dargelegte Verschiebung der momentanen (explosiven) Consonanten, durch welche sich die deutsche Grundsprache von ihren Schwestern absetzt, im Hochdeutschen sich wiederholt. Diese zweite Verschiebung ist das auffallendste Kennzeichen des Hochdeutschen, seinen sämtlichen Schwestern gegenüber. Aber man darf dennoch nicht glauben, daß es dieses Lautgesetz war, durch welches sich gleich von Anfang das Hochdeutsche als besondere Sprache aus der gemeinsamen deutschen Grundsprache heraussetzte; wir sehen vielmehr wenigstens theilweise jene Verschiebung erst entstehen, völlig durchdringen aber nur in einer Mundart, der alamannischen, die deshalb auch die strengalthochdeutsche genannt wird. Die Art dieser zweiten deutschen Verschiebung, der hochdeutschen, mag in der Kürze zur Anschauung gebracht werden.

Ihrem Principe nach ist sie, wie gesagt, vollständige Wiederholung der früheren Lautverschiebung, also jenes Gesetzes, demzufolge Tenuis zur Aspirata, Media zur Tenuis und Aspirata zur Media wird. Es versteht sich nach dem, was in dem Abschnitte II. über die Veränderung der Sprachen gesagt ist, von selbst, daß auch diese Uebergänge nur ganz allmählich vor sich giengen. Die Tenuis erzeugte durch immer härtere Aussprache einen Hauch nach sich, der sich dann immer stärker entwickelte, zuletzt wohl allein übrig blieb, so ward z. B. k zu h, p zu f (S. 88), die Media erhärtete allmählich zur Tenuis, die Aspirata verlor allmählich ihren Hauch und sank so zur Media herab.

Leicht merken kann man sich das Gesetz beider Verschiebungen an folgendem Schema:



d. h. bei der Lautrotation zwischen indogermanisch, grunddeutsch (dem gotisch, niederdeutsch u. s. w. im Wesentlichen gleichzusetzen ist) und hochdeutsch, folgen auf einander Tenuis, Aspirata, Media; Aspirata, Media, Tenuis; Media, Tenuis, Aspirata. Man darf sich nur eine dieser Reihen merken, um sich das ganze Gesetz stets daraus entwickeln zu können; auf Tenuis der einen jener Sprachen folgt Aspirata (oder die sie vertretende Spirans) der andern, auf Aspirata Media, auf Media Tenuis. Dem Gedächtnisse kann man auf äußerliche Art so zu Hilfe kommen, daß man festhält: die Laute in der Lautverschiebung folgen nicht so auf einander, wie sie gewöhnlich aufgezählt werden, „Tenuis, Media, Aspirata“, sondern die Aspirata kommt vor der Media, „Tenuis, Aspirata, Media“, und ans letzte Glied dieser Reihe schließt sich dann das erste derselben wieder an „Media, Tenuis, Aspirata“ u. s. f.

Dieses Gesetz erfährt jedoch nunmehr, wo es zum zweitenmale hervortritt, noch zahlreichere Ausnahmen als bei seinem ersten Auftreten. Nur andeuten will ich, daß viele Consonantenverbindungen jene Wandlungen unmöglich machen, so kann sich ein *st*, *sp* nicht in *sth*, *sph* u. dergl. wandeln; die indogermanische Wurzel *sta* lautet ebenso im Gotischen, ebenso im Hochdeutschen. Aber gleich bei der Verschiebung der Tenuis in Aspirata tritt im Hochdeutschen die Besonderheit ein, daß die Verschiebung in gewissen Fällen nur zur Aspirata (Verbindung von Tenuis und Hauchlaut, Spirans) geführt hat, in anderen aber für die zu erwartende Aspirata bereits der bloße Hauchlaut, die Spirans, eingetreten ist. Das erstere trat im Anlaute, ferner nach liquiden Consonanten und da ein, wo die Tenuis verdoppelt war oder ihr ein *j* folgte; das andere, die Wandlung zur Spirans, in den andern Fällen (also inlautend zwischen Vocalen und auslautend nach denselben).

So wird also urdeutsch oder gotisch k sowohl zu ch (d. h. kch), als auch zu hh (unser jekiges ch); t sowohl zu z (d. h. ts) als auch zu z (d. i. ß), p sowohl zu pf als auch zu f. Der Anlaut ist ja immer alterthümlicher in seinen Consonantenverhältnissen als der Inlaut besonders da, wo Consonanten von Vocalen umgeben sind; es kann uns also nicht Wunder nehmen, dort noch den älteren Doppellaut, hier nur noch den zweiten Bestandtheil dieses Doppellautes zu finden. Auch verdoppelte Consonanten haben natürlich mehr Widerstandsfähigkeit gegen Erweichung und Verflüchtigung als einfache.

So entspricht einem gotischen kviman (kommen; Wurzel kwam, indogermanisch gam) ein strengalthochdeutsches chuēman (sprich kehwēman); gotisch kaur̥n und vakjan wird zu chorn (kehorn) und wecchan (wekchan) u. s. f. Außerhalb des Strengalthochdeutschen, im Gemeinalthochdeutschen und demzufolge auch im späteren Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen bleibt in diesem Falle die alte Tenuis, daher unser kommen, korn, wecken (die vom Strengalthochdeutschen abstammenden Schweizermundarten haben aber auch hier die Aspiration erhalten). Durchgreifend ist dagegen die zweite Art der Wandlung, nämlich die in den bloßen Hauchlaut, wie z. B. gotisch mikils (groß; vgl. μέγας, genau entspricht der deutschen Form μεγάλη, μεγάλοι u. s. f., lateinisch mag-nus mit g), althochdeutsch mihhil, mittelhochdeutsch michel; gotisch brikan (brechen; vgl. frango, Wurzel frag), althochdeutsch prēhhan, mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch brēchen u. s. f.

Ebenso bei den Tenuis der beiden andern Organe; die Dentalis t ward zu z (ts), z. B. in gotisch tiuhan (vgl. lateinisch tūco), althochdeutsch ziohan, mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch ziehen; gotisch satjan (vgl. sedeo; Wurzel ist sad), althochdeutsch setzan, mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch setzen; niederdeutsch holt, hochdeutsch holz; aber gotisch itan (vgl. edere), althochdeutsch ēzzan, mittelhochdeutsch ēzzen, neuhochdeutsch nur anders geschrieben, sonst mit der mittelhochdeutschen Form identisch eßen; gotisch thata, althochdeutsch und mittelhochdeutsch daz, neuhochdeutsch daß, das (letzteres nur unrichtige Schreibung) u. s. f. Hier finden sich alle hochdeutschen Dialecte in Uebereinstimmung.

P ward zu pf in Fällen wie lateinisch planta, althochdeutsch pslanza (entlehntes Wort), mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch

pflanze; gotisch *skapjan*, althochdeutsch *skepphan* (sprich *skepfan*), mittelhochdeutsch *schepfen*, neuhochdeutsch mit falschem *ö* für *e* schöpfen; gotisch *hilpan*, althochdeutsch *hëlphan* (sprich *helpfan*); gotisch *vairpan*, althochdeutsch *wërphan* (sprich *wërpfan*), nach Liquiden tritt jedoch gemeinalthochdeutsch nur *f* ein, daher auch mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch *helfen*, *wërfen*. Es steht dagegen überall nur *f* in *slāfan*, gotisch *slēpan* (grunddeutsch *slāpan*), mittelhochdeutsch *slāfen*, neuhochdeutsch *schlafen* u. s. f.

Die urdeutsche Media ward aber nur im Strengalthochdeutschen durchgreifend zur Tenuis; *g* und *b* bleiben nämlich im Gemeinalthochdeutschen und folglich im Mittel- und Neuhochdeutschen unverändert; gotisch *giban* lautet also nur im Alamannischen *kēpan*, im Gemeinalthochdeutschen *gēban*, und daher mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch *geben*, während die Dentalis *d* durchgreifend zu *t* wird: gotisch *dags*, althochdeutsch und mittelhochdeutsch *tac*, neuhochdeutsch *tag* u. s. f.

Anstatt der Aspiratae *kh* und *ph* aus indogermanischem *k* und *p* fanden wir schon im Grunddeutschen *h* und *f*; diese beiden nur gehauchten Dauerlaute, die keinen explosiven momentanen Bestandtheil mehr haben, sind nun keiner weiteren Veränderung fähig. Gotisch und grunddeutsch *fōtus* (vgl. lateinisch *pes*, griechisch *πός*) wird althochdeutsch und mittelhochdeutsch *fuoz*, neuhochdeutsch *fuß*; gotisch *haur̥n*, grunddeutsch *hurn* (vgl. lateinisch *cornu*) wird althochdeutsch, mittelhochdeutsch, neuhochdeutsch *horn*, überall bleibt hier das *f* und *h* unverändert.

Anders in der dentalen Reihe. Hier hat das Urdeutsche für das ursprüngliche *t* regelrecht *th* eintreten lassen, welches ebenso regelmäßig in allen hochdeutschen Dialecten in *d* übergeht, also gotisch *thu* (vgl. lateinisch *tu*), althochdeutsch, mittelhochdeutsch, neuhochdeutsch *du* u. s. f. Das Strengalthochdeutsche hat also nur eine Media, nämlich *d*; *b* und *g* fehlen dieser Mundart in ihrer reinen Form völlig.

Dies ist in seinen wesentlichen Zügen jenes merkwürdige, von Jakob Grimm entdeckte Gesetz der Lautverschiebung, welches also in systematischer Uebersicht sich in folgender Weise darstellen läßt. Rein schematisch, von allen Ausnahmen abgesehen, erhalten wir folgende Lautwechsel:

indogermanisch (außer deutsch)	k t p	g d b	gh dh bh
grunddeutsch (gotisch zc.)	kh th ph	k t p	g d b
hochdeutsch	g d b	kh th ph	k t p

In der Wirklichkeit aber gestaltet sich dieß in folgender Weise:

indogerm.	k t p	g d b	gh dh bh
grunddeutsch	h th f	k t p	griech. χ ϑ φ ¹ g d b ²
hochdeutsch	h d f	ch (k), hh z, z pf, f	k (g) t p (b)

Das in der letzten Reihe, der hochdeutschen, Eingeklammerte sind die gemeinalthochdeutschen, mittel- und neuhochdeutschen Laute.

Dieß Gesetz der zweiten Verschiebung scheidet am augenfälligsten und bis zur Stunde das Hochdeutsche von seinem nächsten Verwandten, dem Niederdeutschen. Wo man that oder dat, tid, slāpen, breken u. s. f. sagte und sagt, da ist niederdeutsche Sprache nicht zu verkennen, während ein daß, zeit, schlāfen, brechen ebenso unverkennbar den Stempel des Hochdeutschen an sich trägt. Ich pflege daher die niederdeutschen Sprachen und Mundarten „Dat-Sprachen“; die oberdeutschen (hochdeutschen) „Daß-Sprachen“ zu nennen.

Das Althochdeutsche kennen wir aus zahlreichen und theilweise umfangreichen Sprachdenkmalen, die fast ausschließlich von geistlicher Hand herrühren. Vor allem ist St. Gallen ein Hauptstük althochdeutschen Schriftthums, und hier ist das Alamannische, grammatisch strengalthochdeutsch genannt, zu Hause. Doch ist die Althochdeutsche Litteratur zum größten Theile nicht Nationallitteratur, sie ist wesentlich eine Litteratur der Uebersetzungen, der zwischenzeitlichen, oft bis zur Sprachwidrigkeit treuen Uebertragungen lateinischer Worte in deutsche (Interlinearversionen) und Wortsammlungen (Glossen), ihr Zweck der der Bekehrung zum Christenthume und der des Unterrichtes der Geistlichen. Selbst die Dichtung hat fast durchaus den Zweck der Belehrung, der Befestigung im Christenthume.

¹ Lateinisch und die meisten andern indogermanischen Sprachen ersetzen die Aspiraten meist durch Nebiae oder auch durch Spiranten.

² In diese Reihe haben wir mehrfache Abweichungen nicht aufgenommen, um den Ueberblick hier, wo es nur auf Darlegung der Grundzüge ankommt, nicht allzusehr zu erschweren.

Die alte nationale Götter- und Heldendichtung in der allgemein deutschen allitterirenden (Stabreimenden, die Worte nach ihrem Anlaute reimenden) Form, ist auf hochdeutschem Gebiete bis auf wenige, zufällig gerettete Fragmente, verilgt worden.

Dies kommt daher, daß das Gebiet der althochdeutschen Sprache früh schon und durch fremde Befehrer für das Christenthum gewonnen ward. Der Gegensatz des alten deutschen, nationalheidnischen Elementes und des späteren, fremden, christlichen Wesens ist der Schlüssel zum richtigen Verständnisse der althochdeutschen Litteratur. Jene wenigen geretteten Bruchstücke der alten Dichtung im Vereine mit der vollständiger erhaltenen, selbst jenen wenigen Fragmenten nach, als wesentlich mit der althochdeutschen übereinstimmend erkennbaren altnordischen Dichtung, liefern den unumstößlichen Beweis dafür, daß die erste Periode unserer nationalen Litteratur oder vielmehr unserer Dichtung (da die Prosa als Kunstform erst sehr spät, nämlich im Neuhochdeutschen, erscheint) vor die Befehrung unserer althochdeutschen Vorfahren zum Christenthume fällt. Eine Fülle von Götter- und Heldenliedern ward in allen Gauen unseres Vaterlandes gesungen; am ersten verloren sich die Götterlieder, von denen, außer einigen Zauberliedern, nur dürftige Reste, die sich in christliche Dichtungen vom Weltanfange und Weltende eindrängten, für uns gerettet sind. Die Heldenlieder bestunden etwas länger, da ihr Inhalt dem Christenthume weniger zuwider war, wie uns denn von einem derselben (dem Hildebrandsliede) ein ziemlich umfangliches Bruchstück (freilich in mehr niederdeutscher als hochdeutscher Aufzeichnung) erhalten ist, während ein anderes (der Waltharius) in lateinischer Umdichtung auf uns gekommen ist. Die Angelsachsen haben Heldendichtung in etwas späterer Zusammenarbeitung, aber mit Beibehaltung der bei ihnen lange noch bestehenden altnationalen Versform aufzuweisen; auf altsächsischem Gebiete entstand, mit Beibehaltung der alten epischen Wendungen und Ausdrücke, in nicht mehr völlig rein gehaltener nationaler Versform, ein christliches Epos; nur der Norden hat Götter- und Heldendichtung in ziemlich reicher Ausdehnung in Form und Inhalt fast unverfehrt erhalten. Bei allen deutschen Stämmen findet sich in der ältesten Periode ein und derselbe epische Vers, Beweis genug dafür, daß schon die Grunddeutschen diesen Vers und somit auch Götter- und Heldendichtung kannten. Diese

Dichtung ist also ein uraltes, **echt** deutsches Erbtheil. Die gereimte Dichtung, die sich früh schon aus der allitterirenden entwickelte, brachte es im althochdeutschen Zeitraume nicht zu wahrhaft bedeutenden Leistungen. Sie ist für uns indeß von hoher Bedeutung deshalb, weil sie uns zeigt, wie von der ältesten allitterirenden Dichtung bis zu den mittelhochdeutschen Kunstformen eine stätige Entwicklungsreihe führt. Der gesammten altdeutschen (althochdeutschen und mittelhochdeutschen) Dichtung gemeinsam ist die Bestimmung des Maßes der Verse durch die Hebungen, d. h. durch die höchst betonten Silben, deren jeder Vers eine bestimmte Zahl enthält; ein Princip, das dem Deutschen eigenthümlich ist und von der profodischen Messung und der bloßen Silbenzählung sich durchaus unterscheidet. Die vorliegende althochdeutsche Litteratur bildet also keine eigentliche Litteraturperiode; in ihr liegt uns nur eine Uebergangszeit vor. Erst als Christenthum und nationaldeutsches Wesen aus dem Gegensatze heraus zu inniger Verschmelzung gelangt war, da tritt eine zweite Periode der Nationallitteratur hervor, die Mittelhochdeutsche. Hier erscheint auch die alte Heldendichtung wieder, aber in neuer Form und in christlicher Auffassung; das alte nationalheidnische Element schimmert nur noch schwach durch, nur dem kundigen Auge erkennbar. Wir haben also in der hochdeutschen Litteratur, um dieß hier beiläufig anzudeuten, drei Perioden, die wir classisch nennen können: 1) die Althochdeutsche, bis auf Reste verloren, 2) die Mittelhochdeutsche des dreizehnten Jahrhunderts und 3) die Neuhochndeutsche. Hieraus folgt, daß das althochdeutsche Schriftthum vorherrschend sprachlichen Werth besitzt und nur zum geringeren Theile ins Gebiet der Nationallitteratur gehört.

Doch kehren wir zur Sprache zurück. Mit der durchgreifenden Abschwächung der auf die Stammsilbe folgenden Vocale in ein unterschiedsloses e, ist der Uebergang von althochdeutsch zu mittelhochdeutsch geschehen. Die Vocale der Stammsilben bleiben im Wesentlichen dieselben wie im Althochdeutschen — erst im Neuhochndeutschen tritt auch hier eine bedeutende Veränderung ein — daselbe gilt von den Consonanten. Den Unterschied von Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch haben wir bereits oben (S. 95) an einigen Beispielen vor Augen gestellt. Der althochdeutsche Vers mit seinen Hebungen und Senkungen blieb durch diese Sprachveränderung unberührt, ja man kann sagen, daß die mittl-

hochdeutsche Sprache eben durch jenen Verlust der vollen Vocale der Endsilben erst recht geeignet ward, die höchste Feinheit und Regelmäßigkeit des Versbaues zu erreichen. Unterschiede der Mundarten sind durch die Abschwächung des Auslautes, die nunmehr einem allgemeinen Gesetze der Sprachengeschichte gemäß eingetreten war, keineswegs ausgeschlossen, und man hat demnach auch ebenso gut mittelhochdeutsche Mundarten, wie althochdeutsche in den Denkmälern zu unterscheiden. Aber bald gelangte nunmehr eine Mundart zu allgemeinerer Geltung als Sprache der Litteratur und des höheren Umganges, wie er an den Höfen gepflogen ward: es bildete sich eine höfische Sprache aus, die auch von denen gebraucht ward, deren heimatliche Mundart sie nicht war. Die Litteratur ist aus den Händen der Geistlichen, die sie im althochdeutschen Zeitraume inne hatten, in die der Edeln übergegangen; die höfische Mundart ward so zugleich die der Litteratur. Diese Mundart ist die schwäbische. Sie, die schwäbische, höfische Mundart ist das Mittelhochdeutsch im engeren Sinne, die Sprache der höchsten Erzeugnisse der reichen, classischen Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts, die Sprache, in welcher sowohl die nunmehr neugeborene vollsthümliche Heldendichtung, als auch die fremden Vorbildern folgende höfische Epik, die Lyrik, kurz fast die gesammte Dichtung jener fruchtbaren Periode niedergelegt ist. Diese Sprache werden wir daher später ausschließlich ins Auge fassen.

Während also im Althochdeutschen nur Dialekte vorhanden waren, hat das Mittelhochdeutsche bereits einen derselben über die anderen gestellt; es hat eine höhere Sprache, eine Hofsprache entwickelt. Für die Litteraturgeschichte ist dieser Punkt von größter Bedeutung; doch lassen wir dieß, wie alles was die Litteratur, nicht die Sprache betrifft, hier bei Seite; nur bei der Besprechung des Althochdeutschen erlaubten wir uns einen Seitenblick in die Litteratur, weil eben über das althochdeutsche Schriftthum und "seine eigenthümlichen Verhältnisse in der Regel keine klare Anschauung vorhanden ist. Ueber die große Litteratur des Mittelhochdeutschen ist aber das allgemeinste — und nur dieß könnten wir ja hier geben — jedem Gebildeten bekannt.

Die Neigung zu dem Fremden, die so stark in der mittelhochdeutschen Dichtung hervortritt, hatte die Aufnahme einer ziemlich bedeutenden Anzahl romanischer (französischer) Worte zur Folge; bekanntlich trat diese Neigung in einer späteren Periode nochmals

und zwar in einer für die deutsche Sprache ungleich nachtheiligeren Ausdehnung hervor.

Das Mittelhochdeutsche empfiehlt sich durch ein feines Ebenmaß der Entwicklung; es ist nicht mehr die volle althochdeutsche Sprache mit ihren gewichtigen Endsilben, die zum Theile, namentlich im Verse, die Stammsilbe zu verdunkeln drohen, aber auch noch nicht die vielfach gestörte und auf Abwege gerathene neuhochdeutsche Sprache. So verdient diese schönste, für die Zwecke der Dichtkunst geeignetste Altersstufe unserer Sprache mit Recht den Namen der Mittelhochdeutschen. Die Eintönigkeit ist erst in den Endsilben eingerissen, und auch hier, wie wir weiter unten sehen werden, gibt es noch scharf bestimmte Gewichtsunterschiede jenes allerdings monotonen *s*, das sie nun fast ausschließlich enthalten; die Stammsilben sind aber noch theils lang, theils kurz, der Ton macht noch nicht die Silbe lang wie im Neuhochdeutschen.

Dies ist der durchgreifende Unterschied von Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch. Zur Verflüchtigung der Endsilben ist noch ein weiteres, ebenfalls im Gange der Sprachen nothwendig Begründetes hinzugetreten: der Wortton macht die Silbe lang, auf die er fällt, oder vielmehr der Ton gilt allein, der scharfe Unterschied von lang und kurz ist geschwunden. Nun erst ist wirklich Eintönigkeit in die Sprache eingedrungen; eine große Anzahl von Mannigfaltigkeiten ist verloren; neme (Conj. Präsens) Mittelhochdeutsch nēme (mit kurzem *e*) klingt nun wie nāme (Conj. Praeteriti), mittelhochdeutsch nēme; malen (auf der Mühle) Mittelhochdeutsch maln, wie malen (mit dem Pinsel) mittelhochdeutsch mālen; tor (Thüre) wie tōr (Narr) u. s. f. Wir werden dies weiter unten genauer zu entwickeln haben.

Ein zweiter, für das gesammte Wesen der hochdeutschen Sprache bedeutsamer Zug ist folgender.

Im Althochdeutschen hatten wir stets den Dialekt des Schreibenden vor uns, es gab nichts allgemeineres, was über denselben, die verschiedenen Stämme umfassend, gestanden hätte. Im Mittelhochdeutschen hat sich eine allgemeinere Sprache dadurch entwickelt, daß die Mundart eines Stammes ein Uebergewicht über die andern erhielt. Das Neuhochdeutsche, eine Sprache, die noch weitere Kreise als das Mittelhochdeutsche beherrscht, ist aber gar keine deutsche Mundart; kein deutscher Stamm sprach oder

spricht diese Sprache, nirgend hört man unsere Schriftsprache im Munde des eigentlichen Volkes. Diese Eigenthümlichkeit des Neuhochdeutschen ist die Ursache seiner sprachlichen Unnatürlichkeit, denn in der That unnatürlich, ja monströs ist in manchen Lauten und Formen unsere neuhochdeutsche Schriftsprache; sie ist kein am lebendigen Baum der deutschen Sprache unbewusst und naturgemäß hervorgesproßtes Reis, sondern vielmehr etwas in vielen Stücken durch Einfluß des menschlichen Willens absichtlich gebildetes und zusammengewürfeltes. Aber eben nur deshalb, weil das Neuhochdeutsche keine Mundart ist, weil kein einzelner Stamm ein Recht des Eigenthumes auf dasselbe hat, besitzt es die Fähigkeit, ein gemeinsames Band — leider fast das einzige — für alle deutschen Stämme, hochdeutsche und niederdeutsche zu sein, und somit ist eben das, was die sprachliche Unvollkommenheit des Neuhochdeutschen bedingt, die Quelle seiner hohen, für die Nation unschätzbaren Bedeutung.

Die wirkliche Volkssprache eines deutschen Stammes hätte es dahin nimmer und nimmer bringen können; jeder andere Stamm würde sich geweigert haben, von seiner Mundart zu Gunsten der eines Bruderstammes abzugehen, und Zersplitterung wäre selbst in der Sprache unseres deutschen Vaterlandes eingetreten. Das aber, was keinem Stamme angehört, und nur das kann allen gemeinsam sein, ohne Eifersucht, ohne Neid zu erregen. So ist also der Werth dieser Sprache nicht in ihrem sprachlichen Wesen selbst, sondern in ihrem Gebrauche, ihrer Anwendung zu suchen; er besteht darin, daß sie gemeinsame Schriftsprache aller deutschen Stämme ist, und, wenngleich stärker oder schwächer mundartlich gefärbt, auch Sprache des höheren gesellschaftlichen Umganges aller Orten in Deutschland, Oesterreich, der deutschen Schweiz, kurz überall wo man überhaupt deutsch im engeren Sinne spricht, mit Ausschluß jedoch des niederländischen (holländischen und flämischen) Sprachgebietes.

Aber woher stammt denn diese unsere neuhochdeutsche Sprache, woher schreiben sich ihre großen organischen Mängel und Gebrechen, und woher rührt ihre Befähigung zu so bedeutsamer und segensreicher Unidversalität?

Während im Althochdeutschen Sprache und Schriftthum in einem Flusse verlaufen, während hier die geschriebene Sprache wesentlich mit der gesprochenen zusammenfiel, fanden wir im

Mittelhochdeutschen eine Mundart in der Litteratur vorherrschend, neben welcher die andern natürlich im Munde des Volkes sich fort und fort erhielten, und den Befehlen der Sprachgeschichte gemäß sich veränderten. Solchen Veränderungen entgieng natürlich auch das Mittelhochdeutsche im engeren Sinne selbst nicht. Der Verlust der kurzen Stammsilben, dieses bereits erwähnten Hauptkennzeichens des Mittelhochdeutschen der späteren Sprache gegenüber, beginnt schon früh allmählich einzudringen; sobald man aber aufhörte z. B. sägen, loben zu sprechen und dafür sägen, loben einführte, war der ganze Charakter der Sprache verändert, die alte Metrik, die alte Art des Reims unmöglich geworden.

Diese große Veränderung ist im Wesen der Sprache selbst ebenso begründet, als die übrigen im Laufe der Zeit eintretenden Wandelungen; sie ist eine weitere Wirkung desselben Agens, das im Mittelhochdeutschen bereits die Endsilben gekürzt hatte, nämlich des Worttones, der jetzt nun zu jener Verkürzung noch die Dehnung der stammhaften Kürzen fügt, auf denen er ruht.

Aber ein Zweites trat zu diesen im Wesen der Sprache liegenden Veränderungen, wie sie sich im 14. und 15. Jahrhundert einstellten, noch hinzu. Man hätte die mittelhochdeutsche Hofsprache, die schwäbische Mundart, auch mit diesen Veränderungen als Schriftsprache beibehalten können. Dieß geschah aber nicht. Mit der Litteratur verfiel zugleich der Gebrauch jener Mundart, und es traten nun wieder die mundartlichen Besonderheiten der Schreibenden in der Schrift auf. Hier reißt also der Faden ab; das Neuhochdeutsche ist nicht die sprachgeschichtlich veränderte, spätere Form der mittelhochdeutschen Hofsprache, so wenig als die neuhochdeutsche Litteratur eine Fortsetzung der mittelhochdeutschen ist. Zwischen mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch liegt eine Kluft, eine Zeit sprachlicher und litterarischer Verwilderung.

Wir haben also für die neuhochdeutsche Schriftsprache einen Ausgangspunkt erst zu suchen; von den neuhochdeutschen, neben der Schriftsprache bestehenden Volksmundarten aber gilt dieß nicht; diese sind direkte Fortsetzungen der älteren Formen. Die Schriftsprache und die Volkssprache laufen neben einander her, wir haben beide getrennt zu betrachten.

Die Schriftsprache. Bekanntlich ist unsere Schriftsprache in ununterbrochener Entwicklungsreihe bis auf Luther zurück zu

verfolgen. Obgleich sie sich auch im Laufe der Zeit verändert, alles abgethan und neues eingeführt hat, so ist doch die Sprache, die wir heutzutage schreiben und der wir mehr oder minder treu in der Rede, namentlich der feierlichen und lehrhaften uns anschließen, dieselbe, die Luther schrieb, es ist nicht etwa eine andere Mundart mit andern Lautgesetzen für jene Sprache Luthers eingetreten. Luther ist aber nicht der Schöpfer dieser Sprache, wie ja überhaupt keine Sprache, auch die Schriftsprache nicht, gemacht werden kann, wenn auch gerade die Schriftsprachen in einzelnen Worten, ja in der Wahl und Mischung von Mundarten entschieden mehr der Willkür des Schreibenden unterworfen sind, als die naturwüchsigen, lebendigen Volkssprachen. Woher hatte Luther jene Sprache, welcher er durch seine Schriften, besonders durch die Bibelübersetzung, eine immer allgemeiner werdende Geltung verschaffte, und die sogar in niederdeutsches Gebiet siegreich eindrang? Daß es keine Volksmundart ist, lehrt ihre ganze Art, namentlich ihre unorganischen Lautverhältnisse, die sich keine Mundart zu Schulden kommen lassen kann; auch ist ein ihr gleicher Dialekt nirgend nachweisbar.

Luther selbst sagt mit ausdrücklichen Worten, daß er sich nicht einer „gewissen, sonderlichen, eigenen Sprache im Deutschen“, also nicht einer speciellen Mundart, sondern der Sprache der „sächsischen Kanzlei“ bediene, „welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland“. Dieses allgemeinen Gebrauches wegen ist sie, so sagt Luther, „die gemeine deutsche Sprache“, geeignet von „Ober- und Niederländern“ verstanden zu werden.

Diese in ihrer Richtigkeit nachgewiesene Auskunft Luthers über die von ihm gebrauchte Sprache führt also auf die eigentliche wahre Quelle unserer Schriftsprache. Sie ist eine auf dem Papiere entstandene Sprache, entstanden allmählich durch den schriftlichen Gebrauch selbst, der stets der Sprache einen gewissen Typus zu verleihen pflegt, und durch Mischung von Mundarten, unter denen selbst das Niederdeutsche nicht ganz unvertreten ist, das Oesterreichische aber, das schon in früheren Jahrhunderten durch die Diphthongirung von *i* und *ü* zu *ei* und *au* diese Laute den grundverschiedenen echten *ei* und *ou* näher gerückt hatte, eine hauptsächlich Rolle spielt. Keine deutsche Mundart mischt z. B. *mein* und *stein* (mittelhochdeutsch *mîn*, *stein*) und *bauch* und auch

(mittelhochdeutsch *bûch*, *ouch*), das thut nur die Schriftsprache; schon mittelhochdeutsche, österreichische Handschriften haben *mein* und *stain* nur noch leise geschieden, ja sie mischen bereits *û* und *ou* in ein *ou* und *au* zusammen, womit sie höchstwahrscheinlich von der wirklichen Aussprache sich entfernten. Jene Mischung von Mundarten entwickelte sich nun in der kaiserlichen Kanzlei zur herrschenden deutschen Reichssprache. Diese ihren papiernen Ursprung deutlich an der Stirne tragende Sprache, gewaltig durch den officiellen Gebrauch und durch Luthers reformatorischen Geist, verdrängte nach und nach die oberdeutschen (Schweizer) Mundarten, ja sogar das Plattdeutsch aus dem Gebrauche als Bücher- und Schriftsprache, und immer weiter und weiter drang sie ein in Kirche, Schule und Gerichtsstube, wo sich namentlich das Niederdeutsche lange hielt, und die süddeutschen, leichter mit der ebenfalls hochdeutschen Schriftsprache zu mischenden Mundarten zum Theile noch nicht von letzterer verdrängt sind. Sie verbreitete sich als allein gültig in die höhere Gesellschaft und ins Haus, und hier erweiterte sich ihr Gebiet von Tag zu Tag so gewaltig, daß vor ihr die Dialekte in den Städten bereits zu schwinden beginnen, und nunmehr nur noch bei dem geringen Manne, namentlich aber bei der ländlichen Bevölkerung die Mundarten in ihrer ungetrübten Reinheit zu finden sind.

Die sprachlichen Mängel der hochdeutschen Schriftsprache, die sie ihrer Entstehung auf dem Papiere, also eben dem Umstande verdankt, daß sie Schriftsprache ist, wird die Darlegung ihrer lautlichen und grammatischen Verhältnisse zur Sprache bringen, auch den trostlosen Zustand der üblich gewordenen Schreibung werden wir erst dann würdigen können, wenn wir das Object dieser Schreibung, die Sprache selbst, kennen lernen; ein Gebrechen unserer Schrift aber steht mit der Sprache selbst in keinem Zusammenhange und mag deshalb also bereits hier besprochen werden: ich meine die Form unserer Buchstaben.

Ein großer Uebelstand ist nämlich die Beibehaltung der von unseren romanischen und slawischen Nachbarn fast durchaus bereits abgeschafften verzerrten und verschörfelten Schrift, wie sie zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerei gerade üblich war. Keinesweges ist diese Schrift etwa eine deutsche, etwas uns Eigenthümliches, Nationales; diese Entstellung der lateinischen Schrift war vor einigen Jahrhunderten bei allen Nationen üblich; aber, wie denn überhaupt

der Geschmack sich in vieler Beziehung wieder dem Einfacheren, Natürlichen zuwandte, man kehrte auch hier zu den edleren, reinen Formen zurück, nur wir Deutschen halten zur Unbequemlichkeit für den Ausländer und für uns selbst, die wir alle zwei Schriften lesen und schreiben lernen müssen, an der verkehrten Sitte einer geschmacklosen Jopsperiode fest.

Anstatt, wie Franzosen, Engländer u. s. f. thun, nur Worte von besonderer Bedeutung, vor allem alle Nomina propria und Sakanfänge durch große Anfangsbuchstaben auszuzeichnen, die doch nur den Zweck haben können, die Uebersicht zu erleichtern, schreiben wir, nach einer trotz aller Schulmeisterei doch nicht ausreichenden Regel, alle Substantiva im Anlaute mit der Majuskel. Oder weiß Jemand zu sagen, ob man „abends, morgens“ oder „Abends, Morgens“ schreiben soll? Die Worte sind Genitive der Substantiva Abend, Morgen, haben also ein volles Recht auf jene Auszeichnung. Soll man „zum wenigsten, aufs beste, nicht im geringsten“ oder „zum Wenigsten, aufs Beste, nicht im Geringsten“ schreiben? u. s. f.? Fort mit dieser Schreiberpedanterie und Schulmeisterlichkeit, die Raum und Zeit im Drucke und beim Schreiben in Anspruch nimmt, die Uebersicht beim Lesen erschwert statt sie zu fördern, die durch das Beispiel keiner größeren Nation empfohlen ist und die unserer Vorzeit eben so fremd war, als die Verzerrung der Schriftzüge, ja erst viel später als diese in den Druck Eingang fand, wie bekanntlich die noch im Gebrauch befindlichen Bibeln, Gesangbücher und andere Erbauungsbücher bezeugen, die zwar schon die Schwabacher Schrift, aber noch nicht die großen Initialen der Substantiva zeigen. Für den Gebrauch der Majuskel im Anlaute lasse man also jede Vorschrift fallen und stelle es dem Schreibenden anheim, welche Worte er durch große Initialen auszuzeichnen für erspriesslich befindet; wer sich aber dieses Mittels gar nicht bedienen will, dem gestatte man auch dieses. In solchen reinen Neußerlichkeiten, die ihrer Natur nach der Willkür anheimfallen, unterlasse man das Ausklügeln von Regeln und gewähre dem Einzelnen freie Bewegung.

Die Mundarten. Während die niederländischen Mundarten (holländisch, vlämisch) außerhalb des Gebietes der neuhochdeutschen Schriftsprache liegen, sind die ihnen nahe stehenden niederdeutschen Mundarten, die früher ebenfalls sich ihrer niederdeutschen Sprache

in der Schrift bedienten, nunmehr längft dem Gebrauche unserer Schriftsprache beigetreten. Dem Mittelhochdeutschen ftand noch ein Mittelniederdeutfch zur Seite; die neuhochdeutfche Schriftsprache hat aber keine neuniederdeutfche Schriftsprache neben fich, fondern die jegigen niederdeutfchen oder, wie man gewöhnlich fagt, die plattdeutfchen Mundarten, ftchen zur gemeinfamen Schriftsprache in demfelben Verhältniffe wie die oberdeutfchen. Jetzt fällt alfo auch das Niederdeutfche in den Kreis unserer Betrachtung, da auch hier hochdeutfch gefchrieben und in der höheren Rede hochdeutfch gefprochen wird. Hochdeutfch bezeichnet nunmehr daffelbe, was wir bisher neuhochdeutfche Schriftsprache nannten, ja auch im Gebiete der oberdeutfchen Mundarten fetzt man hochdeutfch, die Schriftsprache, in Gegenfatz zur gemeinen Mundart.

Die Mundarten nun find die natürlichen, nach den Gefezzen der Sprachgefchichtlichen Veränderungen gewordenen Formen der deutſchen Sprache im Gegenfatz zu der mehr oder minder gemachten und ſchulmeisterlich geregelten und zugestutten Sprache der Schrift. Schon hieraus folgt der hohe Werth derfelben für die wiſſenſchaftliche Erforschung unſerer Sprache; hier iſt eine reiche Fülle von Worten und Formen, die, an ſich gut und echt, von der Schriftsprache verſchmäht wurden; hier finden wir Manches, was wir zur Erklärung der älteren Sprachdenkmale, ja zur Erkenntniß der jegigen Schriftsprache verwerthen können, abgesehen von dem Sprachgefchichtlichen, dem lautphyſiologiſchen Intereſſe, welches die überaus reiche Mannigfaltigkeit unſerer Mundarten bietet.

Wer einer Mundart, mag es eine oberdeutfche oder eine niederdeutfche ſein, kundig iſt, der hat beim Studium des Altdeutfchen einen großen Vorſprung vor demjenigen voraus, der nur in der Schriftsprache heimifch iſt, ja es wird ihm überhaupt die Erlernung fremder Sprachen durch die Gewohnheit, zweier Sprachen von Kindheit an mächtig zu ſein, entſchieden erleichtert. Nichts iſt alfo thörichter, nichts verräth mehr den Mangel wahrer Bildung, als das Verachten unſerer Mundarten; nichts iſt lächerlicher, als das Streben, die angeſtammte Mundart völlig verbergen zu wollen oder gar die Ausſprache einer andern, die man für beſſer hält, nachäffen zu wollen. Dieß geſchieht namentlich häufig durch die gezwungene Nachahmung des ebenfalls nur mundartlichen norddeutfchen *sp* und *st* von Seiten Süddeutſcher. Daß hier die Schrift

dieser Aussprache zur Seite steht, ist rein zufällig (wir haben auf diesen Punkt weiter unten bei Betrachtung der Consonanten des Neuhochdeutschen zurückzukommen). Wer so handelt, wer die hochdeutsche Schriftsprache anders ausspricht, als er sie naturgemäß auszusprechen hat, der bringt sich ums Schönste, was uns die Muttersprache bietet, um die völlige Freiheit und Ungezwungenheit des Ausdrucks, er bringt sich um die Muttersprache, er verdammt sich zu einem immerwährenden verwerflichen Spielen einer ihm fremden Rolle. Wie lächerlich hört sich z. B. die Rede eines Schwaben an, der sich zwingt das Deutsche so auszusprechen, wie es die oft nicht einmal richtige jetzt übliche Schreibweise darstellt, zumal wenn er in unbewachten Augenblicken des Affects von den mit Mühe geführten Sprachstelzen herabfällt; wie herzig lautet dagegen die ungekünstelte Aussprache dieses hochbegabten deutschen Stammes? Fort also mit dem Vorurtheile, daß nur der ein gebildeter Mann sei, dessen Rede man nicht anhören könne, aus welchem Theile Deutschlands er stamme; fort mit dieser Unnatur der Sprachkünstelei. Es gibt einmal naturgemäß nur Mundarten, und wir werden von ihnen stets etwas in die uns allen gemeinsame Schriftsprache und höhere Umgangssprache hineinbringen, ohne uns dadurch um die unschätzbare Kleinod zu bringen.

Wer sich aber vom Reiz des heimatlichen Dialektes so weit hinreißen läßt, daß er vermeint ihn zu einer seiner Gegend eigenen deutschen Schriftsprache erheben zu müssen, der versündigt sich gegen die deutsche Nation, indem er das einzige sie umschlingende Band zu zerreißen trachtet. Poetische oder prosaische Schriften in Volksmundarten, wenn sie wirklich ächt volksthümlich in Sprache und Inhalt sind, sind natürlich wohl berechtigt, aber sie dürfen sich niemals anmaßen über ihre natürliche Sphäre hinaus zu gehen, d. h. sie müssen immer die Darlegung des mundartlichen Wesens, der Sprache und der lokalen Anschauungs- und Darstellungsweise, zum Zwecke haben, nicht aber darf die mundartliche Sprache als bloßes Mittel der Mittheilung auftreten. Dieß Recht steht bloß der einen allgemeinen hochdeutschen Schriftsprache zu, da nur sie die allgemein verstandene, die überall mit Recht vorauszusetzende ist. Richtig und klar erkannte dieß bereits Luther, und seinem richtigen Takte verdanken wir eine unschätzbare Wohlthat, die uns nunmehr glücklicherweise auch kein Querkopf verkümmern oder gar zu nichte machen kann.

Die deutschen Mundarten sind nun entweder oberdeutsche oder niederdeutsche Mundarten. Der Unterschied zwischen hochdeutsch oder oberdeutsch (bei hochdeutsch denkt man gar zu leicht ausschließlich an die Schriftsprache) ward bereits oben (S. 100) angegeben; wo man „dat“ hört, da ist die Mundart niederdeutsch, wo man „das“ sagt, oberdeutsch (der Wechsel im Vocale des als Beispiel gewählten Wörtchens ist natürlich gleichgültig; ein „det“ ist eben so gut niederdeutsch als dat; ein „des“ und „dös“ eben so gut oberdeutsch als „das“).

Allerdings gibt es auch Mundarten, die nicht folgerichtig alle charakteristischen Kennzeichen des Oberdeutschen oder Niederdeutschen an sich tragen, doch wird man leicht bei genauerer Betrachtung das vorwiegende Element erkennen. So weit meine Kenntniss auf diesem Gebiete, auf welchem bisher der Dilettantismus sehr viel, die Wissenschaft aber noch verhältnismäßig wenig geleistet hat, reicht, habe ich immer das oben angegebene praktische Erkennungszeichen bewährt gefunden: alle Dat-Mundarten sind völlig oder doch wesentlich niederdeutsch, alle Das-Mundarten völlig oder wesentlich oberdeutsch.

Von den niederdeutschen Mundarten ist vor allem zu bemerken, daß sie noch mehr als die hochdeutschen über ursprünglich fremdes, nämlich über slawisches und litauisches Sprachgebiet sich ausgedehnt haben. Der gesammte Osten Deutschlands bis zur Elbe und Saale, ja stellenweise noch darüber hinaus, war in früherer Zeit slawisch und im nordöstlichen Winkel des jetzigen Deutschlands preussisch und litauisch. Ein Einfluß dieser ursprünglich undeutschen Stämme, welche im Laufe der Zeit ihre Muttersprache mit der deutschen vertauschten, auf die Mundarten jener Gegenden dürfte jedoch nur schwer nachweisbar sein. Viel stärker wirken an den Marken unseres Vaterlandes die noch lebenden fremden Sprachen ein, ebenso auf urecht deutsche als auf germanisirte Stämme. In Desterreich hört man zahlreiche Slavismen auch bei den von jeher deutschen Stämmen, am Rhein machen sich einzelne Gallicismen bemerkbar. Daß vom deutschen Sprachgebiete im Westen die Nachbarsprache mehr und mehr abnagt, ist leider eine für uns nicht eben rühmliche Thatsache.

Bekanntlich geht in den Mundarten der Proceß der Differenzirung so weit, daß im Gebiete jedes Dialekts zahlreiche

Mundarten, Untermundarten und Nebenmundarten zu unterscheiden sind; wer mit einer Mundart völlig vertraut ist, ist sogar meist im Stande, die Bewohner ganz nahe benachbarter Orte an ihrer Sprache zu erkennen. In der Mundart meiner Heimath, in der nordfränkischen, vermag ich den Bauern eines eine Viertelstunde von meiner Vaterstadt Sonneberg belegenen Dorfes ziemlich leicht an seiner wenn gleich nur ganz leise von der Stadtmundart verschiedenen Sprache zu erkennen, der mundartlichen Verschiedenheit etwas weiter entfernter Orte zu geschweigen. Und zwar meine ich hier wirkliche in der Schrift darstellbare Unterschiede, nicht etwa jene feinen Schattirungen der Aussprache, die man wohl hören, aber nicht zu Papier bringen kann. Die Verschiedenheit im Tone der Sprache ist oft erstaunlich stark; sie ist hauptsächlich die Ursache der häufig gehörten Behauptung, die oder jene Mundart habe etwas Singendes.

Eine wissenschaftliche Classification der deutschen Mundarten zu geben, bin ich außer Stande. Daß sie in zwei große Classen, in die der niederdeutschen oder Dat-Mundarten und die der oberdeutschen oder Das-Mundarten zerfallen, ward bereits erwähnt. In der niederdeutschen Classe sind zuvörderst bemerkenswerth die friesischen Mundarten, die jetzigen Formen der altfriesischen Sprache (vgl. S. 93) an der Nordküste von Holland bis Schleswig-Holstein; die niederheinischen, die westphälischen und die sogenannten niedersächsischen um die Weser, sowie die der ehemals nichtdeutschen Striche. Unter den oberdeutschen haben wir noch, wie in uralter Zeit, die alamannisch-schwäbischen, die jüngeren Formen des Mittelhochdeutschen, und die bayerisch-österreichischen Mundarten zu scheiden, ferner die fränkischen um den Main bis zum Ramm des Thüringer Waldes und nach Deutschböhmen hinein; in wie ferne die mittelhheinischen von diesen zu sondern sind, vermag ich nicht anzugeben; die thüringischen und obersächsischen Mundarten bilden ebenfalls eine Classe für sich und wohl noch manche andere. Nur beiläufig bemerken will ich, daß die Mundarten der Sachsen in Siebenbürgen die Spuren niederrheinischen Ursprungs an sich tragen, sie haben aber den niederdeutschen Charakter nunmehr durch den Einfluß der benachbarten oberdeutschen Mundarten fast ganz eingebüßt.

In der deutschen Dialektologie hat also die deutsche Sprach-

wissenschaft noch ein weites ebenso wichtiges als ansprechendes und schwierigeres Gebiet vor sich, dessen Ausbeute in neuerer Zeit erst begonnen hat. Namentlich fehlen uns noch viele Mundarten in genauer, streng wissenschaftlicher, grammatischer Darstellung; erst dann, wenn von allen Hauptformen unserer so unendlich mannigfaltigen Mundarten dergleichen vollkommen zuverlässige, streng wissenschaftliche Bearbeitungen vorliegen, läßt sich weiter schreiten zu einer stichhaltigen Anordnung derselben, zu einem natürlichen Systeme der deutschen Mundarten.

Die unterscheidenden Merkmale jeder Mundart und Mundartengruppe müssen vorzüglich durch die Lautlehre ermittelt werden; das Verwandte wird sich dann leicht aneinanderreihen lassen. Die Festsetzung der Gebietsgrenzen jeder mundartlichen Abtheilung würde zu einer mundartlichen Geographie Deutschlands führen, die bisher nach den durchaus nicht genügenden Vorarbeiten eben auch nicht befriedigend gegeben werden konnte.

Der neuhochdeutschen Schriftsprache wie den Mundarten ist jener Mangel an Sprachgefühl, der sich in den späteren Stadien des Sprachlebens in immer steigendem Maße einstellt, in hohem Grade eigen; wir wählten bereits oben (S. 65 f.), als von dieser Erscheinung im Allgemeinen die Rede war, einige Beispiele für dieselbe aus unserer Muttersprache, es dürfte sich indeß der Mühe verlohnen, auf diesen Punkt hier etwas ausführlicher einzugehen. Dieser Mangel an Sprachgefühl zeigt sich vor allem im Vergessen der Abstammung und Zusammensetzung sehr vieler — denkt man an die freilich schon weit früher vergessene Function der Beziehungsilben, so könnte man sagen aller — Worte. Die Stumpfheit unseres sprachlichen Gefühles geht jedoch so weit, daß wir die in früheren Epochen aus fremden Sprachen aufgenommenen Worte meist gar nicht mehr als fremde empfinden; diese älteren fremden Bestandtheile nennen wir Lehnworte, im Gegensatz zu den neuen, noch nicht acclimatisirten, von Jedem als fremd empfundenen Fremdworten. Dagegen tritt eine gewisse Kraft des Einheimischen, eine Art von Bethätigung sprachlicher Lebenskraft, die auch das Fremde sich gerecht zu machen und es in eigenes Fleisch und Blut zu wandeln im Stande ist, zu Tage in den besonders beim Volke beliebten Umdeutschungen von Fremdworten. Einige Beispiele mögen das Gesagte anschaulich machen.

Wer fühlt z. B. bei steil, älter und mundartlich aber steigel, noch etwas von steigen; bei heuschrecke noch das verlorene aber noch mittelhochdeutsche schrecken „hüpfen“; bei beichte mittelhochdeutsch bihte; daß es aus bigihte vom verlorenen jehen (sagen, bekennen) zusammengezogen ist und also eigentlich „Bekennniß“ bedeutet? Wer denkt nicht bei geruhen (verdreht für geruchen, mittelhochdeutsch geruochen, „Rücksicht nehmen, bedacht sein, gerne wollen“) an das völlig unverwandte ruhen (mittelhochdeutsch ruowen)?

Wer versteht noch heiland (heilend, *salvator*), karwoche, karfreitag (von kar, althochdeutsch chara, „Trauer, Klage“; die Schreibung charwoche, charfreitag stammt aus dem Althochdeutschen, ist aber aufzugeben und bereits wohl so ziemlich abgekommen), nachbar (für das richtigere nachber der Mundarten, Verkürzung von nachbauer, nachgebauer, mittelhochdeutsch nächgebüre, „der Nahewohnende“, zusammengesetzt aus näh, näch und gebür, Bauer, von bauen gebildet), grummet (aus gruumät, das Grüngemähte), adler (aus adelar, edler Kar) u. s. f.? Wer fühlt noch richtig hübsch als Nebenform von höfisch? Wer ahnt den Zusammenhang von besser und buße (Besser-machung, Vergütung, Entschädigung), angst und enge, demut dienst und dierne (diu ist als Masc. Knecht, als Fem. Magd; von diesem Stamme ist althochdeutsch diorna für diuwarna, mittelhochdeutsch dierne, eine Weiterbildung; dienen, dienst althochdeutsch dio-nôn, dio-nost stammen von jenem diu nebst diemuot, althochdeutsch dio-muoti, „diensthafter, untergebener Sinn, Herablassung“), gespenst widerspenstig abspenstig spanferkel gespan (ich spane, ich spuon „ich lode, lode“; spanjan dasselbe, aber auch „säugen“; gespenst ist ursprünglich „Verlodung“, spanferkel so viel als „Saugschweinchen“, gespan eigentlich „Milchbruder“), ser und unversert (sêre heißt ursprünglich „schmerz-lich“, sêr ist „Schmerz“, versêren also „beschmerzen“) u. s. f.? Ja sogar der Zusammenhang von faren und erfahren, arg und ärgern wird uns erst bei einigem Nachdenken klar, aus dem unmittelbaren Gefühl ist er geschwunden.

Und nun vollends unsere deutschen uralten Taufnamen, wie z. B. Fridrich (der im Frieden Mächtige, rich mächtig, gewaltig, Herrscher), Dietrich (diet, Volk; gotisch Thiudareiks; Theoderich

also „Volksfürst“, *Δημοκράτης*, Heinrich (für Heimrich, in der Heimath mächtig), Konrad (Kuonrät, von kühnem Rathe), Albert und Albrecht (ganz leuchtend), Berta (für Berhta, Berchta „die Leuchtende“, bekanntlich Name einer deutschen Göttin) u. s. f. Wer kann diese noch verstehen? Und doch freuen wir uns an ihren echt deutschen Lauten und wollen sie uns durch die immer mehr einreisenden fremden Namen ja nicht verdrängen lassen.

Wer empfindet noch den fremden Ursprung in vogt aus *advocatus*, das nochmals als Fremdwort in *advocat* eingeführt ward; bursch von *bursa* „Beutel“ dann „Genossenschaft“, endlich „Theilnehmer einer Genossenschaft“, woraus sich zuletzt die jetzige Bedeutung entwickelte; pilger aus lateinisch *peregrinus* (der Fremde); pfingsten aus griechisch *πεντηκοστή*, der fünfzigste Tag nach Ostern; metze aus lateinisch *matutina* (die Morgendliche); ziegel aus lateinisch *tegula* (die Deckende, die Ziegel); seggen aus lateinisch *signum* (das Zeichen, besonders des Kreuzes); stifel aus lateinisch *aestivale* (Sommerfußbekleidung); tafel aus lateinisch *tabula*; pflanze aus lateinisch *planta*; lärm aus *all'arme* (zu den Waffen); samstag aus *sabbattag*, hebräisch *schabbät* (Feiertag, jüdendeutsch *schabbes*); matt aus arabisch *māta* (er ist gestorben, durch das Schachspiel vom Orient eingewandert) u. s. f.?

Freilich, wo wir das Fremde so assimiliert und durch deutsche oft geradezu sinnlose ähnlich klingende Laute ersetzt haben, wie z. B. in *armbrust* aus lateinisch *arcubalista* (Bogenschußwaffe), *abenteuer* aus *aventure*, älter *adventura* (Ereigniß, von *advenire*, mittellateinisch für *evenire*) u. s. f., da ist es dem Ungelehrten rein unmöglich, etwas anderes zu fühlen als ein etwas auffälliges deutsches Wort.

Das Volk geht in dieser Richtung noch weiter und macht sich ein *rattenkal* aus *radical*, ein *harübel* aus *horrible*, eine *dicketonn* aus *ducaton* (halber Ducaten, alter Laubthaler), *sternlichter* aus *stearinlichtern*, *vermost* aus *famos*, ja sogar einen umgewendten Napoleon aus *unguentum Neapolitanum* u. s. f. Man sieht, mag der Sinn des deutschen Wortes auch noch so verkehrt sein, wenns nur deutsch klingt, dann ist's recht.

Das Merkwürdigste aber ist, daß wir sogar echt deutsche Worte, die nicht mehr verstanden wurden, umgebildet und so aufs

neue mundrecht gemacht haben, wie z. B. maulwurf (als würde das Thier mit dem Maule, während es doch mit seinen Schaufelpfoten arbeitet) aus moltwurf (d. i. Erdwerfer, molte, multe, jetzt mull, Erde); sündflut aus sintflut, sinflut (große Flut); auch in singrün, das mit demselben sin „immerwährend, groß“ bedeutend, zusammengesetzt ist, fühlen wir ein in der That sinnloses sinngrün, mit dem Substantiv „Sinn“ zusammengesetzt, heraus); das Volk macht sogar aus einem walfisch (wal, *balaena*) einen waldfisch u. s. f.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen, daß nur der wahrhaft deutsch versteht, der auf wissenschaftlichem Wege dazu gelangt ist. Sollte nicht jeder Gebildete zunächst und vor allem seine Muttersprache zu verstehen sich angelegen sein lassen?

So sind wir denn in der Betrachtung der Sprache vom Allgemeinen ausgehend bis zum Deutschen und hier wiederum von der frühesten Vorzeit bis zur Gegenwart gelangt. Der genaueren Darlegung des Wesens der mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Sprache müssen wir jedoch noch eine allgemeinere Betrachtung anderer Art vorausschicken.

Bisher wandten wir nur der Sprache, dem Gegenstande unserer Wissenschaft, unsere Aufmerksamkeit zu; von der Sprachwissenschaft selbst aber, ihrer Methode und ihren verschiedenen Theilen haben wir noch ein Wort zu sagen, auf daß neben dem Materiellen, der Sprache, auch noch das Formelle, die Art der wissenschaftlichen Erfassung und Darstellung der Sprache, wenigstens in allgemeinen Zügen, geschildert werde. Erst dann können wir uns gehörig vorbereiten unserer speciellen Aufgabe zuzuwenden.

VI. Von der Sprachwissenschaft.

Ehe wir uns zur Feststellung des Begriffes der Sprachwissenschaft und zur Entwicklung der verschiedenen Theile dieser Disciplin wenden, mögen einige Bemerkungen über andere Auffassungsweisen vorausgeschickt werden, deren Object ebenfalls die Sprache ist. Es dürfte dieß um so weniger überflüssig sein, als gerade in diesen

Dingen eine noch immer nicht ausgerottete Unklarheit herrscht, die oft genug unbequemerweise an den Sprachforscher herantritt, indem er für einen Philologen oder Orientalisten gehalten wird, oder gar dem Ansinnen ausgesetzt ist, er müsse im französischen und englisch Sprechen u. dergl. sich auszeichnen. Alle Welt hält den berühmten Cardinal Mezzofanti für einen Sprachforscher, und doch stand der gute Mann der Sprachwissenschaft völlig ferne.

Von der Sprachwissenschaft oder Glottik (*γλωττα*, die Zunge, Sprache) zu scheiden ist vor allem die Sprachphilosophie, die Lehre von der Idee der Sprache, eben so wie von den Naturwissenschaften die Naturphilosophie. Die Sprachwissenschaft hat es unmittelbar mit der Sprache selbst zu thun; das Object der Sprachwissenschaft ist also ein concretes, reelles, nämlich die bestimmten, gegebenen Sprachen, das der Sprachphilosophie dagegen ein abstractes, ideelles. Die Sprachphilosophie gehört also einer ganz andern Sphäre geistiger Thätigkeit an als die Sprachwissenschaft; sie bildet nicht einen Theil der letzteren, sondern gehört zur Philosophie.

Die Philologie ist eine historische Disciplin. Ihre Aufgabe ist die Erfassung des geistigen Lebens bedeutender Völker oder Völkergruppen und die Darstellung desselben, die Vermittlung desselben an uns. Nur wo ein geistiges Völkerleben, eine Geschichte, vor allem wo eine Litteratur vorliegt, da kann die Philologie ihre Thätigkeit entfalten. Zunächst wandte sie sich natürlicherweise den beiden für unsere geistige Entwicklung so bedeutungsvollen Völkern der Griechen und Römer zu, ferner gibt es eine deutsche, eine indische Philologie, eine chinesische u. s. f. Die Philologie, welche semitisch, persisch und türkisch — eine sprachlich ganz unmögliche Zusammenstellung — umfaßt, pflegt man orientalische Philologie zu nennen. Die Sprachwissenschaft dagegen ist keine historische, sondern eine naturhistorische Disciplin. Ihr Object ist nicht das geistige Völkerleben, die Geschichte (im weitesten Sinne), sondern die Sprache allein; nicht die freie Geistesthätigkeit (die Geschichte), sondern die von der Natur gegebene, unänderlichen Bildungsgesetzen unterworfenen Sprache, deren Beschaffenheit eben so sehr außerhalb der Willensbestimmung des Einzelnen liegt, als es z. B. der Nachtigall unmöglich ist ihren Gesang zu

ändern, d. h. das Object der Glottik ist ein Naturorganismus. Ob der Träger einer Sprache, ob das sie redende Volk geistig bedeutend ist oder nicht, ob es eine Geschichte, eine Litteratur besitzt, oder nicht einmal des Schreibens kundig ist, ist für die Glottik völlig gleichgiltig; nur als bequemere Hilfsmittel für das Erfassen der Sprachen sind ihr die Litteraturen von Wichtigkeit und vor allem auch deshalb, weil nur mittelst derselben unmittelbare Kunde vergangener Sprachepochen, früherer Sprachformen, gewonnen werden kann. Hier ist die Sprache Selbstzweck; anders bei der Philologie, für welche die Sprache einestheils Voraussetzung ist, als Mittel durch welches sie zu dem geistigen Völkerleben gelangen kann, anderentheils ist die Sprache dadurch auch Object der Philologie, daß in ihr und durch sie das geistige Leben der Völker zur Erscheinung kommt. Die Philologie wird sich also vorzüglich an die mehr geistige, der freien Selbstbestimmung des Einzelnen mehr unterworfenen Seite der Sprache halten, an Syntax, Styl; weniger fällt ins philologische Gebiet die Lehre von der mehr natürlichen Seite der Sprache, von den Lauten und Formen derselben. Diese interessieren den Philologen nur als Mittel des Verständnisses und auf der andern Seite als Elemente, über welche die Schriftsteller künstlerisch verfügen. Die wissenschaftliche Erkenntnis des Baues und der Laute einer Sprache oder einiger Sprachen ist überdies ohne Einsicht in die Gesetze der Laute und des Baues anderer Sprachen, in letzter Instanz der Sprache überhaupt, nicht möglich. Hier also kann nicht der Philologe, sondern nur der Glottiker mittelst seiner die verschiedenen Sprachorganismen umfassenden Kenntnis in fruchtbringender Weise operiren; der Philologe wird auf diesem Gebiete die Resultate der Glottik sich zu Nutzen machen müssen. Die Art, wie der Philologe die Sprache erfährt, ist also eine von der Auffassung des Glottikers grundverschiedene. Den Philologen geht der Gebrauch an, der von der Sprache gemacht wird, den Glottiker nur der Organismus. Der Philolog hat an der Sprache oder an den Sprachen der von ihm als Object gewählten Völker genug, aber diese muß er genau kennen und sich völlig in sie eingelebt haben; der Glottiker bedarf der Kenntnis aller Sprachen oder wenigstens der Hauptformen, der charakteristischen Repräsentanten von sprachlichen Organismenklassen; es genügt ihm aber auch die Kenntnis ihres Organismus und was die Function und die Syntax

betrifft, so wird er hier vielfach der Resultate der Philologie bedürfen. Beide Disciplinen stehen also sich keinesweges feindlich gegenüber, wie so manche Philologen zu glauben scheinen, weil sie leider über das Wesen der Glottik sich nicht hinreichend unterrichtet haben; vielmehr bedarf jede von beiden der hilfreichen Hand der andern. Der Glottiker ist Naturforscher; er verhält sich zu den Sprachen wie z. B. der Botaniker zu den Pflanzen. Der Botaniker muß einen Ueberblick über alle pflanzlichen Organismen haben, er muß die Gesetze ihres Baues, ihre Entwicklungsgesetze kennen lernen; aber der Gebrauch, der von den Gewächsen zu machen ist, ihr praktischer und ästhetischer Werth oder Unwerth ist ihm zunächst gleichgiltig; die schönsten Rosen, die prachtvollsten Lilien Japans gehen ihn nicht mehr oder weniger an als das erste beste unscheinbare Unkraut. Der Philolog aber gleicht dem Gärtner. Dieser cultivirt nur bestimmte Pflanzen von hervorragender Bedeutung für den Menschen, für ihn ist der praktische Werth, die Schönheit der Form, der Färbung, des Duftes u. s. f. von höchster Bedeutung. Pflanzen, die zu nichts zu brauchen sind, sind ihm gleichgiltig, zum Theil als Unkraut verhaßt, mögen sie nun wichtige Repräsentanten pflanzlicher Formen sein oder nicht. Die Gesetze des Baues, der Entwicklung der Pflanze kümmern ihn nicht um ihrer selbst willen, sondern nur aus praktischen Gründen. Er bedarf nicht einer Kenntniss aller Pflanzen, dafür aber muß er die beschränkte Zahl der ihm wichtigen Pflanzen in ganz anderer Weise kennen als der Botaniker, er muß mit ihnen umgehen können, er muß sich, so zu sagen, bis auf ihre Launen hinaus mit ihnen vertraut gemacht haben. Also der Philologe mit der Sprache oder den Sprachen bedeutender Völker.

Die Methode beider Disciplinen, der Philologie und der Glottik, wird also auch eine vollkommen verschiedene sein und schon aus diesem Grunde, weil beide ganz verschiedene Geistesrichtungen erfordern, ist, auch abgesehen von der großen Fülle des für eine jede nothwendigen positiven Wissens, die Vereinigung beider für einen Menschen; und wäre er der begabtesten einer, unmöglich. Die Philologie, als Geschichtswissenschaft, bedarf auf jedem Schritte der Kritik, weil sie mit ihrem Objecte, der Geschichte, nicht unmittelbar, sondern durch die Ueberlieferung, d. h. durch ein Medium in Verbindung kommt, welches dem Einflusse menschlicher

Thätigkeit unterworfen ist, welches verfälschbar, entstellbar ist. Die Glottik theilt im wesentlichen ihre Methode mit der Naturwissenschaft überhaupt; sie tritt unmittelbar an ihr Object heran, welches wesentlich unverfälschbar ist. Eine Sprache kann nicht nachgemacht werden, so wenig als ein Naturorganismus. Nur ganz vereinzelt Fälle fragmentarischer Sprachüberlieferung, namentlich längst nicht mehr existirender Sprachen, erheischen die im historischen Gebiete heimische kritische Thätigkeit; diese Bruchstücke ausgestorbener Sprachen lassen sich Betrefacten vergleichen, die man ja in der That auch schon zu verfälschen versuchte. Allein der Sprachforscher, wie der Naturforscher, wird auch hier mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln ohne weiteres das Unehchte als solches erkennen. Beide vermögen ferner, wenn das ihnen vorliegende Bruchstück des Organismus charakteristische Theile desselben bietet, das Ganze mit völliger Sicherheit zu erschließen oder doch mit ihrer Reconstruction innerhalb eines nur in gewissen Grenzen vom wahren möglicherweise sich entfernenden Kreises sich zu halten. Der Unterschied von Philologie und Glottik wird nun wohl dem Leser anschaulich geworden sein.

Gar nicht ins Gebiet der Wissenschaft gehörig, sondern eine wesentlich auf dem Talente der Nachahmung und auf einem guten Gedächtnisse beruhende Kunst ist die das Verständnis bezweckende praktische Fertigkeit im Gebrauche einer oder mehrerer fremder Sprachen. Wer nur diese Fertigkeit lehrt, ist kein Mann der Wissenschaft; wer sie übt, ist ein Künstler. Die praktische Seite der Sprachwissenschaft ist aber die, daß sie Anweisung geben kann um leichter und schneller zu dieser nützlichen Fertigkeit gelangen zu können als auf die bisher beliebten Methoden. Bei dem wachsenden Verkehre zwischen den verschiedenen Nationen der Erde wird die Sprachwissenschaft wohl daran thun, sich bald auch dieser praktischen Seite zu befleißigen und so eine Wohlthäterin derer zu werden, deren Beruf sie nöthigt sich in den Besitz fremder Sprachen zu setzen. Vor der Hand hat sie freilich noch so viel mit ihrer eigenen Ausbildung zu thun, daß sie ihre praktische Seite noch nicht zur Geltung zu bringen vermochte.

Jetzt erst, nachdem wir die nicht sprachwissenschaftlichen Geistesthätigkeiten, welche die Sprache zu ihrem Objecte haben, in ihrem Unterschiede von der Glottik betrachtet und sie

von dieser gefondert haben, ist die Bahn frei und wir können zur genaueren Entwicklung des Wesens der Sprachwissenschaft schreiten.

Sprachwissenschaft oder Glottik¹ ist die wissenschaftliche Erfassung und Darstellung der Sprache, d. h. die wissenschaftliche Erfassung und Darstellung des sprachlichen Organismus im allgemeinen und des Organismus einer jeden einzelnen gegebenen Sprache oder Sprachgruppe. Es versteht sich, daß der sprachliche Organismus stets so wie es seine Natur erheischt, als ein Lebendiger, als ein gewordener oder als werdender aufgefaßt werde, je nachdem nur eine bestimmte Entwicklungsperiode oder der gesammte Verlauf des Lebens der Sprache darzustellen ist.

Die Gliederung dieser Disciplin ergibt sich aus dem, was oben (I) über die verschiedenen Seiten gesagt ist, welche die Sprache der wissenschaftlichen Betrachtung bietet.

Demnach zerfällt die Sprachwissenschaft oder die wissenschaftliche Darstellung, die Lehre von der Sprache in die Lehre vom Laute, Lautlehre oder Phonetik, die Lehre von der Wortform oder Morphologie, die Lehre von der Function, Functionenlehre, und die Lehre vom Satzbaue, Syntax. Jeder dieser Theile der Sprachwissenschaft kann sich nur auf die Sprache im Ganzen, sowie auf einzelne größere oder kleinere Sprachkörper beziehen: allgemeine Grammatik, allgemeine Lautlehre, allgemeine Morphologie u. s. f. und specielle Grammatik dieser oder jener Sprache oder Sprachfamilie oder dieses oder jenes Sprachstammes, specielle Lautlehre, specielle Morphologie u. s. f.

Ferner kann die Grammatik und jeder Theil derselben die Sprache zum Gegenstande haben abgesehen von den Veränderungen,

¹ Diese Disciplin findet man oft auch mit andern Namen genannt. Allein die Bezeichnung derselben als „Sprachvergleichung“ ist eben so schlecht, wie etwa Pflanzenvergleichung anstatt Botanik wäre; „Linguistik“, von Linguist (= Sprachforscher, Glottiker), welches Wort auf romanische Art mit einer griechischen Endung vom lateinischen lingua, die Sprache, gebildet ist (wie psalmista, dentiste, artiste, journaliste u. a.), mittels eines lateinisch-griechischen Suffixes, ursprünglich *λογος*, -λογία, abgeleitet, ist demnach ein auf wesentlich moderne und etwas barbarische Art gebildetes Wort und steht also einem Glottiker übel an; Sprachforschung bezeichnet aber nur die Thätigkeit, nicht das Ziel derselben.

denen sie in ihrem Leben unterworfen ist. Diese Art der Behandlung ist nur dann am Plage, wenn sie die Sprache in der vorliegenden oder erschlossenen Periode der höchsten Entfaltung zum Gegenstande hat; oder es können jene nach innerer Nothwendigkeit erfolgenden Veränderungen, in welchen das Leben der Sprache verläuft, zum Gegenstande der wissenschaftlichen Darstellung gemacht werden. Letzteres thut die (nicht ganz passend so genannte) geschichtliche Grammatik oder Sprachengeschichte (Geschichte der Laute, der Form, der Function, des Satzbaues), welche wiederum allgemein oder mehr oder minder speciell sein kann.

Jede jener vier Betrachtungsweisen der Sprachen wird, wenn sie auf mehrere oder alle Sprachen ausgedehnt wird, zu einer Classification der Sprachen führen, indem sie die in den Lauten, in der Form u. s. f. übereinstimmenden Sprachen zusammenstellt, und das Ganze nach dem in der Sache selbst liegenden Principe ordnet; z. B. Sprachen mit wenigen Lauten oder mit entwickelterem Lautsysteme, Sprachen einfacher oder zusammengesetzterer morphologischer Formen, Sprachen mit mangelhafter Function und mit feiner und genauer entwickelter Function, Sprachen mit einfachem und mit kunstvollerem Satzbaue. So ergeben sich, je nach dem angewandten Eintheilungsgrunde, lautliche, morphologische, functionale und syntactische Sprachklassen und Sprachreihen.

Durch solche einseitige Eintheilungen wird natürlich über die wirkliche historische, so zu sagen leibliche Verwandtschaft der Sprachen, über die Sprachsippen (s. o. S. 26 f.), Sprachstämme, Sprachfamilien u. nichts entschieden. Die Lehre von den Sprachsippen setzt die Grammatik in allen ihren Theilen voraus, namentlich ist die Lautlehre hier der wichtigste und sicherste Führer. Wie z. B. in der Botanik die Lehre von den Pflanzenfamilien und die Pflanzenbeschreibung — die descriptive Botanik — der Lehre von den Stoffen, von den Formen, und von der Function der Pflanze und ihrer Organe gegenübersteht, so auch auf unserem Gebiete die Lehre von den verschiedenen Sippen der Sprachen, von den Sprachstämmen mit ihren Sprachfamilien, Sprachen und Mundarten, kurz die descriptive Glottik der Grammatik.

Die systematische Anordnung der Sprachstämme wird auf dem gesammten Wesen der Sprache beruhen müssen, nicht aber eine

bestimmte Erscheinung als Eintheilungsgrund herausgreifen dürfen; d. h. die descriptive Sprachkunde hat sich, wie die descriptive Naturwissenschaft überhaupt, eines natürlichen oder speculativen, nicht aber eines künstlichen oder rationalistischen Systemes zu bedienen. Sie wird von den einfachsten Sprachorganismen zu den höher entwickelten und höchst ausgebildeten fortschreiten. Diese Aufgabe der Sprachwissenschaft, die Festsetzung eines natürlichen Systemes der Sprachen, ist jedoch, wie so manche andere (es genüge an die noch völlig brachliegende Functionslehre zu erinnern) noch nicht gelöst. Erst dann, wenn ein festes System für die Anordnung der Sprachen vorliegt, kann die Sprachbeschreibung, die kurze Darlegung der unterscheidenden charakteristischen Merkmale eines jeden Sprachorganismus, in vollendetere Weise gegeben werden als dieß für jetzt möglich ist. Sehr begreiflich sind solche Lücken bei einer Disciplin, die noch kein halbes Jahrhundert alt ist.

In Grammatik und descriptive Sprachkunde geht also die Glottik oder Sprachwissenschaft auf.

Einige Ausführungen zu dem eben gesagtten mögen noch Platz finden.

Man wird in diesem Systeme der Sprachwissenschaft oder Glottik vor allem die Lexikographie vermiffen, was um so auffälliger erscheint, als man Grammatik und Lexicon gewöhnlich für die beiden gleichberechtigten und gleichwichtigen Theile des Sprachstudiums im Munde zu führen pflegt.

Bei der bisherigen mangelhaften Einrichtung der Grammatiken ist allerdings das Lexicon für das Studium der Sprache völlig unentbehrlich und seinen praktischen Werth wird es stets behalten; daß aber eine nach allen Seiten hin vollständige Grammatik das Lexicon absorbiert und daß überhaupt das Lexicon nur eine praktische Veranstaltung, nicht aber ein wissenschaftlich gegliedertes und angeordnetes Werk ist, ergibt sich bei einigem Eingehen auf die Sache leicht. Die vollständige Grammatik enthält, und zwar nicht nur einmal, sondern unter allen Gesichtspunkten die sie darbieten, alle Wurzeln, alle Wortformen der Sprache und zwar gibt sie in der Functionslehre auch die Function derselben an, in der Syntax ihre Anwendung im Satze — kurz es gibt nicht eine Frage in Betreff der in ihr behandelten Sprache, auf die eine vollständige

wissenschaftliche Grammatik nicht die genaueste, ausführlichste Antwort gäbe.¹ Neben einer solchen Grammatik ist ein alphabetisch geordneter Index aller Wurzeln und Worte für den praktischen Gebrauch vollkommen ausreichend. So lange aber solche Grammatiken noch nicht vorhanden sind, so lange namentlich die Functionenlehre noch leer ausgeht, ist das Lexikon und zwar das möglichst ausführlich gehaltene, in welchem vor allem die Function der einzelnen Worte angegeben wird, durchaus unentbehrlich.

Das Wörterbuch hat also im Systeme der Wissenschaft keine Stelle, es ist in seiner Anordnung durchaus unwissenschaftlich, durchaus praktisch. Es hat sich, um seiner praktischen Aufgabe zu genügen, in der Anordnung an das rein zufällig conventionelle aber allgemein geläufige, an die alphabetische Reihenfolge der Worte zu halten. Jeder Versuch es wissenschaftlicher zu gestalten geht von einer Verkennung seines Wesens und seines Zweckes aus und macht es unbrauchbar; durch Anordnung des Stoffes nach den Wurzeln, nach der Wortbildung u. s. f. wird es eine Art grammatischen Werkes, das selbst wieder eines Index, eines Wörterbuches bedarf.

Werfen wir noch einen Blick auf die einzelnen Theile der Grammatik.

Die Lautlehre. Durch die Lautlehre hängt unsere Wissenschaft mit der Anatomie und Physiologie aufs innigste zusammen. Die Natur der Laute und ihrer Veränderungen kann nur begriffen werden mittelst der genauesten Kenntniss der Thätigkeit unserer Sprachorgane beim Hervorbringen derselben. Die Lautphysiologie ist somit die Basis aller Grammatik; zunächst der allgemeinen Lautlehre, welche vor allem darzutun hat, welche Sprachlaute überhaupt möglich sind und wie sie hervorgebracht werden. Die speciellen Lautlehren haben zu geben die Lautstatistik der Sprachen, d. h. die Aufzählung der die Sprachen bildenden Laute und ihrer Verbindungen, sowie auch der in den Sprachen als Wurzelformen und als Formen der Beziehungselemente (wo sie vorhanden sind) vorkommenden Silben.

Die Lautgeschichte hat als allgemeine den Gang darzulegen, den die Veränderung der Laute überhaupt einschlägt, und

¹ Wer hat beim Studium des Deutschen nicht Grimms deutsche Grammatik bereits als Wörterbuch benutzt?

der Natur unserer Sprachorgane zufolge einschlagen muß; die specielle Lautgeschichte weist nach, welchen Weg die Lautveränderung in den gegebenen Sprachen genommen hat.

Die allgemeine Morphologie hat zu ermitteln, welche Sprachformen überhaupt möglich sind; die specielle Morphologie hat die Formen der gegebenen Sprachen darzustellen. Die geschichtliche Morphologie entwickelt die Gesetze, nach denen die Sprachen ihre Form verändern und weist im einzelnen diese Veränderungen nach. Die durch die nöthig werdende öftere Wiederholung lästigen Beschreibungen der sprachlichen Formen lassen sich durch morphologische Formeln, die nach Art der algebraischen gebildet sind, bequem ersparen (s. o. S. 12—26).

Die Functionslehre hat im allgemeinen darzulegen, welche Functionen in der Sprache vorhanden sein müssen und in welcher Weise, nach welchen Gesetzen sich dieselben im Laufe der Zeit bilden und entwickeln. Die specielle Functionslehre hat aufzustellen, welche Wurzelfunctionen oder Bedeutungen und welche Beziehungsfunctionen oder grammatischen Functionen in Stammbildung, Declination und Conjugation eine gegebene Sprache besitzt; eine specielle Sprachgeschichte hat die Veränderungen, welche die Sprache im Laufe der Zeit in dieser Beziehung durchmachte, zu ermitteln. Dieser Abschnitt der Grammatik greift am tiefsten ins innere Wesen der Sprache ein. Er ist deshalb der schwierigste für den Grammatiker. Namentlich kommt hier in Betracht das Verhältniß der Form zur Function. Eine Sprache kann reich an Functionen sein, aber dennoch arm an Formen und Lauten. So sehen wir z. B. im Chinesischen eine sehr beschränkte Anzahl von Wurzellauten die Function einer großen Anzahl von Bedeutungen ausüben, so daß nothwendiger Weise also ein und derselbe Laut vielerlei Function, d. h. viele Bedeutungen haben muß. Es ist kaum zu bezweifeln, daß der Chinese den Unterschied von Verbum und Nomen fühlt, aber die Form drückt diesen Unterschied eben so wenig aus, als irgend eine andere Beziehungsfunction. Während also Sprachen in functioneller Beziehung hoch entwickelt sein können, ohne die Function lautlich und formlich auszudrücken, ist es durchaus undenkbar, daß eine Sprache lautlich und formlich verschiedene Ausdrücke für ein und dieselbe Function haben solle. Die Function ist das frühere, als das rein innerliche; die Form, der Laut ist erst die

Erscheinung dieses innerlichen. Wenn z. B. im Indogermanischen die Lautverbindungen *div*, *ruk*, *svar*, *bhrag* allesammt „leuchten“ bedeuten, so ist doch mit Bestimmtheit anzunehmen, daß ursprünglich jeder dieser Bedeutungslaute eine von jedem andern verschiedene Function besessen, ein verschiedenartiges Leuchten bezeichnet habe. Dasselbe gilt von den Beziehungsfunktionen; wenn verschiedene Beziehungselemente dasselbe — z. B. die handelnde Person, den Thäter — zu bezeichnen scheinen, so muß auch hier ursprünglich eine Verschiedenheit der Function vorhanden gewesen sein, was sich schon daraus erkennen läßt, daß meist das eine Element bei diesen, das andere an jenen Bedeutungslauten üblich ist.

Die Lehre vom Satzbaue hat im allgemeinen die Möglichkeiten der Satzform und ihre Veränderungsgeetze zu ermitteln; die specielle Syntax hat die Satzformen der gegebenen Sprachen oder Sprachreihen darzustellen. Hier stehen wir wieder an der Grenze der Sprachwissenschaft. Die Lautlehre ist eine Fortsetzung der Wissenschaft vom menschlichen Leibe; die Satzlehre leitet in die Wissenschaft vom Geiste hinüber. Zunächst greift die Philologie ein; der Satzbau des einzelnen Schriftstellers, die Lehre vom Styl gehört schon nicht mehr der Sprachwissenschaft an. Hier fängt die Freiheit des Willens an, der natürliche Zwang wird loser, und die Wissenschaft, die sich mit dem Style beschäftigt, ist eine Wissenschaft des Geistes, eine historische (im weitesten Sinne des Wortes), keine Naturwissenschaft. So sind wir also mit der Syntax am Ende der Glottik angelangt.

Erst jetzt können wir zur Darlegung des Wichtigsten aus der Grammatik des Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen schreiten. Das bisher Entwickelte enthält nicht nur die nöthigen sprachwissenschaftlichen Vorbegriffe, sondern auch so manches, was speciell von den indogermanischen und den deutschen Sprachen gilt. Eben deshalb werden wir uns im Folgenden verhältnismäßig kurz fassen können, da eine streng wissenschaftliche, alle Theile umfassende und erschöpfende Grammatik nicht in der Absicht dieser Schrift liegt. Das Folgende macht also keinen Anspruch darauf, eine Grammatik im eigentlichen Sinne des Wortes zu sein, es soll nur das für den ersten Anlauf zur Würdigung und zum grammatischen Verständnis des Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen Nöthigste geben. Wir werden daher nur die Lautlehre, diese Grundlage der

ganzen Grammatik, etwas genauer entwickeln, von einer erschöpfenden Darstellung der Morphologie und der Functionslehre aber absehen und nur einige Notizen über Stammbildung und die Lehre von der Declination und Conjugation mittheilen. Einige syntactische Bemerkungen über häufige Abweichungen des mittelhochdeutschen Satzbaues von dem des neuhochdeutschen und einiges andere möge als eine Art von Anhang den Schluß bilden.

Mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche Grammatik.

I. Von den Vocalen.

Auf den ersten Blick scheint wohl kaum ein Element unserer Sprache so regellos wechselnd, so wenig in strenge Gesetze faßbar zu sein, als die Vocale der Stammsilben unserer deutschen Muttersprache, denn diese allein sind uns übrig geblieben, die Vocale der Endsilben haben ja längst in einem einförmigen, kaum noch deutlich ins Ohr fallenden e ihr Ende gefunden. Man fühlt wohl, daß lieb g-laub-en lob, daß flieg-e fleug-t flüg-el stög floeg-e stück-e, daß reiße und riß, daß finde land fund u. dgl. je einer Wurzel angehöre, was es aber mit dem wechselnden Farbenspiel des Wurzelvocals für eine nähere Bewandtnis habe, ob einer dieser Laute und welcher der älteste, allen zu Grunde liegende sei, oder ob von Anfang an diese Verschiedenheit vorhanden war — über diese und manche andere sich hier anknüpfende Frage schweigt unser Sprachgefühl, und selbst eingehendere Betrachtung der jetzigen, ja der älteren deutschen Sprache dürfte kaum dieser Erscheinung auf den wahren Grund kommen. Um hier klar zu sehen, um den scheinbaren Zufall als eine der merkwürdigsten und durchsichtigsten Gesetzmäßigkeiten der Sprache zu erkennen, müssen wir so weit als möglich in die Vorzeit der Sprache zurückgehen. Es genügt hier nicht, bis zur deutschen Grundsprache vorzudringen, wir müssen vielmehr hinaufgelangen bis auf die älteste Lautgestalt der indogermanischen Sprache. Wir werden diese Abschweifung vom Deutschen in das Gebiet der unberechenbar weit vor aller Geschichte liegenden sprachlichen Urzeit nicht zu bereuen haben; sie wird uns kürzer zum Ziele führen als jeder andere Weg.

Im Folgenden gebe ich das, was mir als sicheres Ergebnis der Sprachwissenschaft erscheint, ohne weiteren Beweis. Den ganzen Apparat, mittels welches die Kenntniss der ältesten Vocalverhältnisse unserer Sprache gewonnen ward, hier mitzutheilen, wäre dem Zwecke dieser Schrift, die ja nicht für den Sprachgelehrten von Fach bestimmt ist, zuwider. Uebrigens haben wir oben in dem, was über Sprachengeschichte mitgetheilt ward, bereits auf diese Dinge vorbereitet. Auch sind, besonders bei den Vocalen, die Verhältnisse in sich selbst so klar, durchsichtig und so zu sagen symmetrisch, daß auch in der bloßen Zusammenstellung der Resultate eine gewisse Gewähr für die objective Richtigkeit derselben liegt. Blinden Glauben, ohne Einsicht in das Wesen der Sache, beanspruchen wir also bei der folgenden Darstellung keineswegs.

Aus der Uebereinstimmung aller indogermanischen Sprachen ergibt sich, nach Abzug der Veränderungen, die auf Rechnung des sprachgeschichtlichen Processes zu setzen sind, für den Vocalismus der indogermanischen Ursprache folgendes.

Der älteste Lautstand derselben kannte drei Grundvocale, nämlich a, i, u. Um schon an der Wurzel selbst, abgesehen von den Zusätzen am Ende, verschiedene Worte, die von derselben Wurzel gebildet sind, unterscheiden zu können, also zum Zwecke des Beziehungsausdruckes, d. h. um die Wurzel, die nur die Bedeutung ohne alle Beziehung gibt, auf eine bestimmte Beziehung zu beschränken, z. B. auf die Dauer und Gegenwart, auf die Vergangenheit, um sie als Substantiv zu kennzeichnen u. s. f. — also kurz, zum Zwecke des Beziehungsausdruckes waren diese drei Grundvocale einer bestimmten und bei allen dreien gleichartigen Veränderung unterworfen. Diese Veränderung besteht darin, daß den Grundvocalen ein a, der die Natur des Vocals am ausgeprägtesten tragende, reinste und ungetrübteste aller vocalischen Laute, vorgehoben ward. Dieß nennen wir Steigerung. So entwickelten sich aus den Grundvocalen die gesteigerten Vocale aa, ai, au. Hiermit mag sich in der ältesten Periode die Ursprache begnügt haben. Vor der Trennung aber in die einzelnen Sprachen entwickelte sich noch eine zweite Steigerung und zwar durch nochmaliges Zufügen von a oder, was dasselbe ist, durch Vorsetzen eines a vor die Grundvocale. So entstand eine fernere Dreiheit vocalischer Laute, nämlich äa, äi, äu. Dieß nennen wir die zweite

Steigerung, jenes die erste. Jeder der drei Vocale war also einer dreifachen Form fähig, der Grundform und zweier Steigerungen. Grundform, erste und zweite Steigerung bilden zusammen eine Vocalreihe, deren wir also drei haben: die A-Reihe, d. i. Grundvocal a, erste Steigerung aa, woraus wohl bald â ward, zweite Steigerung âa, aus dem sich wohl ebenfalls â bildete, dem aber ein Unterschied von dem â der ersten Steigerung beigezöhnt haben muß, da bis auf diese Stunde die Sprache erste und zweite Steigerung beim a unterscheidet; a, aa (â), âa (â) ist also die A-Reihe. Eine Wurzel mit dem Grundvocale a kann sich also in dieser Reihe bewegen, ihr Wurzelvocal kann in dieser dreifachen Weise erscheinen; aber er ist auch in diese Bahn gebannt, d. h. auf diese drei Laute beschränkt. Die J-Reihe ist also folgende: Grundvocal i, erste Steigerung ai, zweite Steigerung âi; eine Wurzel mit dem Vocale i kann in dieser, aber auch nur in dieser Scala auf- und absteigen. Grundvocal u, erste Steigerung au, zweite Steigerung âu, bilden die U-Reihe, von der dasselbe gilt.

Wir gewinnen also für die Ursprache eine dreifache Dreiheit von Vocalen, d. h. neun vocalische Laute, drei Kürzen, nämlich die drei Grundvocale, und sechs Längen, nämlich die sechs gesteigerten Vocale, von denen die vier aus ungleichartigen Vocalen bestehenden (ai, âi; au, âu) Diphthonge sind; d. h. solche Vocallaute, bei deren Aussprache die Stellung der Organe sich nicht gleich bleibt, so daß sie zu Ende des Lautes eine andere ist, als im Beginne der Aussprache desselben. Lange Vocale, außer â, welches auch nur durch Zusammenziehung von aa und âa entstand, waren also der Grundsprache fremd. Höchst einfach, aber auch höchst regelmäßig und streng symmetrisch aus 3×3 Lauten bestehend, war demnach der Vocalismus der indogermanischen Ursprache. Er war, in übersichtlicher Zusammenstellung, folgender:

	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
A-Reihe	a	aa (â)	a + aa, d. i. âa (â)
J-Reihe	i	ai	a + ai, d. i. âi
U-Reihe	u	au	a + au, d. i. âu

Die drei Grundvocale unterscheiden sich so, daß a mittels Stimmritzen in der Kehle gebildet wird; ohne wesentliches Zuthun

des Mundes, auch hat a keinen Consonanten, in den es nach Bedürfnis übergehen kann, es ist der vocalischste der Vocale, der Vocalissimus, und steht in dieser Beziehung dem i und u gegenüber, die in j und v ausweichen können. Der Vocal i entsteht durch Stimmritzenton mit Verengerung des Mundrohrs am Gaumen: i ist der palatale Vocal; u wird gebildet durch Stimmritzenton mit Verengerung des Mundrohrs an seinem äußersten Ende, an den Lippen: u ist der labiale Vocal. Wir wiederholen dieß hier, obñon wir diesen Gegenstand in der Lautgeschichte (S. 50) bereits berührt haben.

Wenden wir uns nun zum Deutschen. Was ward aus diesen neun Vocalen in der deutschen Grundsprache? Denn sie unverändert in derselben erwarten, hieße das Wesen der Sprache verkennen. Jede Sprache ist ja so lange sie lebt in unaufhörlichem, langsam ständigem Flusse begriffen. In der Zeit, die zwischen den beiden Punkten, indogermanische Ursprache und deutsche Grundsprache, liegt, müssen Veränderungen auch im Vocalismus eingetreten sein. Es sind folgende.

Die A-Reihe ward um zwei Glieder reicher, wie denn bekanntlich in jüngerer Sprachen überhaupt die Anzahl der Vocale größer zu werden pflegt. Es trat nämlich im Deutschen und zwar in weiter Ausdehnung und mit großer Regelmäßigkeit die Schwächung des a zu u und zu i ein. Die Betrachtung der Vorgänge im Deutschen und in anderen Sprachen lehrt uns, daß i schwächer sei als u; u ist demnach die erste Schwächung, i die zweite Schwächung von a, so daß nunmehr die A-Reihe fünfgliederig ist.

Wir haben hier etwas Neues, der Ursprache völlig Fremdes vor uns. Der edelste, vollste Vocal a wird als schwer empfunden und die Sprache sucht und findet Mittel, sich dieses ursprünglich überaus häufigen Lautes zum größeren Theile zu entledigen. Sehr leicht weicht nun a, wie wir bereits wissen (vgl. S. 50), in zwei Richtungen von seinem ursprünglichen Wesen ab. Bei der Aussprache desselben dürfen sich nur die Lippen etwas näher treten, und er kommt weniger hell und rein, sondern nach u hin getrübt als å und fernerhin als o heraus. Diese Trübung des a führt endlich zum u. Oder es nähern sich die Organe des Mundrohrs in der Gaumengegend, und aus a wird e (ä) und weiterhin e

(weiches e, mehr nach i hin, wie das e fermé der Franzosen). Diese Richtung führt endlich zum i. Von a zum i kann übrigens die Sprache auch auf einem anderen Wege gelangen, wie namentlich das Lateinische deutlich zeigt, und ich wäre geneigt, diesen letzteren auch für das Deutsche in Anspruch zu nehmen, nämlich durch fernere Schwächung des aus a entstandenen u zu ü, d. h. durch Beimischung eines i-Elementes, welches schließlich das u-Element völlig verdrängt. So ward im Lateinischen eine Urform ap-tamas erst zu op-tomos, dann zu optumus, optūmus, optimus; eine Urform apasas zu oposos, opesus, operis u. s. f. Hier sehen wir deutlich i als die äußerste Schwächung des a, die erst durch die minder starke Schwächung u hindurch gegangen ist.

Wie dem nun auch sein möge, das endliche Ergebnis der lautlichen Veränderungen, die die Sprache erfuhr, war das, daß in der deutschen Grundsprache, durch Fortsetzung der Reihe über den Grundvocal hinaus, also durch negative Abstufung, die A-Reihe um zwei Glieder, nämlich um die erste Schwächung u und die zweite Schwächung i vermehrt ward.

Aber noch ein anderes folgenreiches Lautereignis trat ein.

Wir sahen oben, daß ursprünglich sowohl die erste Steigerung des a, d. h. aa, als die zweite, d. h. äa, sich beide zu ä zusammenziehen; es liegt ja auf der Hand, wie leicht zwei ähnliche Vocale, wie aa, äa zusammenfließen können. Dadurch aber fällt die erste und die zweite Steigerung des a zusammen, und so kann z. B. das Sanskrit die erste und zweite Steigerung des a in der That nicht sondern. Die deutsche Sprache will aber diese beiden Stufen, einem feinen Sprachgeföhle Rechnung tragend, auseinander halten. Was hat sie für Mittel, um diesen Zweck zu erreichen? Kein anderes als die schon erwähnte Färbung des a nach i oder nach u hin. Um die zweite Steigerung von der ersten zu sondern, ward das ä der zweiten Steigerung zu ö getrübt, das der ersten Steigerung aber rein belassen. Das Gotische gieng im Streben nach Diffimilation dieser beiden ä sogar so weit, auch das ä der ersten Steigerung zu färben, nämlich nach i hin, zu ê (= ä). Dieß ist jedoch der deutschen Grundsprache fremd.

Die A-Reihe der deutschen Grundsprache hat also folgende Form angenommen, die wir, der Uebersicht wegen, mit der der indogermanischen Ursprache zusammenstellen.

	Zweite Schwächung.	Erste Schwächung.	Grund- vocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Indog. Ursprache			a	â (aus älterem aa)	â (aus älterem âa)
Deutsche Grund- sprache	i	u	a	â (got. ê)	ô

Das a selbst verhält sich nunmehr als Steigerung dem i und u gegenüber, und wir sehen es auch gar oft da, wo die Ursprache kein a sondern â hatte.

Wir haben also im Deutschen zweierlei i, zweierlei u. Einmal das ursprüngliche i, das ursprüngliche u, welche zu ai âi, au âu, d. h. zu den Vertretern dieser Laute im Deutschen gesteigert werden, und dann das aus a geschwächte i und u, welches bei der Steigerung in a übergeht. Rechtes i und u wird nie zu a, a aber zu i und u. Wo also in einer Wurzel neben i, u auch ein a vorkommt, da ist a der Wurzellaut, z. B. iß, aber aß; letzteres zeigt, daß a hier wurzelnhaft ist, was uns die verwandten Sprachen bestätigen (Sanskrit ad, lateinisch und griechisch ed aus ad u. s. f.). Vor zwei Schlußconsonanten erscheint kein echtes i oder u, hier ist überall i und u die Schwächung von a, z. B. binde, bund neben band (Sanskrit bandh); von der dem Worte wolf, gotisch vulfs, zu Grunde liegenden Wurzel haben wir keine andere Steigerungsstufe, sie erscheint im Deutschen nur in diesem einen Worte, allein die beiden Schlußlaute -lf derselben zeigen uns schon, daß sie valf sein müsse, die andern Sprachen bestätigen dieß; slawisch vlükü, litauisch vilkas, Sanskrit vrkas, führen sämtlich auf eine Urform varka-s hin; die Wurzel ist vark¹ zerreißen; varkas, daraus deutsch vulf(a)s ward, heißt also „der Zerreißer, das reißende Thier“.

Viel weniger bedeutend sind die Veränderungen, welche die J- und U-Reihe erfuhr. Diese beiden Reihen — und dieß ist die Hauptsache — sind ihrer ursprünglichen Dreigliederigkeit treu geblieben. Sie unterscheiden sich beide von der Urform nur durch Vocalfärbung und Vocalschwächung, also durch jene Erscheinungen, welche im Verlaufe des Lebens der Sprache überall

¹ k kann im Deutschen zu f werden, anstatt der Regel nach in h überzugehen.

hervorzutreten pflegen. Die Grundvocale dieser beiden Reihen bleiben unverändert.

Die I-Reihe erfuhr eine leichte Veränderung durch Färbung des a-Elementes ihrer ersten Steigerung ai in e; anstatt ai lautet die erste Steigerung ei. Deutlich ersehen wir hierin eine Ähnlichkeit des a an das folgende i. Diese Assimilation schritt bald bis zu völliger Gleichmachung der beiden Elemente vor: außer dem Gotischen zeigen schon alle anderen deutschen Sprachen (mit einziger Ausnahme unserer neuhochdeutschen) als erste Steigerung des i nicht ei, sondern i. Die zweite Steigerung blieb wesentlich unverändert. Die I-Reihe haben wir uns demnach im Grunddeutschen ebenso zu denken, wie sie im Gotischen vorliegt, nämlich folgendermaßen:

	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Indog. Ursprache	i	ai	âi
Grunddeutsch und Gotisch	i	ei	ai

Die U-Reihe erlitt auf der ersten Steigerungsstufe Schwächung des a-Elementes zu i, was ja dem a überhaupt, wie wir sahen, widerfuhr; anstatt au begegnet uns hier iu, so entsteht folgende Reihe:

	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Indog. Ursprache	u	au	âu
Grunddeutsch und Gotisch	u	iu	au

Eine fernere Entstellung der U-Reihe durch Zusammenschmelzen von iu zu û ist der deutschen Grundsprache in ihrer älteren Form noch nicht zuzuschreiben, obschon keine deutsche Sprache von derselben völlig frei ist. Kurz vor der Trennung des Deutschen in seine einzelnen Zweige mag jedoch diese fernere Veränderung schon stattgefunden haben. Es erinnert dieses immer mehr um sich greifende û für iu an das i, welches, ebenfalls als erste Steigerung, in allen deutschen Sprachen, außer dem Gotischen, anstatt des alten Diphthongen eintritt. Nicht alle iu giengen in den gedehnten Laut über, viele blieben noch neben û, so daß auf dieser Stufe der Entwicklung die u-Reihe folgende ist:

Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
u	iu, û	au

Die deutsche Grundsprache kannte also folgende Vocale:

	Zweite Schwächung.	Erste Schwächung.	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
A-Reihe	i	u	a	â (gotisch ê)	ô
I-Reihe			i	ei	ai
U-Reihe			u	iu (û)	au

Der Lautstand der Ursprache von neun Vocalen war also in der ältesten Form der deutschen Grundsprache, der Anzahl der Laute nach, unverändert geblieben; erst später trat in â der zehnte Laut hinzu.

Ehe ich Beispiele gebe, will ich erst die Geschichte der Vocale bis zur mittelhochdeutschen Zeit führen.

Sehen wir von den zufälligen Veränderungen der Vocale durch Einwirkung benachbarter Laute vor der Hand völlig ab, so sind die Veränderungen, welche bis ins Mittelhochdeutsche im deutschen Vocalismus eintraten, als nicht bedeutend zu bezeichnen; das Mittelhochdeutsche blieb in den Vocalen der Stammfille auf althochdeutscher Stufe und das Althochdeutsche steht in seinem Vocalismus der deutschen Grundsprache noch ziemlich nahe.

In der A-Reihe trat nur eine Veränderung ein. Es ward nämlich das ô der zweiten Steigerung, welches im ältesten Althochdeutsch erhalten ist, zu uo; ein Uebergang, der auch in anderen Sprachen sich findet. Um in bekannteren Gebieten zu bleiben, erinnere ich nur an italienisch *nuovo* aus lateinisch *novus*, *fuoco* aus *focus*, *buono* aus *bonus* u. dergl.

In der I-Reihe assimilirte sich in dem ei der ersten Steigerung das e dem folgenden i völlig, so daß nun i anstatt ei erscheint. Das ai, der Vocal der zweiten Steigerung, erfuhr ebenfalls eine Anähnlichung des a an das i; althochdeutsch und mittelhochdeutsch ist aus ai ein ei geworden. Die I-Reihe des Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen ist demnach i i ei. Das ei scheint eben so ausgesprochen worden zu sein, wie wir es heute zu Tage hören lassen.

Wie ai zu ei so ward in der U-Reihe au zu ou (auszusprechen, wie es geschrieben wird, also nicht etwa wie au); das a ward dem folgenden u ähnlicher. Das û für iu gewann immer breiteren Boden.

Die Vocale der althochdeutschen und mittelhochdeutschen

Stammfilben sind also, abgesehen von ihren zufälligen Veränderungen, folgende:

A-Reihe i, u, a, â, uo.¹

I-Reihe i, î, ei.

U-Reihe u, iu² û, ou.

Diese Vocalreihen, die durch Steigerung und Schwächung der Grundvocale entstehen, pflegt man bei etwas abweichender Auffassung seit Jakob Grimms unsterblicher deutscher Grammatik „Ab-laut“ zu nennen.

Da im folgenden, wenn wir auch zunächst nur die Vocale im Auge behalten, doch mehrfach auch die Consonanten in Betracht kommen werden, und ferner als Beispiele vollständige Worte, die ja außer den Vocalen auch Consonanten enthalten, angeführt werden müssen, so möge hier eine vorläufige kurze Zusammenstellung der Consonanten des Mittelhochdeutschen stattfinden, um über die Aussprache derselben das Nöthige zu bemerken. Ueber die consonantischen Laute wird später genauer gehandelt werden.

Das Mittelhochdeutsche kennt folgende Consonanten:

Gutturale: (im hintersten Theile des Mundes hervorgebracht) k, c, q, sämmtlich gleich bedeutend und wie unser k auszusprechen, c herrscht ausschließlich im Auslaute, k ist Regel für Anlaut und Inlaut, vor u (w) gilt q; Verdoppelung von k ist ck. g, ch, h sind wie bei uns auszusprechen, nur ist h niemals stumm, nie Dehnungszeichen, sondern stets hörbar (siht, niht sprich wie „sicht, nicht“, also ersteres Wort nicht wie in der heutigen Sprache „sieht“ gesprochen wird, nämlich „sît“; eben so in allen ähnlichen Fällen); n vor g, k lautet wie ng, wie wir es ebenfalls sprechen; nur spreche man nicht etwa bringen, singen so aus, wie wir jetzt, nämlich ohne g und bloß mit dem gutturalen Nasal, sondern man lasse beide Laute hören, als wäre (nach unserer Schreibweise) „bring-gen sing-gen“ geschrieben.

Palatal (am Gaumen gebildet) ist nur j.

¹ Sprich uo, wie es geschrieben wird. Das Hauptgewicht der Aussprache liegt auf u.

² Auch iu spricht man am sichersten so aus, wie es geschrieben wird: kurzes i und kurzes u schnell nach einander, auf i fällt der Hauptton. Späterer Zeit mag die uns schwierigere Aussprache iû entsprechen.

Linguale (in der Mundgegend zwischen Gaumen und Zähnen erzeugte Laute) sind sch; r, l.

Dentale (Zahnlaute): t, d, z, sämtlich wie bei uns auszusprechen (also z = ts, Verdoppelung des z ist tz), z wie scharfes ss, s wie französisches oder slawisches z, z. B. in „zéro“, d. h. s mit Stimmton, ein uns jetzt fehlender ja für die Meisten schwierig hervorzubringender Laut (wer ihn nicht kennt, spreche eben ein möglichst sanftes s); n.

Labiale (Lippenlaute): p, b, pf, (ph gilt = pf), f und das ihm gleich geltende und gleich auszusprechende v; im Auslaute und vor anderen Consonanten steht stets f; v ist im Anlaut und im Inlaut Regel, doch findet sich hier auch sehr häufig f; w (zwischen Vocalen wohl etwas voller als unser w zu sprechen); m.

Die Abweichung von unserer jetzigen Sprache ist demnach bei den Consonanten eine nur geringe. Besonders achte man auf die Fälle, in denen das Neuhochdeutsche vom Mittelhochdeutschen nicht in der Schreibweise, sondern in der Aussprache sich entfernt.

Ehe ich die Vocalreihen in Beispielen darlege, muß ich aber noch die Veränderung der Vocale erörtern, denen sie durch den Einfluß benachbarter Laute ausgesetzt sind. In allen Sprachen, und in der deutschen zumal, wirken nämlich benachbarte Laute auf einander ein. Gewisse Consonanten haben Vorliebe für gewisse Vocale, und die Vocale selbst suchen andere Vocale in ihrer Nähe sich ähnlicher zu machen. Alle diese Veränderungen sind in der Natur unserer Sprachorgane begründet; Bequemlichkeit beim Sprechen, Ersparnis an Muskelthätigkeit, sind die Ursachen, die hier wirken. Im Deutschen ist die Wirkung der Laute aufeinander vorherrschend eine rückläufige, d. h. der folgende Laut wirkt auf den vorhergehenden, obschon auch eine vorwärtswirkende Kraft manchen Lauten entschieden zukommt, wie z. B. unser woche aus althochdeutsch wēhhā für wihhā (ē ist eine Veränderung von i), gotisch vikō, entstanden ist, indem durch den Einfluß des w das ē zu o ward; die Bedeutung dieses Worts ist eigentlich „die Wechselnde“ und die Wurzel dieselbe wie in wēch-sel und wichen, unserem weichen, nämlich wich. Ebenso steht wollen für wēllen (aus willen) vgl. wilst, will, wille; wol für wēl, vgl. englisch well; komme, kommen für quime, quēmen (d. i. kwime, kwēmen) u. a. Doch sind diese Fälle vorwärtswirkender

Ähnlichkeit nur vereinzelt, während die rückwärtswirkende sich zu fast ausnahmsloser Gesetzmäßigkeit im Deutschen entwickelt hat. Von dieser Erscheinung haben wir vor allem zu handeln; denn in Folge dieses Lautgesetzes nehmen die meisten Laute eine Nebenform, ja sogar mehrere Nebenformen an und diese muß man kennen, um den ihnen zu Grunde liegenden Kern auch in diesen Verkleidungen nicht aus dem Auge zu verlieren.

Beschränkt ist die Einwirkung der Consonanten auf die vorhergehenden Vocallaute. Nur die höchsten Steigerungen der beiden Parallelreihen, der *z*- und der *u*-Reihe, sind in solcher Abhängigkeit vom folgenden Consonanten. Folgt oder folgte nämlich auf *ei* (grunddeutsch und gotisch *ai*) ein *r*, *h*, *w*, so tritt im Hochdeutschen *ê* für *ei* ein; *ê* ist also eine bloße Variante von *ei* und gilt etymologisch ganz dasselbe wie dieses. So lautet gotisch *laisjan* im Althochdeutschen *lêran*, mittelhochdeutsch *lêren*, vgl. *ge-leis* mit *ei*, weil hier *s* blieb und nicht, wie oft, in *r* übergieng; *lêren* heißt „Anweisen, auf die Spur, ins Geleise bringen“; die reine Wurzel erscheint in *lêr-nen* neben seltnerem *lir-nen*, wo *lir* für *lis* steht; *lêr-nen* ist gewissermaßen das Passiv zu *lêren* und bedeutet „gelehrt werden“ (das Gotische kennt eine regelmäßige Bildung passiver Verba mittels *n*). Man sagte im älteren Deutsch *ich treibe*, Präteritum *ich treip* (für *treib*; in der heutigen Sprache: *ich treibe*, *ich trieb*), von der Wurzel *trib* (z. B. *ge-trib-en*), das Präsens hat also erste Steigerung, das Präteritum zweite; aber von der Wurzel *dih* (*gedeihen*) kann es nur heißen *dîhe*, *dêh*, mittelhochdeutsch *dêch* (man spricht und schreibt im Mittelhochdeutschen am Ende der Worte *ch* für *h*) nicht *deich*; *zîhe*, *zêch* (jetzt *zeihe*, *zieh*) nicht *zeich*. Hier sieht man recht klar wie *ei* und *ê* völlig gleichbedeutend sind. So heißt der Schnee in der älteren Sprache *snêo* (= *snêw*), *snê*, Genit. *snêwes* für *sneiw*, Gotisch *snairv* (das auslautende *s* bezeichnet den Nominativ; das Hochdeutsche hat dieses *s* verloren), weil *w* folgt; jetzt sind wir schon im Stande, *snîwen* jetzt *schneien* (mundartlich *schneiw-en*) im Verhältnisse zu *snê(w)*, *schnee*, zu fassen; *snîwen* zeigt erste Steigerung, das Substantiv *snê(w)* zweite, Wurzel ist *snîw*.

Wie *ê* zu *ei*, so verhält sich *ô* zu *ou*, welches an der letzten Stelle erscheint vor *h*, *r* (wie *ê* für *ei*), *l*, *n*, *d*, *t*, *z*, *s* also vor-*h*, den Lingualen *r* und *l* und allen Dentalen. So sagte

man wohl triufe, trouf (unser triefe, troff), erste und zweite Steigerung von truf (z. B. im Plural des Präteritum truften, jetzt troffen), aber ziuhe zöch (= zöh, Wurzel zuh, jetzt ziehe zog), biute bôt (Wurzel but, jetzt biete bot), vliuze vlôz (Wurzel vluz, jetzt fließe floß), ver-liuse ver-lôs (Wurzel lus, jetzt ver-liere ver-lor aber ver-lus-t) u. s. f. Auch ô ist also mit ou gleichbedeutend, wie ê Variante von ei ist. Unsere Mundarten wandeln theilweise alle ou (jetzt au) und ei in ô und ê, ich erinnere an ôge für auge älter ouge; bôm für baum älter boum; stên für stein, bêde für beide u. s. f.; dasselbe geschieht im Niederdeutschen. Der Uebergang von ei und ou zu ê und ô begreift sich leicht; durch den Einfluß des folgenden Consonanten oder auch durch den des ersten Elementes e, o ward das Schlusselement des Diphthonges, das i und u, in e und o gewandelt, ein, wie wir gleich sehen werden, unserer Muttersprache sehr geläufiger Lautwechsel (vgl. oben S. 52); ee und oo sind aber eben so viel als ê, ô. Das ê ist durchaus weich zu sprechen, wie das französische é fermé, nach i hin, verschieden von dem ä-Tone, den wir durch e und æ ausgedrückt finden werden.

Viel weiter ausgedehnt ist der anähnlichende Einfluß, den der Vocal der folgenden Silbe auf den der vorhergehenden ausübt; allein diese Erscheinung ist jünger und weniger ausnahmslos als die oben beschriebene. Während die Consonanten schon im Althochdeutschen ihre volle Kraft der Einwirkung auf die vorhergehenden Vocale zeigen und die spätere Sprache, wenigstens die Schriftsprache, in dieser Richtung nicht weiter geht, treten die Vocale in dieser ältesten uns zugänglichen Epoche des Hochdeutschen erst theilweise in Beziehung zu dem Vocale der vorhergehenden Silbe. Erst das Mittelhochdeutsche öffnet diesem Lautgesetze Thür und Thor; zur völlig ausnahmslosen Geltung ist es aber weder im Mittelhochdeutschen, noch in der späteren Sprache gelangt.

Auch hier wirken nicht mehr vorhandene Laute fort (wie in snê für snei(w) das abgefallene w) ja man kann sagen, daß da, wo alle Vocale der Endsilben in e schwinden, dieß Gesetz sich erst recht geltend macht. Das in den Endsilben Verlorene schlägt gewissermaßen in die Stammsilbe zurück; was nicht mehr da ist, das lebt doch wenigstens in seiner Wirkung fort.

Die beiden Vocale, die auf die Vocale der vorhergehenden

Silbe einen anähnlichenden Einfluß ausüben, sind nun im Hochdeutschen a und vor allem i. Die Wirkung des a tritt früher hervor als die des i, letztere hat aber weitere Ausdehnung als erstere; j steht dem i an Wirkungskraft gleich. Im Nordischen übt auch u eine solche Wirkung, und hier ist also das Gesetz zum völligen Durchbruche gekommen. Die anähnlichende Wirkung, die i und j ausüben, pflegt man nach J. Grimms Vorgange Umlaut zu nennen; den Einfluß des a dagegen bezeichnet man mit dem Namen Brechung. Diese Ausdrücke sind kurz und bequem für den Gebrauch; an sich ist freilich Umlaut und Brechung dasselbe, nämlich Anähnlichung, Assimilation.

Das a wirkt auf i und u; i wird durch a zu *ë* (ein weiches, dem i noch nahe stehendes e, im Klange dem *é fermé* der Franzosen gleich), u zu o. So heißt es althochdeutsch *izzu*, *izzis*, *izzit*, mittelhochdeutsch *izze*, *izzest*, *izzet*, neuhochdeutsch *eße* (für *iße*), *ißest*, *ißt*, aber in der Mehrzahl *ëzzam*, *ëzzat*, *ëzzant*, mittelhochdeutsch *ëzzen*, *ëzzet*, *ëzzent*, neuhochdeutsch *eßen*, *eßet*, *eßen*; *hilfu*, mittelhochdeutsch *hilfe* u. s. f., Plur. *hëlfam*, mittelhochdeutsch *hëlfen* (neuhochdeutsch *helfe*, *helfen*); es heißt *sige*, weil althochdeutsch *sigu* (neuhochdeutsch *sig*, *victoria*), aber *wëg*, *wëc* (neuhochdeutsch *weg*, *via*), gotisch *vigs*, weil hier, wie die Declination zeigt, in Urzeiten a folgte; Urform ist nämlich für den Nominativ Sing. *viga-s*. Man sagt: wir *hulfen*, weil es im Althochdeutschen *hulfum*, mit u in der zweiten Silbe, lautete, aber *geholfen*, weil althochdeutsch *gaholfan* mit auf die Wurzelsilbe folgendem a. Wie u zu o, so wird auch iu zu io, für io hat aber die spätere Sprache den geschwächten Laut *ie*, z. B. althochdeutsch *ziuhu*, *ziuhis*, *ziuhit*, mittelhochdeutsch *ziuhe*, *ziuhest*, *ziuhet*, aber Plur. *zioham*, *ziohat*, *ziohant*, mittelhochdeutsch *ziehen*, *ziehet*, *ziehent* (neuhochdeutsch *ziehe* für *zeuhe*, *zeuchst*, *zeucht*, jetzt *ziehst*, *zieht*; Plur. *ziehen*, *ziehet*, *ziehen*).

Die Brechung unterbleibt vor Doppelnasal (mm, nn) und vor einem Nasal in Verbindung mit einem andern Consonanten (nd, ng u. s. f.), meist auch bei wurzelhaftem, nicht aus a geschwächtem i. Es heißt *bindan* *gabundan*, *rinnan* *garunnan*, mittelhochdeutsch *binden* *gebunden*, *rinnen* *gerunnen* (nicht *bënden*, *rënnen*, *gebonden*, *geronnen*) und *gatriban*, mittelhochdeutsch *getriben* (nicht *getrëben*), weil in diesem letzteren Falle

das *i* wurzelhaft ist, wie aus Präs. *tribe*, Prät. *treip* hervorgeht. Im ersten Falle sind offenbar die zwischen den Vocalen stehenden consonantischen Elemente die hemmende Ursache; ihre Aussprache erfordert Zeit und überdies haben die Nasale als tönende Laute etwas an die Vocale erinnerndes an sich, von dem wir wohl glauben können, daß es stark genug sei, um den Einfluß des folgenden Vocallautes auf den vor der Nasalgruppe stehenden aufheben zu können. Im zweiten Falle ist es das im Sprachgeföhle als wurzelhaft empfundene *i*, welches der Veränderung widersteht, wie es denn überhaupt nur wenige Fälle gibt, in denen ein wurzelhaftes *i* zu *ë* wird (leben neben lip, Leib, Leben; wëste, wësse neben wiste, weiz, unser wuste, weiß u. a.). Merkwürdig, daß das wurzelhafte *u* eine solche Kraft nicht hat; es heißt nicht geguzzen (zu Präs. *giuze*, Perf. *göz*, Wurzel *guz* — unser *gieße*, *goß*), sondern *gegozzen*, und so in allen ähnlichen Fällen.

Der Umlaut, die Wirkung von *i* und *j*, war im Althochdeutschen noch auf den *a*-Laut beschränkt, der sich dem folgenden *i*-Laute dadurch annäherte, daß er zu *e* ward; *e* aber (sprich kurzes *ä*) steht dem *i* näher als das *a*, es ist ein *a*, dem etwas *i*-artiges beigemischt ist. Man spreche *a*, *e*, *i* nacheinander aus und beobachte dabei die Bewegung der Sprachorgane, und man wird bestätigt finden, daß bei *a* und *i* eine wesentlich verschiedene Thätigkeit stattfindet, während die zur Aussprache von *e* und *i* erforderliche Muskelbewegung viel Uebereinstimmendes hat. Ähnlich verhält es sich bei allen Umlauten; der umgelautete Vocal hat eine *i*-Beimischung erhalten, er ist *i*-ähnlich geworden.

Auch hier ist das die Lautveränderung wirkende Element in der Regel weggefallen oder in das unterschiedslose *e* der Endsilben gewandelt.

Dem Umlaute ausgesetzt sind im Mittelhochdeutschen alle nicht *i*-ähnlichen Vocale, d. h. alle Vocale außer *i*, *ī*, *ei* (*ē*) und *iu*. Und zwar wird zufolge dieses Lautgesetzes:

a zu *e*, wie bereits erwähnt; z. B. *ver-derben* d. h. „zu nichte machen“, aus einer Grundform *darbjan* (während *ver-dërben*, Grundform *dirban*, „zu Grunde gehen“ bedeutet; Wurzel ist *darb*); man sagt, ich *valle* (althochdeutsch *vallu*), aber du *vellest*, er *vellet* (wegen des älteren *i* der zweiten Silbe, althochdeutsch *vellis*, *vellit*, aus *vallis*, *vallit*) und wir *vallen* (althochdeutsch

vallām) u. s. f. wie wir diese Wechsel noch jetzt an unserem ich falle, wir fallen, du fällst, er fällt beobachten können.

u zu ü z. B. Dürinc (*Thuringus*), züge neuhochdeutsch zöge (Optativ: des Perf. zum Präs. ziuhe neuhochdeutsch ziehe; Wurzel ist zug, zuh), welches Wort im Althochdeutschen noch zugl lautet.

o zu ö. Da o durch folgendes a aus u entstanden ist, so sollte eigentlich da, wo ihm ein i folgt — eine Ursache des o also gar nicht vorhanden ist — nicht ö sondern u eintreten. Dieß ist auch in der That die Regel; von holz wird hülzīn (hölzern) gebildet, wie von dorn dūrīn, von zorn zūrne u. s. f., wie wir ja noch jetzt in der höheren Sprache der Dichtung von gold gülden bilden. Allein nicht selten setzte sich das o fest, d. h. das Sprachgefühl vergaß seiner Herkunft aus u und nun ward es auch dann beibehalten, wo die folgende Silbe i enthielt. Dieß i blieb aber nicht wirkungslos auf das o, sondern wandelte es dem allgemeinen Gesetze seiner Einwirkung gemäß in ö. So wird z. B. von der Wurzel hal ein Subst. Neutr. gebildet hol (Loch); hier steht o für u, weil ursprünglich ein a folgte; u ist die regelrechte Schwächung von a (s. o. S. 134 f.), und was diese Wurzel hal betrifft, so erinnere ich an unser hülle und hüllen, welche dieß u noch deutlich zeigen; das a tritt aber zum Vorschein im Verbum ich hil, Prät. ich hal, Plur. wir hālen (neuhochdeutsch ich verhehle, behlte, behlien neben verhehlt aber noch verholen z. B. in unverholen); der Plur. dieses Wortes hol heißt althochdeutsch hul-ir, aber auch schon hol-ir mit festgewordenem o, aus dieser letzteren Form ging das mittelhochdeutsch hōler hervor. So verhält es sich mit vrosch, vrösche, vröschelīn; got, götinne (gütinne), göter u. s. f. Wir haben ja nunmehr nebeneinander hübsch und höfisch, ursprünglich identisch; ein von hof mit der so häufigen Endung isch abgeleitetes Adjectiv.

• Eben so werden die langen Vocallaute dem i (j) ähnlich gemacht:

• ā zu æ (sprich langes ä),

• ō zu œ (sprich langes ö),

• ū aber zu iu (zu sprechen wie das Steigerungs=iu der u-Reihe), nicht, wie wir erwarten, zu langem ü. Z. B. von jār ward gebildet jæric, jærec (unser jätig), wie von lōt (Gewicht) lœtic oder lœtec (gewichtig, unser lötig) und von zān (Jaun) ziunen (jāunen), althochdeutsch zānjan. Wir haben also zweierlei iu im

Mittelhochdeutschen: 1) *iu* als erste Steigerung von *u*, 2) *iü* als Umlaut von *ü*; das erstere *iu* ist Product des innersten Lebens der Sprache, der Potenzirung der Vocale zum Zwecke des Beziehungsausdruckes, also etwas uraltes, vom Anfange der deutschen Sprache her vorhandenes; das andere ist Resultat eines lautlichen Processes, eine Folge des Lautmechanismus der Sprache, der erst im Verlaufe des sprachlichen Lebens sich geltend machte.

Ferner werden gewandelt die Diphthonge:

uo zu *üe* (sprich *üe*, beide Laute vernehmlich),

ou zu *öu* d. i. *öü* (sprich auch hier beide Laute vernehmlich, das Hauptgewicht liegt auch hier auf dem ersten Elemente); in diesen Fällen werden also die beiden Laute, die den Diphthongen bilden, verändert. So wird von *ruom* gebildet *rüemen* (unser *rüm*, *rümen*), althochdeutsch *hruomjan*; von *loup* (Laub) der Plur: *lüber*, althochdeutsch *loubir* u. s. f.

Besonders bei den zuletzt erwähnten Lauten unterbleibt häufig der Umlaut; eine Erscheinung, die uns auch sonst begegnet und die bei einem Lautgesetze, das sich erst allmählich immer weiter ausbreitete, nicht auffällig ist. So sagt man nur *gelouben*, ob schon gotisch *galaubjan* (Causativbildung der Wurzel *lub*, die wir auch in *lieb*, *lob* haben, also ursprünglich „für lieb halten, lieb sein lassen“). Nur Volksdialekte kennen heutzutage ein richtiges aber völlig veraltetes *gläuben* (so z. B. nordfränkisch, in meiner Vaterstadt Sonneberg, *gelëem* d. i. *geläuben*); es heißt nur *houbet* trotz *ahd. houbit*, nicht *höubet* (Haupt; nordfränkisch aber *hëed* d. i. *häüt* für *häubt*); nur *suoehen* (*suchen*), ob schon gotisch *sökjan* (in Dialekten lebt aber noch vielfach das genauere *süchen*, oder wie es nach den Lautgesetzen derselben klingen mag).

Obgleich also in der Regel die Wirkung verlorener und veränderter Laute bleibt, so zeigt sich doch in einigen Fällen mit dem Wegfall des Lautes auch Wegfall der durch ihn bedingten Wirkung. So hat der uralte Wegfall des *i* bei den Nominibus, die ursprünglich ihren Stamm mit diesem Laute schlossen, auch den Wegfall der Wirkung desselben auf den vorhergehenden Vocal zur Folge; ganz z. B. hatte im Nominativ Sing. die Urform **gansi-s*, wie wir aus der Declination-erkennen, z. B. Nom. Plur. *gense*, althochdeutsch *gansî* für **gansîs*, und aus den nächst verwandten Sprachen (Nom. Sing. polnisch *gęs* und noch deutlicher litauisch *zasis* sind nichts

anderes als gefehmäßige Umgestaltungen jener slavisch-deutschen Urforn gansi-s). Trogdem heißt der Nom. Sing. gans, nicht gena; nur in den Casus, wo das stammschließendes i gesteigert ward, da blieb es und mit ihm seine Wirkung. Nicht der Plural ist es also, der den Umlaut hervor ruft, sondern der hier in Geltung tretende Stamm- auslaut, wie ja die ältere Sprache aus gleichem Grunde auch im Genit. und Dat. Sing. des Feminins dieser Stämme den Umlaut hat.

Noch auffallender ist das Aufhören der Wirkung bei dem Weg- fälle des abgeleitete Verba (besonders causativa) bildenden i, j im Perf. und Part. Präteriti; z. B. gotisch brannj-an brennen, näm- lich „etwas brennen, in Brand stecken, verbrennen“, causativ zu brin- nan „in Brand sein“; dieß Verbum lautet althochdeutsch brennan, mittelhochdeutsch brennen, mit verlorenem aber in seiner Wirkung er- haltenem j (wir gebrauchen jetzt dieß Verbum auch im intransitiven Sinne von mittelhochdeutsch brinnen, welches wir leider verloren haben). Das Perf. lautete gotisch branni-da, wo jenes j als i er- scheint. Im Hochdeutschen fällt nun bei diesen Verben das i im Perf. aus und in diesem Falle fällt dann, wenn, wie hier, die Wurzel- silbe lang ist, auch der Umlaut hinweg: althochdeutsch bran-ta, mittelhochdeutsch bran-te. Auch im Partic. Prät. Pass. ist dieß meist der Fall: ge-bran-t (gotisch ga-branni-th). So steht neben einander küssen Prät. kuste; wänen, wänte; hōnen, hōnte; ziunen, zānte; küelen, kuolte u. s. f.

Erst jetzt können wir zu den Vocalreihen des Mittelhochdeutschen zurückkehren. Um das Entstehen immer zahlreicherer Vocalfärbungen zu veranschaulichen, setze ich die Vocalreihen der indogermanischen Ur- sprache und die der deutschen Grundsprache zur Vergleichung bei. Die vollständigen Vocalreihen des Mittelhochdeutschen sind nun folgende.

A-Reihe.

	Zweite Schwächung.	Erste Schwächung.	Grund- vocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Mittelhochdeutsch	i ē	u o ū ö	a e	ā æ	uo üe
Grunddeutsch	i	u	a	ā	ō
Indogermanische Ursprache			a	ā	ā

Zwei oder vielleicht drei Grundlaute, welche ursprünglich die A-Reihe bildeten, waren also im Urdeutschen durch die Schwächung des a zu u und i zu fünf Lauten geworden. Durch die assimilirenden

Einflüsse der folgenden Laute ist aber die Anzahl der A-Vocale im Mittelhochdeutschen auf zwölf gestiegen.

I-Reihe.

	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Mittelhochdeutsch	i ē	ī	ei ē
Grunddeutsch	i	ei	ai
Indogermanische Ursprache	i	ai	ai

Hier ist im Mittelhochdeutschen die Reihe fünfslautig geworden, während der ältere Sprachstand nur die drei Grundlaute kannte.

U-Reihe.

	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Mittelhochdeutsch	u, o, ū, ö	iu, ie; ū, iu	ou, o, ōu, œ
Grunddeutsch	u	iu	au
Indog. Ursprache	u	iu	au

Wegen der zahlreichen Varianten von u und ou und wegen der Vertretung von iu durch ū ist die Reihe im Mittelhochdeutschen anstatt der älteren Dreilautigkeit eifslautig geworden (das iu als Umlaut von ū nicht als besonderer Laut gerechnet).

Demnach kennt die deutsche Grundsprache im Ganzen neun im Klange verschiedene Vocallaute, das Mittelhochdeutsche deren aber zweiundzwanzig, nämlich acht Kürzen: a, e; i, ē; u, ū; o, ö; sieben lange Vocale: ā, æ; ī; ē; ū; ō, œ, und sieben Diphthonge: uo, ue; ei; iu, ie; ou, ōu.

Einige Beispiele mögen die Anwendung zur Anschauung bringen, welche die Sprache von den Vocalreihen macht; besonders die Conjugationsformen zeigen das Auf- und Absteigen der Vocale in ihrer Reihe in schönster Entfaltung. Die lebendige Beweglichkeit des deutschen Vocalismus, ein bis jetzt noch nicht verlorenes Kleinod unserer Muttersprache, tritt hier so stark hervor, daß der Charakter der Conjugationsweise unserer Stammverba durch sie bedingt ist. Nicht minder jedoch ist die Vocalabstufung für die Bildung der Nomina von Bedeutung. Wir werden also bei der Wahl von Beispielen für die in Rede stehende Erscheinung beide Gebiete, die Conjugation, die Bildung von Tempusstämmen, und die Bildung von Nominalstämmen zu berücksichtigen haben.

Zur leichteren Uebersicht mögen nochmals den mittelhochdeutschen Vocalreihen die grunddeutschen und die urindogermanischen

Vocallaute zur Seite gesetzt werden; denn auf eine völlig klare Einsicht in diese Verhältnisse kommt es vor allem an, wenn es gilt, von der Form unserer deutschen Sprache eine Anschauung zu gewinnen. Die Vocalreihen können mit Recht der Schlüssel zur Erkenntnis der deutschen Sprache genannt werden.

Beispiele für die A-Reihe.

Besonders in der fünfgliedrigen A-Reihe ist der Fall häufig, daß eine Wurzel nicht alle Stufen der Reihe durchläuft; oft finden sich nur die Schwächungen neben dem Grundvocale, oder die Schwächungen nebst der ersten Steigerung und dem Grundvocale, oder dieser mit der zweiten Steigerung und andere Combinationen.

Indog. Ursprache Deutsche Grund- sprache	Zweite Schwächung.	Erste Schwächung.	Grund- vocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
	fehlt	fehlt	a	ā (aa)	ā (āa)
Mittelhochdeutsch	i (ē)	u (ū, o ö)	a (e)	ā (æ)	uo (üe) ¹
	hil (hehle, 1. Pers. Sing. Präs.).	hol (Object. höhl).	hal (Präteritum 1. 3. Pers. Sing.; nhd. ungebräuchlich, hehlte).	hāl-en (1. 3. Präteriti, nhd. hehlten).	Wurzel hal.
	hēl-n (hehlen 1. Pers. Plur. Präs.; Inf.).	go-hol-n (Partic. Prät.; nhd. ungebräuchlich).			
	hēl-m (Helm, galea).	hol (Subst. Neutr. „Loch“ bedeutend).	hel-lo (Subst. Femin. nhd. hülle mit ö für e oder ä; getisch halja).		
		höl-er (Plural desselben).			
		hül-le (Subst. Fem. ahd. hulja, nhd. hülle).			
		hül-le (1. Sing. Präs. ahd. hul-ju, nhd. hülle).			
	vind-e (nhd. finde).	vund-en (nhd. fand-en und als Particp. Prät. gefunden).	vant ² (nhd. fand).		Wurzel vand.
		vunt (Subst. Masc., fund).			
		vünde (Plural desselben).			

¹ Die eingeklammerten Vocale sind die durch die Lautgesetze bedingten Varianten, die etymologisch mit dem Laute, aus dem sie hervor giengen, völlig gleichbedeutend sind.

² Im Auslaute — am Ende des Wortes — wird nhd. t für d, überhaupt die sogenannte Tenuis für die Media geschrieben. Wir halten jetzt nach der Etymologie die Media fest, sprechen aber ebenfalls die Tenuis (s. hierüber u.).

Zweite Schwächung.	Erste Schwächung.	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.	Wurzel
nhd. i	u	a	a	uo	
mil-wo (Subst. Fem. milbe).	nhd. mul-m (feine Erde, zu Erde geworde- nes Holz).	mal (1. Pers. Sing. Präs. nhd. male, auf der Mühle).		muol (1. 3. Sing. Präteriti; jetzt ist dafür mahle in Gebrauch ge- kommen).	mol.
mël Gen. mël-wes (Subst. Neutr. mel).	mül (Subst. Fem., nhd. müle).			müele (1. 3. Sing. Conj. Präte- riti; jetzt un- gebräuchlich).	
	mol-te (Subst. Fem. Erde; nhd. hier und da in der Form myll ge- bräuchlich; ent- steht in Maul- wurf aus mhd. moltwerf, mul- werf, d. h. Erde werfendes Thier).				
	gruf-t ¹ (Subst. Fem. wie nhd.).	grab-e ge-grab-en (eben so nhd.).		gruop (nhd. grub, Präter. zu grabe).	Wurzel grab.
	gruf-te (Plur. dazu).	grap Gen. grab-es (Subst. Neutr. grab).		gruob-e (Subst. Fem., nhd. grube).	
	grüb-ele (1. Sing. Präs. wie nhd.).	grab-t (nhd. grab-t 3. Sing. Präs.).		grüeb-e (Conj. zu gruop, nhd. grübe).	
të-te (1. 3. Sing. Prät. zu tuon; nhd. that).			tâ-t (Subst. Fem. wie nhd.).	tuon (1. Sing. und Infm. nhd. tu-e und tun).	Wurzel ta.
			tæ-te (Genit. Dat. Sing. dazu).		

Ich lasse es hier, wie bei den andern Reihen, bei wenigen Beispielen bewenden; das Angeführte reicht ja hin, um eine für alle andern Fälle maßgebende Anschauung zu geben und eine erschöpfende Aufzählung aller in der mittelhochdeutschen Sprache vorkommenden Beispiele würde dem Zwecke dieser Schrift nicht entsprechen. Für die häufigsten Combinationen der A-Reihe, so wie

¹ Für grub-t nach einem bei der Lehre von den Consonanten zu erörternden Lautgesetze.

für die I- und U-Reihe, wird uns die Lehre von der Conjugation ohnedieß noch Beispiele vorführen.

Beispiele für die I-Reihe.

Hier ist zu bemerken, daß die Variante *ē* für *i* selten ist; da, wie wir (S. 144) gesehen haben, das wurzelhafte *i* der Wandlung in *ē* widersteht, während ihr das aus *a* durch Schwächung hervorgegangene *i* sehr leicht unterliegt.

Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.	
Indog. Ursprache <i>i</i>	<i>ai</i>	<i>ai</i>	
Deutsche Grund- sprache <i>i</i>	<i>ei</i>	<i>ai</i>	
Mittelhochdeutsch <i>i</i> (<i>ē</i>)	<i>i</i>	<i>ei</i> (<i>ē</i>)	
 stig-en ge-stig-en (Plural. Prät. 'und Particip. Präteriti).	 stig-o (1. Sing. Präf. nhd. steige).	 steic (1. 3. Sing. Präteriti nhd. stieg).	 Wurzel stig.
stēc (Subst. Masc. nhd. steg).	stic (Subst. Masc. nhd. steig b. i. Pfab).	steig-el (ältere Form für das jetzige steil).	
stēg-e (Subst. Fem. Freyre, vgl. stēg-reif Subst. Masc. Steigbügel).			
 dig-en ge-dig-en (1. 3. Plur. Prät. und Part. Prät. nhd. ge- dihen und, im Partic., als Abjectivum, gedig- gen).	 dih-e (1. Pers. Sing. Präf. nhd. ge-deihe).	 dēh (für dēh, nach den Lautgesetzen; 1. 3. Prät. nhd. gebieh).	 Wurzel dig dih (der Wechsel von g und h ist ein regelmäßiger, s. u. die Lehre von den Consonanten und von der Con- jugation).
schin-en ge-schin-en (1. 3. Plur. Prät. und Part. Prät., nhd. eben so).	 schin-e (1. Pers. Sing. Präf. nhd. schein).	 schein (1. 3. Sing. Präteriti; nhd. -schin).	 Wurzel schin.
	schin (Subst. Masc., nhd. schein).	schein-en (Causativum zu schi- nen; scheinen machen, zeigen).	
	schin (Abject. sichtbar).		
lēb-en (Inf. und Subst. Neutr. nhd. leben).	lip Gen. līb-es (Subst. Masc. leib, Leben).		 Wurzel lib.

Beispiele für die U-Reihe.

	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.	
Indog. Ursprache	u	au	äu	
Deutsche Grund-				
sprache	u	iu	au	
Mittelhoch-				
deutsch	u (ü, o, ö)	iu (ie; ü, iu)	ou (öu; ö, œ)	
	vlug-en	vliug-e	vluoc	Wurzel vlug.
(1. 3. Plur. Prät.	nhd. flogen).	(1. Sing. Präs.	(1. 3. Sing. Prät.	
	vlüg-e	nhd. fliege; dem	nhd. flog).	
(1. 3. Conj. Prät.	nhd. flüge).	Mittelhochdeut-	vluog-e	
	ge-vlog-en	schon entsprache	(1. Sing. Präs. des	
(Part. Präter.).	vluoc	ein ungebräuch-	Causativ-Ver-	
	Gen. vlug-es	liches „fluge“).	bums: mache flie-	
(Subst. Masc.	nhd. Flug).	vlieg-en	gen, scheuche).	
	vlüg-el	(1. Plur. Präs.		
(Subst. Masc.,	vlücke	und Inf.).		
nhd. Flügel).	(ā = gg; Adject.	vlieg-e		
	nhd. flügge).	(Subst. Fem.		
	but-en	nhd. fliege).		
(1. 3. Plur. Prät.	biut-e	böt	Wurzel but.	
	(1. Sing. Präs.	böt	(1. 3. Sing. Prät.).	
nhd. boten).	nhd. biete).			
büt-e	biet-en			
(1. Conj. Prät.	(1. Plur. Präs.			
nhd. böte).	und Inf.).			
ge-bot-en				
(Part. Prät.).				
bot-e				
(Subst. Masc. 1.				
nhd. eben so).				
ge-bot				
(Subst. Neutr.).				
büt-el				
(eine hohe Gerichts-				
person; der Form				
nach unser büttel).				

Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.	
Mittelhochdeutsch u	iu	ou	
truf-fen (1. 3. Plur. Prät. nhd. troffen).	triuf-e (1. Sing. Präs. nhd. triefe).	trouf (1. 3. Sing. Prät. nhd. troff).	Wurzel truf.
ge-trof-fen (Part. Prät. nhd. ebenso).		troufe (Subst. traufe).	
tropfe (über pf. u. Subst. Masc., nhd. tro- pfen).			
tröpfeln (Demin. dazu, nhd. tröpflein).			
vluz-zen (1. 3. Plur. Prät. nhd. floßen).	vliuz-e (1. Sing. Präs. nhd. fließe).	vlož (1. 3. Sing. Prät. nhd. floß).	Wurzel vluz.
ge-vloz-zen (Part. Prät.).	vliez-en (1. Plur. Präs. und Inf.).	vlož (Subst. Neutr., Fluß, Strom).	
vluz (Subst. Masc. Fluß).	vliez (Subst. Masc. Neutr., Fluß).	vloez-e (1. Sing. des Cau- sativ-Verbums: mache fließen, löße).	
vloz-ze (Subst. Fem., nhd. floße).			
stuf-en (1. 3. Plur. Prät., nhd. stoben).	stuf-e (1. Sing. Präs., nhd. stieße).	stoup (1. 3. Sing. Prät., nhd. stob).	Wurzel stuf.
ge-stuf-en (Part. Prät.).		stoup (Subst. Masc., nhd. staub).	
		stoub-elln (Demin. dazu, nhd. stäublein).	
lop Gen. lob-es (Subst. Masc. Neutr., nhd. lob).	liep (Abj. lieb, an- genehm).	er-loub-e (nhd. erlaube).	Wurzel lub.
ge-lüb-ede (Subst. Neutr., auch Fem., nhd. gelübde).		ge-loub-e (nhd. glaube, eigentlich mache lieb, lasse mir lieb sein).	

Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.	
Mittelhochdeutsch u	iu	ou	
suf-fen	sûf-e	souf	Wurzel suf.
(1. 3. Plur. Prät. nhd. sofften).	(1. Sing. Präs. nhd. saufe; sâfe steht für *siufe).	(1. 3. Sing. Prät. nhd. soff).	
sug-en	sûg-e	souc	Wurzel sug.
(1. 3. Plur. Prät. nhd. sogten).	(1. Sing. Präs. für *siuge; nhd. sauge).	(1. 3. Sing. Prät. nhd. sog).	
lo-se	liu-met, liu-		Wurzel hlu,
(ahd. hlo-sēm, nhd. Diall. lose b. i.	-munt, ¹ ahd.		mhd. lu.
höre, hōrche; die	hliu-munt, got.		
Wurzel hlu ist hier	hliu-ma		
zu hlus weiter ge-	(Gerücht, Leu-		
bilbet).	mund; -mund ist		
	bloße Endung und		
	hat mit Mund		
	nichts zu thun).		
	lâ-t		
	(ahd. hlâ-t, hell		
	tönend, nhd. laut).		
	lâ-t		
	(Subst. Masc.		
	nhd. Laut).		
	liu-te ¹		
	(ahd. hlâ-tju,		
	make laut, läute).		
	lâ-ter		
	(ahd. hlâ-tar,		
	Adj. lauter).		

Die bisher betrachteten Vocallaute der Wurzelsilben bilden nun zwar, dem Laute nach, den gesammten reichen und bunt mannigfaltigen Vorrath mittelhochdeutscher Vocale (nur einen halb

¹ In liu-munt ist, wie das gotische hliu-ma beweist, in der Steigerungs-laut von u; in liu-te, wie das ahd. hlâ-tju darthut, aber der durch j bedingte Umlaut von â in lâ, hlâ. Das Neuhochdeutsche scheidet hier richtig durch die Schreibung: leu-mund, aber läu-ten. So sind diese beiden iu in ihrer etymologischen Geltung ursprünglich zwar identisch, aber doch vom sprachgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet sehr verschieden; jenes, das Steigerungs-iur ist alt; dieses iu dagegen, der Umlaut von â, das selbst ein secundärer Laut ist, ein junges Product, das erst im Mittelhochdeutschen möglich ward.

verhallenden Vocal werden wir in den Endsilben der Worte noch kennen lernen), der Entstehungsweise nach besitzt die deutsche Sprache aber noch von den bisher erörterten wesentlich verschiedene Vocale. Im Obigen sehen wir die Vocale durch zwei Factoren bedingt; einmal durch den uralten, schon in der indogermanischen Ursprache vorhandenen Factor der Vocalsteigerung zum Zwecke der Wortbildung und sodann durch die junge, im Deutschen erst allmählich sich entwickelnde Einwirkung der folgenden Consonanten und Vocale auf die Vocale der vorhergehenden Silben.

Zwei ebenfalls junge Bedingungen der Entstehung vocalischer Laute und zwar langer Vocale oder Diphthonge können wir nicht außer Acht lassen, wenn wir uns von dem deutschen Vocalismus der jüngeren Sprachepochen eine irgendwie genügende Anschauung verschaffen wollen. Es ist die Spaltung von w in uw, und die Ausstoßung von Consonanten zwischen Vocalen; letztere hat stets Zusammenziehung der nun unmittelbar an einander gerückten Vocale zur Folge. Beide Erscheinungen sind von um so größerer Bedeutung, als in vielen Fällen die Formen ohne Spaltung und ohne Ausstoß neben den andern erscheinen, und weil ohne die Kenntnis dieser Vorgänge manche Form, ja ganze Reihen von Formen in unserer Sprache rein unbegreiflich dastehen würden.

Betrachten wir zuerst jenen eigenthümlichen Vorgang, den wir am treffendsten als Spaltung von w in uw zu bezeichnen glauben, eine Erscheinung, die auch in anderen Sprachen unseres Stammes nicht eben selten sich darbietet.

Die Lautverbindungen iw und ow finden sich bis ins Mittelhochdeutsche herein geschrieben und in Drucken beibehalten neben den aus ihnen schon in früheren Jahrhunderten hervorgegangenen viel häufigeren iuw, ouw; so findet sich z. B. noch niwe neben dem häufigeren niuwe (neu), triwe neben triuwe (Treue), iwer neben iuwer (euer), mich riwet neben mich riuwet (mir ist leid), frowe neben frouwe (Frau), schowen neben schouwen (schauen) u. s. f.; aber wohl ausschließlich lewe nicht leuwe (Lew, Lowe, wofür wir Löwe schreiben und sprechen). Es scheint in diesen Fällen das w ähnlich ausgesprochen worden zu sein; wie das englische w, so daß es fast wie uw klang; zu solcher Annahme führt der Wechsel der Schreibung. Wer sich bemüht, das Mittelhochdeutsche möglichst so auszusprechen, wie es aller Wahrscheinlichkeit

nach ausgesprochen ward, dürfte mit der Aussprache des w zwischen zwei Vocalen als "w, d. h. als volles w mit fast vocalischem Anfsage das richtige treffen. An wirkliche Doppelformen wie ri-wet und riu-wet u. s. f. ist gewiß nicht zu denken; dergleichen steht im Widerspruche zu allen sprachgeschichtlichen Erfahrungen. Es ist also völlig gleich, ob man iw oder iuw, ow oder ouw geschrieben findet.

Im Neuhochdeutschen blieb der durch solche Spaltung des w entstandene Diphthong, und das w selbst fiel zwischen den beiden Vocalen aus, z. B. neuer (niwer, niuwer; eu ist regelmäßiger Vertreter von mittelhochdeutsch iu), reuen (riwen, riuwen), treue (triwe, triuwe), euer (iwer, iuwer), frauen (frowen, frouwen, au ist regelmäßiger Vertreter von mittelhochdeutsch ou), schauen (schowen; schouwen) u. s. f. Man erinnert sich der veralteten Schreibung newer, rewen, trewe, frawen, schawen, welche vielleicht eine Erinnerung an den Ursprung jener Laute bewahrt.

Wir sprechen auch blauer, grauer u. a., mittelhochdeutsch bläwer, gräwer, Formen die durch die Aussprache blauwer, grauer hindurch gegangen sein müssen, eine Aussprache, die jedoch dem Mittelhochdeutschen noch abzusprechen ist, da sich keine auf sie hinführenden Schreibungen finden. Nur nach kurzem Vocale scheint also die Spaltung von w zu uw eingetreten zu sein, zufolge deren die ursprüngliche Kürze nun lang wird. Im Auslaute fiel mittelhochdeutsch das w hinweg, also blā, grā für blāw, grāw u. s. w. Auch hier haben wir im Neuhochdeutschen das w in dem Diphthonge au erhalten: blau, grau, lau, pfau zc. Die Analogie der übrigen Formen war hier wohl maßgebend, da Volksmundarten, welche von bläwer zc. das w ausstoßen, auch im unflektirten Nominativ nicht au, sondern den jeweiligen Vertreter von ā haben; so daß wir also zwei Formenreihen neben einander sehen: blauer, blau, und bläer, blā.

Die Zusammenziehung nach Consonantenausstoß ist im Deutschen in zwei wesentlich verschiedene Arten zu sondern, nämlich in die ältere, schon im Althochdeutschen eingetretene, deren Zusammenziehungsproduct in den meisten und hier wichtigsten Fällen im Mittelhochdeutschen überall ie ist, mag die Beschaffenheit der ursprünglich vorhandenen Vocale sein welche sie wolle, und in die jüngere, erst im Mittelhochdeutschen eintretende, deren

Product durch die Beschaffenheit der zusammengezogenen Vocale, oder vielmehr ausschließlich durch den ersten derselben bedingt ist.

Der für die Einsicht in den grammatischen Bau unserer Sprache wichtigste Fall der in Rede stehenden Lauterscheinung ist das Präteritum, richtiger Perfectum, der im Deutschen noch reduplicirenden Verba. Eine nicht geringe Anzahl von Verben, die wir später, bei der Lehre von der Conjugation, genauer kennen lernen werden, bildete im Deutschen ihr Perfectum noch mit Reduplication, d. h. mit Wiederholung des Anfangsconsonanten der Wurzel mit einem bei allen Verben gleichmäßigen Laute, der im Gotischen ai ist, im Hochdeutschen also wohl ei gewesen sein wird; gotisch *haldan* z. B. hatte im Perfectum *haihald*, althochdeutsch *haltan* wird also dem entsprechend wohl **heihalt*¹ gebildet haben. Hieraus ward, mit Ausstoß des Wurzelanlautes — wie denn die Sprachen es lieben, von zwei gleichen sich folgenden Elementen im Laufe der Zeit das eine fallen zu lassen — *hehalt*, dann *hialt* und *hialt*, welches letztere sich zu *hielt*, der mittelhochdeutschen Form, abschwächte. So bildet nun, um beim Mittelhochdeutschen zu bleiben, scheiden im Perfectum *schiet* aus **scheisheit*, *heizen* (*vocari*) *hiez* aus **heiheiz*, *stozen* *stioz* aus **steistöz*, *släfen* *slief* aus **sleisläf*, *läzen* (unser *lassen*) *liez* aus **leiluoz* (oder vielmehr **leilöz*, gotisch *lailöt*, denn ö ist älter als uo (s. o. S. 138) u. s. f. Ganz ebenso entstand *vier* aus älterem **vitwör*, gotisch *fidvör* (vgl. lateinisch *quatuor*) durch Ausstoßung von *dv*, später *tw*.

Eine alte Ausstoßung mit anderem Zusammenziehungsproduct ist in mittelhochdeutsch *mêre*, *mêr* (größer, mehr), welches für **meiso*, **meis* steht, indem *s* nach der Regel in *r* sich wandelte (s. u.), vor *r* aber für *ei* das *ê* eintreten mußte (S. 141); gotisch lautet dieses Wort *maiza*, *mais* für **magis* (größer, vgl. das lateinische *magis*), Comparativ zu einem Adjectiv gotisch *mikils*, mittelhochdeutsch *michel* (groß), welches durch Vocale schwächung für ein ursprüngliches **magalas* steht (vgl. griechisch *μεγαλο-*), das ursprüngliche *g* mußte zu *k* und weiterhin zu *ch* werden, die Endung *-il* fällt im Comparativ und Superlativ nach der Regel ab. Zu diesem *mêr* = **meis* stellt sich nun der Superlativ

¹ Mit * bezeichnet man erschlossene Formen, wie bereits oben bemerkt.

meist (ursprünglich von der Größe, dann auch von der Zahl), gotisch maists für *magistas (vgl. griechisch μέγιστος).

Jüngere Zusammenziehungen nach Consonantenausstoß bietet das Mittelhochdeutsche in Menge, so z. B. hân aus haben, hâst aus habest, hât aus habet u. s. f.; lân aus läzen, slân aus slahen (schlagen), gît aus gibet (neuhochdeutsch gibt), lit aus liget (neuhochdeutsch liegt), reit, gereit aus redet, goredet u. s. f. Besonders oft fällt g aus (vgl. oben mër und meist), so meit aus maget (Magd), treit aus treget (trägt), getreide aus getregede (was getragen wird, als Kleidung, Ertragnis des Bodens), geseit für gesaget, teidinc aus tagedinc (Tagesache, Termin, gerichtliche Verhandlung, davon teidingen, verhandeln über etwas, und verteidigen, unfer verttheidigen) u. s. f. Einiges andere der Art wird im Verlaufe der Darstellung zur Sprache gebracht werden.

So viel über die Vocale der Stammsilben. Zum Schlusse sei nur noch aufs dringendste empfohlen, sich bei der Aussprache dieser Vocale nie von unserer jetzigen Aussprache leiten zu lassen, ein mhd. sie sagen also nicht wie unfer sie sagen d. h. wie si säghen auszusprechen, sondern wie si-e säg'n mit kurzem a und ächtem g (nicht gh; über das verhallende e der zweiten Silbe sogleich), ir, im u. s. f. nicht wie ir, im (unfer ihr, ihm), sondern wie ir, im u. s. f.; kurz man spreche niemals einen kurzen Vocal als langen aus, wozu wir so sehr geneigt sind; eben so wenig aber kürze man uns ungewohnte Längen, wie gôz, läzen, hâst u. a. Das Mittelhochdeutsche sieht in der Schrift unserem jetzigen Neuhochdeutschen viel ähnlicher, als es ihm dem Klange nach wirklich ist. Wer neuhochdeutsche Aussprache ins Mittelhochdeutsche trägt, der entstellt diese herrliche Sprache und beraubt sich der Möglichkeit, auch nur einen der schönen Verse jener classischen Litteraturperiode metrisch richtig, überhaupt als Vers zu Gehör zu bringen. Wie maßgebend aber und entscheidend für den Gesamtcharakter der Sprache der strenge Gegensatz von kurz und lang im Mittelhochdeutschen ist, werden wir sogleich sehen, indem wir uns nun zur Betrachtung der Endsilben und der Betonungsart der mittelhochdeutschen Worte wenden.

Der sprachliche Charakter des Mittelhochdeutschen im Gegensatz zu dem des Althochdeutschen besteht in der Abschwächung

sämmtlicher Vocale der grammatischen Bildungsilben in ein unterschiedsloses e. Die Vocale der Stammsilben sind im wesentlichen dieselben geblieben, aber die Fülle der Vocale in den nicht vom Worttone in ihrer Volllautigkeit erhaltenen und geschwächten Silben ist dahin; überall hat sich eine Art von Halbvocal eingestellt, den die Schrift mit e bezeichnet. Dieß e ist demnach weder das e (= ä) der Stammsilben, noch das ê derselben, sondern von beiden wesentlich verschieden; es ist nicht, wie diese, ein voller, bestimmter Vocal, sondern jener Laut, den wir in unzähligen Worten unserer heutigen Sprache, z. B. in „machen, führen, wandern“, ebenfalls besitzen. Die Schrift bedarf für diesen Laut keines besonderen Zeichens, denn in den Nichtstammsilben findet sich eben kein e = ä und ê, sondern nur jener besprochene Laut; in genau phonetischer Darstellung deutscher Mundarten pflegt man diesen dunkeln, dem englischen u in but u. s. f. ähnlichen Laut durch ein umgekehrtes e (ə) darzustellen. Während man im Althochdeutschen z. B. sagte nēm-an, salb-ôn, zung-ûn u. s. f., heißt es nun nēm-en, salb-en, zung-en. Später werden wir sehen, wie das Neuhochdeutsche noch einen Schritt weiter gieng, und dem Wortaccente, der im Mittelhochdeutschen bloß die Verflüchtigung der Endsilben bewirkte, auch die Kürze der Stammsilben zum Opfer brachte (wir sagen z. B. nicht mehr nēmen mit kurzem ê, sondern nēmen; davon unten). Der Wortton ist in allen Sprachen der Fortführer der ursprünglichen Quantitätsverhältnisse; zuletzt bleibt sogar in den späteren Epochen der Sprachen nur die Tonsilbe allein übrig, wie dieß z. B. in dem gesprochenen Französisch sehr häufig der Fall ist; so ist z. B. vom lateinischen hōminēs im Französischen nur ōm geblieben (geschrieben noch hommes aber ōm ausgesprochen), dieselbe Erscheinung findet sich im Englischen und andern Sprachen junger Form.

Im Mittelhochdeutschen ist also die Abschwächung der Endsilben noch nicht bis zum völligen Schwinden derselben vorgeritten; in dieser Beziehung ist das Neuhochdeutsche etwa auf derselben Stufe, die das Mittelhochdeutsche bereits erreicht hatte, stehen geblieben; dagegen ist die Stammsilbe im Mittelhochdeutschen von den Einflüssen der Betonung noch verschont geblieben.

Doch ist auch jenes Gesetz der Abschwächung der Vocale grammatischer Bildungsilben in das unterschiedslose e noch nicht völlig

ausnahmslos im Mittelhochdeutschen zur Geltung gekommen. Wo in sogenannten Flexionsendungen — in den Endungen der Declination und Conjugation — der volle alte Vocal sich behauptet hat, da liegen Archaismen, veraltete, aus früherer Sprachperiode beibehaltene Formen vor, wie wir ja deren im Neuhochdeutschen bis vor kurzem noch in Titulaturen beibehielten (dero, iro.; obrist).

Fast regelmäßig findet sich die archaische Form im Nom. Sing. Fem. und im Nom. und Acc. Plur. Neutr. der pronominalen Declination, z. B. *elliu iuriu* leit (wörtlich: alle eure Leide, Plur.; all euer Leid), ein *starkiu räche* (eine starke Rache); nach dem Princip des Mittelhochdeutschen sollte man *elle*, *iure*, starke erwarten; seltener sind die durch die Reime des volkstümlichen Liedes bis ins dreizehnte Jahrhundert herab überlieferten und auch in die höfische Dichtung übergegangenen, aber eben nur im Reime vorkommenden vollen Formen der mittels -*o* abgeleiteten Verba, wie z. B. *ermorderöt* (für *ermorderet*, *ermordert*, neuhochdeutsch *ermorbet*), *gewarnöt* für *gewarnet* u. s. f.; und die alten Superlativformen wie *vorderöt* (für *vorderest*, *vorderst*) und andere dergleichen alterthümliche Reste.

Dagegen sind nicht als archaische Formen, sondern als regelmäßige Ausnahmen der Verflüchtigung der Endsilben zu betrachten die stammbildenden Elemente mit vollem Vocale, deren das Mittelhochdeutsche zahlreiche aufzuweisen hat, unter denen manche bis auf heutigen Tag in der Schriftsprache wenigstens sich vor der Abschwächung bewahrt haben, so z. B. *videlære*, neuhochdeutsch *sidler*, *hürnin*, neuhochdeutsch *hörnen* (von *Horn*), *küneginne*, neuhochdeutsch *königin*, *arebeit*, neuhochdeutsch *arbeit*, *Nibelunc*, neuhochdeutsch *Nibelung* (*Nebelsohn*) u. s. f. Auch auf die, oft völlig aus unserem Sprachgefühl geschwundene Zusammensetzung findet das Gesetz keine Anwendung, also *heillectuom* (*heiligtum*; *tuom* *Gericht*, *Urtheil*, muß aber ursprünglich wohl allgemeine Bedeutung gehabt haben, s. u.); *bösheit* (*heit* *Art* und *Weise*) u. a.; *vriuntlich* (*freundlich*; *lich* *Leib*, *Gestalt*, ursprünglich von *Freundes* *Gestalt*, *Art*); *Dietrich* (*Volkes* *Herr*; *-diet* *Wolf*; *-rich* *gotisch* *reiks*, *Macht**haber*, *Herr*) u. a. Hier ist also mit Recht jene Verflüchtigung in *e* nicht eingetreten, da hier keine Endungen, sondern Wurzelsilben ursprünglich selbstständiger Worte vorliegen.

Abgesehen von diesen wirklichen oder scheinbaren Ausnahmen

gilt also das Gesetz der Verkürzung der Vocale außer der Ton-
silbe in das beschriebene e im Mittelhochdeutschen wie im Neu-
hochdeutschen. Fürs Mittelhochdeutsche hat aber eine scharfe Beobachtung
sicher herausgestellt, daß diese e der grammatischen Bildungsilben
nicht sämmtlich von gleicher Flüchtigkeit des Lautes sind; viel-
mehr, so zu sagen, ihr Klammgewicht, so leicht es ist, doch einer
zweifachen Abstufung fähig ist, und daß die größere oder geringere
Verkürzung abhängt von der Beschaffenheit der vorhergehenden
Silbe. Ist diese lang, so erreicht die Abschwächung nur einen
geringeren Grad, als wenn sie kurz ist; es theilt sich also vom
Gewichte der vorhergehenden Silbe der folgenden etwas mit. Das
flüchtigste e nach kurzer Stammsilbe nennt man *stumm*, das
weniger leicht völlig schwindende, nach langer Stammsilbe, ist *ton-
los*. Für die Metrik ist dieser Unterschied zumal von Bedeutung;
hier werden nämlich nur Silben mit tonlosem e als volle Silben
gerechnet, das stumme e dagegen bildet keine Silbe für sich, wie
wir sogleich sehen werden. Den Unterschied von *stumm* und
tonlos müssen wir uns völlig klar machen, und sollte es nur sein,
um an diesem Beispiel die außerordentliche Feinheit des mittelhoch-
deutschen Sprachgefühles bewundern zu können.

Es fragt sich also zunächst: welche Stammsilben sind lang,
welche kurz?

Lang ist eine jede Stammsilbe, welche einen langen Vocal oder
Diphthong (S. 148) enthält, und ferner ist lang jede Stammsilbe,
wenn auf einen kurzen Vocal zwei oder mehrere Consonanten
folgen, mögen diese nun verschieden oder gleichartig sein; kürzer
gesagt: lang ist jede Stammsilbe, deren Vocal von Natur oder durch
Position lang ist. Es versteht sich, daß die zwei Consonanten den
Vocal nicht lang machen, sondern die Silbe; der Vocal ist und
bleibt kurz, aber zur Aussprache der zwei folgenden Consonanten
wird so viel Zeit verbraucht, daß die zur Aussprache eines kurzen
Vocals und zweier Consonanten nöthige Zeitdauer der eines langen
Vocals und eines Consonanten gleichkommt. Nicht nur pf (ph), z
(sprich ts), bei denen man deutlich zwei Laute (p-f, t-s) ver-
nimmt, sondern auch die nunmehr einheitlichen ch, sch und ferner k, z,
k, p gelten stets als Doppellaute; die letzteren vier werden in der
Regel auch verdoppelt geschrieben (ff, zz, ck, pp), aber auch da,
wo die Verdoppelung nicht in der Schrift angezeigt ist, sind sie

stets doppelt auszusprechen, und vor; richtiger mit allen diesen Lauten bildet also kurzer Vocal eine lange Silbe.

Nach l und r, oft auch nach m und n, fällt das stumme e auch in der Schrift in der Regel hinweg; dasselbe findet statt zwischen h, s und folgendem t, auch st. In den Endsilben sind nämlich zwei Consonanten ohne Wirkung auf das vorhergehende e, sie haben hier keine andere Geltung als einfache consonantische Laute.

Tonlos ist also z. B. das e in vräge, vrägen, vräget, vrägent (3. Plur. Präs.), ziehen, wunder, lachen, kapfen (gaffen, schauen), lützel oder lüzel (klein), hitze, waschen, pfaße, wazzer, decken, kappe, wille, minne u. s. f., stumm z. B. in gibe, gibest (gibst, 1. 2. Pers. Sing. Präs.), geben, gebet, gebent (3. Plur. Präs.), baden, klagen, jugent, lösen, biten, hövesch (höfisch, fein, gefittet, gebildet) u. s. f. Dieß stumme e fällt aus in Fällen wie bir, birst, birt, börn, bört, bërnt (trage, trägst u. s. f.), stâl, stêln (stehle, stehlen), mal, maln (= male, malen auf der Mühle; aber mâle, mâlen mit dem Pinsel), mül (müle), nim (= nime, neuhochdeutsch nehme, 1. Sing. Präs.), aber nêmen, nêment, genomen, um den Zusammenstoß zweier Nasale zu verhindern. Ausfall des e findet statt in Fällen wie er siht, list, und ebenso auch gibt, regt u. s. f. In den zweiten Personen des Pluralis scheint das e fester zu haften: gebet, reget.

Nicht selten findet man für dieß unterschiedslose e noch i geschrieben, z. B. manic neben manec, ~~maniger~~ neben maneger (mancher, wie wir jetzt für richtigeres manger sprechen, vgl. aber menge, wo g geblieben ist), künic neben künec, Dürinc, Plur. Düringe = Dürenc, Dürenge (Dürnge) u. a.

So viel über Zweifelsilbenworte, bestehend aus einer Silbe mit vollem Vocal und einer mit e.

Folgen nach einer vollen Silbe mehrere Silben mit dem indifferenten e; so ergibt sich aus der Abhängigkeit dieses e von der Quantität der vorhergehenden Silbe das Gesetz von selbst. Die Silbe mit stummem e bildet nur mit der vorhergehenden kurzen Silbe zusammen eine volle Silbe, die aber natürlich als einer langen an Gewicht gleich zu betrachten ist; edel (sprich ädl) ist quantitativ genau so viel als blint oder grôz, nämlich eine lange Silbe. Folgt nun noch eine Silbe mit indifferentem e; so muß

diese bei edel wie bei blind und groß tonlos sein, z. B. edeler wie blinder, größer, weil hier überall dem e eine lange Silbe vorausgeht; treten an edel zwei Silben mit e an, so wird die zweite, weil ihr in der ersten Silbe mit e eine entschiedene Kürze vorausgeht, stumm sein müssen. Die Grundform z. B. der Endung des Dativ Sing. Masc. Neutr. der pronominalen und Adjectivdeclination im Mittelhochdeutschen ist -ome; edeleme, blindeme, grözeme sind also die Grundformen. Da aber in diesen Worten die Silben le, de, ze tonlos sind, also kurz, so muß in ihnen die Silbe me stumm sein, d. h. das e fällt ganz weg und es haben diese Formen zu lauten edelem, blindem, grözem. Nehmen wir den entgegengesetzten Fall, nämlich einen Stamm, der auf eine tonlose Silbe schließt, z. B. michel (groß; ch längt die Silbe, also ist das folgende e tonlos; michel ist also zweifilbig, nicht einfilbig wie edel), so ergibt sich, daß eine antretende Silbe mit e stumm sein wird, also nach strenger Regel michelr, Genitiv michels, Rom. Plur. Masc. Femin. michel (für micheler, micheles, michele, vgl. edeler, edeles, edele oder blinder, blindes, blinde) zu schreiben ist u. s. f. Treten hier zwei Silben mit e an, so wird das zweite e tonlos sein müssen, da derselbe Fall eintritt, den wir oben in edeler fanden, Grundform des Dativ Sing. Masc. Neutr. ist also micheleme; da nun, nach dem bisherigen, das mit e bezeichnete zweite e stumm sein muß, so gilt -chelem- als eine Silbe auch in der Schrift, da nach l das stumme e ausfällt; wir haben also die lange Silbe -chelm- auf die nothwendigsterweise nur ein tonloses e folgen kann; aus micheleme muß michelme werden, in welchem Worte nun zwei tonlose e sich folgen.

Hieraus ergibt sich leicht alles übrige. Der Dativ Sing. Masc. Neutr. des Comparativs von michel (groß) lautet in der Grundform michelereme; als stumm ergeben sich sofort die im folgenden mit e bezeichneten e, nämlich michelereme, die hier, wegen der liquiden Consonanten, denen sie folgen, wegzufallen haben, das Wort wird also lauten michelrem; edelereme dagegen edelerme, edel ist eine lange Silbe, also das folgende e tonlos, nach dieser kurzen Silbe (denn als solche gilt jede tonlose), kann nur stumm folgen, wir erhalten so die lange Silbe -lerem-, -lerm-, auf die nun wiederum nur ein tonloses e folgen kann. Daß eben

so aus blindereme, blindereme blindereme werden müsse, ist klar. Es stellt sich also die Regel für mehrere auf einander folgende Silben mit e so, daß auf tonlos stets stumm, auf stumm stets tonlos folgt.

Daß Dichter und Handschriften nicht durchaus diese allerdings feine Regel beobachten, läßt sich wohl leicht erwarten; Formen wie *michelem* für *michelme*, *dëgn* für *dëgen* u. dergl. finden sich, während bisweilen die von der Regel geforderten Formen, so z. B. *smalme*, *holz*, *holr* und ähnl. sogar viel seltener sind als *smaleim* (Grundform *smaleme*), *holez* (Neutr. Sing. von *hol*, neuhochdeutsch *höl*, *cavus*), *holer* (Masc. Sing.) u. s. f.

So viel von den Tonverhältnissen der Worte, die nur eine Silbe mit vollem Vocale enthalten.

Oft aber enthält ein Wort mehr als eine Silbe mit vollem Vocale; namentlich in Folge von Zusammensetzung finden sich oft mehrere Stammsilben in einem Worte, auch sahen wir ja, daß selbst Wortbildungsilben häufig den vollen Vocal bewahren. Solche Worte werden nun gerade so behandelt als bestünden sie aus mehreren Worten, d. h. es bestimmt sich nach jeder der Silben mit vollem Vocale die Natur des ihnen folgenden e.

Diejenige der vollen Silben, welche am stärksten betont wird — denn jedes Wort hat nur eine am meisten hervorgehobene Silbe — hat den Hochton, die anderen den Tiefton. Im Ganzen verhält es sich hierin im Neuhochdeutschen noch ebenso; während wir den Unterschied von tonlos und stumm aufgegeben haben, haben wir den von Hochton und Tiefton bewahrt. Den Hochton bezeichnet man zu grammatischen und metrischen Zwecken mit ´, den Tiefton mit ` , also *Sifrit*, *Sifride*, *Sigemunt*, *Dancwärt*, *küntheit*, *úrloup*, *vréislíchen*, *kámerære*, *videlære*, *kémenáte*, *ermóorderót*, *vóorderóst* (alte Formen für *ermórdert*, *vórderst*) u. s. f. Zwei tieftonige Silben haben z. B. *únvréltíche*, *únángestlíchen* u. a. Man sieht, daß dieselben Silben, die im Neuhochdeutschen hochtonig und tieftonig sind, es auch im Mittelhochdeutschen sind. Als Hochton und Tiefton werden auch die wenigen, dem mittelhochdeutschen Systeme eigentlich widersprechenden Worte gemessen; bei denen die hochtonige Silbe kurz, die tieftonige dagegen lang ist, wie *gótínne*, *mánúngo*; dasselbe gilt von den entschieden archaischen Declinationsformen auf *iu*, wie *disiu*

u. f. f., für welches der mittelhochdeutsche Sprachcharakter diese fordert (was auch oft vorkommt).

Schmelzen Worte zusammen, so werden sie auch in Bezug auf den Ton als ein Wort behandelt, z. B. anme (Hochton, tonlos) aus an demme, mohter (ebenso) aus mohte er u. f. f.

Einsilbige Worte haben, für sich genommen, natürlich stets den Hochton, geben aber im Satz, wie ja bei uns auch, häufig ihren Ton auf, namentlich ist dies der Fall bei Pronomina, Präpositionen u. a. Manche solche einsilbige Worte sind sogar einer Verkürzung fähig, nu und nû (nun), dâ und du; sie, sî und si u. a. Sogar hërre (eigentlich hêrere, der Vornehmere, Erhabene) kürzt sich zu hërre und wird ganz verkürzt zu er (in dieser Form erscheint jedoch das Wort nur vor dem Namen, wie z. B. er Sifrit, Herr Siegfried) u. a.

Die abgeschwächten untrennbaren Partikeln ge-, be-, er-, vor-, ent-, zer- (ze-), deren e ebenfalls jenes unterschiedslose, aus ursprünglich vollem Vocale hervorgegangene e ist, kann man eigentlich weder als stumm noch als tonlos bezeichnen, da diese Bestimmung von der Natur der vorhergehenden Silbe abhängt, hier aber keine andere Silbe vorausgeht. Sie können theilweise ihr e verlieren, gelten aber, wo das e stehen bleibt, natürlich stets als Silbe.

Die Lehre von den mittelhochdeutschen Vocalen glaubte ich genau darlegen zu müssen, da in den Vocalen die classische Feinheit dieser Sprache und das eigenthümliche Wesen unserer deutschen Sprache überhaupt am klarsten in die Anschauung tritt. Ueberdies werden wir finden, daß die im bisherigen erörterten Verhältnisse die Grundlage des so eigenthümlich entwickelten mittelhochdeutschen Versbaues bilden.

Wir wenden uns zum Neuhochdeutschen.

Dem Neuhochdeutschen ist, dem natürlichen Gange sprachlicher Veränderungen gemäß, jene classische Feinheit des Mittelhochdeutschen abhanden gekommen, mit ihr die Möglichkeit des älteren eigenthümlich deutschen Versbaues, wie wir dies später sehen werden. Diese große Veränderung ist die Folge fortschreitender Wirkung des Worttones, des Accentus, der auch in andern Sprachen in ähnlicher Weise seine Kraft bethätigt. Im Mittelhochdeutschen hatte der immer stärker zur Alleinherrschaft gelangende Ton die Verflüchtigung der nicht betonten Silben zur Folge; die Quantität der

betonten Silben blieb aber unverändert. Kürzen tragen hier ebenso gut den Ton, wie Längen. Im Neuhochdeutschen tritt nun, als weitere Folge des durch solche Verflüchtigung doppelt stark gewordenen Worttones, die Verlängerung der den Wortton tragenden kurzen Silben ein. Die Dehnung aller betonten Kürzen (d. h. kurzer Vocale vor einfachen Consonanten) ist das charakteristische Kennzeichen des Neuhochdeutschen, dessen lautliches Wesen hierdurch ein von dem des Mittelhochdeutschen durchaus verschiedenes geworden ist. Verloren ist die reiche Mannigfaltigkeit der mittelhochdeutschen Tonverhältnisse, sie hat einer Einförmigkeit Platz gemacht, der sich fast alle Worte ausnahmslos gefügt haben.

Während man im Althochdeutschen sagte *gibu*, *gebarn* älter *gebamēs*, *gebant*, mittelhochdeutsch *gibe*, *geben*, *gebent*, heißt es nun neuhochdeutsch *gebe*, *geben*; althochdeutsch *spilōn*, mittelhochdeutsch *spilen*, neuhochdeutsch *spilen* (geschrieben *spielen*), althochdeutsch unbestimmt *lamēm*, bestimmt *lamōm*, Dat. Plur., mittelhochdeutsch in beiden Fällen *lamen*, neuhochdeutsch aber *lāmen* (geschrieben *lahmen*) u. s. f.; mittelhochdeutsch *rōst* (*craticula*, Vorrichtung zum rösten) und *rost* (*ærugo*, am Metalle, Getreide, beide von der Wurzel *rut*, rot; ein *t* muß vor *t* in *s* übergehen s. u.); mittelhochdeutsch *tor* (vgl. *tür*) und *tōre* (Narr) fallen nun in neuhochdeutsch *rost* und *tōr* (geschrieben *Thor*) zusammen, wie mittelhochdeutsch *wagen* (Subst.) und *wāgen* (Verbum) *maln* und *mālen* nunmehr unterschiedslos *wāgen* und *mālen* lauten. Dergleichen Beispiele ließen sich noch mehrere sammeln.

Dieser durchgreifenden sprachlichen Veränderung gegenüber sind die Abweichungen in den Declinations- und Conjugationsformen weniger bedeutend. Hier hat sich, wie dieß in den Sprachen zu geschehen pflegt, vor allem die Analogie geltend gemacht; d. h. die Besonderheiten einzelner Formen schwanden, indem sich diese Formen einer Mehrzahl anderer, wesentlich übereinstimmend gebildeter, anschlossen; mittelhochdeutsch z. B. *ich gibe*, *wir geben*, *sie gebent*, aber neuhochdeutsch *ich gebe*, *wir geben*, *ihr gebet*, *sie geben*; mittelhochdeutsch *ich greif*, *du griffe*, *er greif*, *wir griffen* u. s. f.; neuhochdeutsch *ich griff*, *du griffst*, *er griff*, *wir griffen* u. s. f.; mittelhochdeutsch Nom. ein *schœniu frouwe*, Acc. *eine schœne frouwen*, neuhochdeutsch gilt eine schœne frau für Nominativ und Accusativ u. s. f.

Zielen schon im Mittelhochdeutschen durch die Verflüchtigung der Endsilben manche im Althochdeutschen noch verschiedene Wortformen zusammen, so geschieht dieß also im Neuhochdeutschen, wo zu jener Abschwächung noch die Dehnung ursprünglicher Kürze und das immer stärkere Walten der Analogie hinzutrat, in noch höherem Grade. Ein Beispiel genüge, dieß anschaulich zu machen. Althochdeutsch *holdmēs*, *holdnt*, älter *halōmēs*, *halōnt* (1. 3. Plur. Indic. Präs.), *halōsmēs*, *halōēn* oder *holdēmēs*, *holdēn* (1. 3. Plur. Conj. Präs.), *halōn*, *holōn* (Infu.), ferner die Adjectivformen *holan* (Acc. Sing. Masc. unbestimmter Form), *holēm* (Dat. Plur. unbestimmter Form), *holin* (Gen. Dat. Sing. Masc. Neutr. bestimmter Form), *holān* (Gen. Dat. Acc. Sing. Femin. und Nom. Acc. Plur. bestimmter Form), *holdno* (Gen. Plur. bestimmter Form), *holdm* (Dat. Plur. bestimmter Form), lauten mittelhochdeutsch *holen* (*holn*), *holent*, die beiden Formen des Coniunctivs und der Infinitiv fallen schon in *holen* zusammen, so wie alle angeführten Formen des Adiectivs ebenfalls nun schon *holen* (*holn*) lauten; anstatt eilf verschiedener Lautformen haben wir hier also nur noch zwei, im Neuhochdeutschen aber gar nur noch eine einzige, nämlich *hōlen* (als Verbum jetzt *holen*, als Adiectiv *hohlen* geschrieben, eine Unterscheidung, die sich aus den angeführten Formen der älteren Sprachen als völlig unbegründet ergibt). Diese mächtige grammatische Zerstörung ist deutlich nur die Folge des immer mehr sich concentrirenden Tones, der alles Unbetonte schwinden macht, Hand in Hand mit dem abnehmenden Gefühle für die Bedeutung der sprachlichen Form. So vereinfachen sich die Sprachen.

Doch lehren wir zu den Quantitätsverhältnissen des Neuhochdeutschen zurück.

Der im Neuhochdeutschen zur Regel gewordenen Dehnung vor einfachem Consonanten haben sich nur wenige einsilbige Worte zu entziehen gewußt, die man als Archaismen unserer neuhochdeutschen Sprache betrachten kann; so *gib*, *gibst*, *gibt* (von manchen fälschlich mit *ie* geschrieben), auch *grob* wird meist kurz gesprochen, aber nur *grōber*, *grōbe* u. s. f.; *her* (*exercitus*) in *her-zog* (Heerführer), *her-berge* (Ort, wo das Heer geborgen, d. h. aufgenommen wird), aber als Wort für sich lautet es, der allgemeinen Regel gemäß *hēr* (geschrieben *Heer*), ebenso

gilt die Länge in herfart, herwesen und andern Zusammen-
setzungen mit her, weil man hier die Bedeutung des ersten Wortes
noch fühlte; ebenso wie mit her und hër verhält es sich mit mer
in mer-rettich, das nur seltener meerrettich¹ gesprochen und
geschrieben wird, während wir doch nicht mehr mer, sondern mër
(Meer) sagen und schreiben; ebenso steht es ferner mit bar, das
in barfuß (nacktfüßig, bloßfüßig) kurz ist, aber als Wort für
sich bår (geschrieben baar) lautet; ja sogar in dem seltneren bar-
haupt spricht man es schon lang aus. So besteht urteil mit kurzem
ur- neben ursache, ürdeutsch u. s. f., wol- lust neben wölleben.
Überall ist die Ursache der bewahrten Kürze dieselbe; das Sprach-
gefühl vergaß, daß her, bar, ur und wol in diesen Worten
ebenso vorhanden sind, wie in den andern, noch lebhafter in ihrer
Bildung empfundenen. Die Partikeln an, in, hin, von, um,
mit, ab, ob, weg (nicht aber das Substantivum wëg, aus welchem
die Partikel weg, hin-weg sich gebildet hat), ferner bin und man
behaupten ebenfalls ihre Kürze. Man sieht, daß besonders vor u
diese Alterthümlichkeit der Aussprache häufig ist. Ob jedoch auch
die Aussprache dieser wenigen Worte der mittelhochdeutschen völlig
gleich geblieben ist, will ich nicht behaupten, denn mir scheint es
fast, als ob wir dann, wenn wir diese Worte oder vielmehr Wört-
chen im Tone hervorheben, den auslautenden Consonanten doppeln
(so vermag ich z. B. zwischen in und an, z. B. in einem Sage
wie: „in ihm, nicht an ihm liegt es“ und zwischen inn und ann,
z. B. in Sinn und sann, keinen Unterschied der Aussprache wahr-
zunehmen). Wo wir nämlich die alte Kürze bewahren, da pflegen
wir nicht selten den folgenden, ursprünglich einfachen Consonanten
zu verdoppeln; wodurch die Tonsilbe ebenso gut lang wird, als
durch die außerdem beliebte Dehnung des Vocals, z. B. mittelhoch-
deutsch hamer, himel, genomen, site, neuhochdeutsch hammer,

¹ Nach dem englischen horseradish, das einem deutschen „Kostreisch“ ent-
sprechen würde, hat man unser Wort nicht von mer, nhd. meer (*mare*), son-
dern von mhd. march „Roß“ (setzt in Form und Bedeutung entstellte währe)
ableiten wollen. Dem steht aber das ahd. meriratic, merretich entschieden im
Wege; auch sehen wir an marschall (aus march und schalk, also eigentlich
Pferdeknecht), mar-stall (Pferdestall), Marburg und Marbach, die alle mit
march, mare „Roß“ zusammengesetzt sind, daß dann unser Wort nicht mer-
rettich oder meerrettich, sondern nur marrettich lauten könnte.

himmel, genommen, sitte; besonders geschieht dieß bei m und t, aber auch die gewöhnliche Vocaldehnung findet vor diesen Lauten statt, z. B. mittelhochdeutsch nēmen, neuhochdeutsch nēmen (geschrieben nehmen), vater, neuhochdeutsch vāter.

Vor ß, ch bleibt meist Kürze, wie z. B. in iß, haß, faß, nich, stich u. s. f. Hierher gehört auch das, was, es, weil sie richtiger daß, waß, eß zu schreiben wären, mittelhochdeutsch daz, waz, ez, doch ist auch hier die Dehnung nicht selten, besonders im Präteritum, wo die Analogie des Plurals, der langen Vocal hat, wirkte, wie brāch, sprāch, aß, saß u. a.

Vor zwei Consonanten pflegt Kürze zu haften, durchaus aber ist dieß der Fall vor verdoppelten Consonanten wie lecken, schatz, sitz, griff u. s. f.; doch vor rt, rd dehnen wir meist, wie in Erde, hērde, wērt, ārt, bārt, fārt u. a., aber dennoch z. B. hart mit kurzem a.

Verbalsformen auf t, st der grammatischen Endung, wie z. B. stilt, stilt, fārt, fārt, lāmt (geschrieben stiehl, stiehlst, fährt, fährst, lähmt), grābt u. s. f.; in denen das e ausfiel (stilet, stilest, fārest u. s. f.), bleiben meist lang, doch haben wir daneben gibt, gibst, nimt, nimst (geschrieben nimmst, nimmt), tritt, tritt u. s. f., mit kurzem Vocale, trotz geben, nēmen, trēten, welche mit gedehntem Vocale gesprochen werden. Hier, wie fast überall, ist Regellosigkeit und Verwilderung an die Stelle der classischen Formfestigkeit des Mittelhochdeutschen getreten; die früher durchgreifenden Gesetze sind verloren und die neuen Formen nicht überall gleichmäßig eingetreten.

Vor zwei Consonanten, so wie vor ß und ch findet sich nun aber auch die Kürzung ursprünglich langen Vocales. Wir sprechen zwar mit der üblichen Dehnung des Neuhochdeutschen das ursprünglich kurze a lang aus, in aß, vergaß, maß, saß (mittelhochdeutsch az, vergaz, maz, saz), dagegen lauten uns mittelhochdeutsch läzen, genōze, slōz, muoz mit Verkürzung des Vocales laßen, genoße, schloß, muß; ebenso ward rāche zu rache, wuoher zu wucher (mehr Beispiele s. u. unter uo), höchzit zu hochzeit; vor zwei Consonanten findet sich solche Kürzung öfters, so in brāhte, dāhte, viene, gienc, stuont, hāst, die uns brachte, dachte, ving, ging, stund (meist stand), hast lauten. Bisweilen haben wir langen Vocal mit folgendem einfachen Consonanten

durch kurzen Vocal mit verdoppeltem Consonanten ersetzt, so in iemer (aus ie, unser je, und mër), jämer, wäßen, fuoter, muoter, die wir in immer, jammer, waffe, futter, mütter gewandelt haben; so verkürzen wir ferner hät zu hat, wo wir uns in der Schreibung der Verdoppelung enthalten; aus lörbër (vgl. laurus), machen wir mit völliger Umbrehung der Quantitätsverhältnisse lörbêr u. a.

Das Gesetz der Dehnung betonter ursprünglicher Kürze vor einfachem Consonanten, bei Bewahrung der Kürze vor zwei oder mehr Consonanten und der Länge vor einfacher Consonanz, leidet also mancherlei Ausnahmen, die meist durch die Natur der folgenden Laute bedingt, aber nicht consequent durchgeführt sind. Au dem Mangel ausnahmslos durchgreifender Lautgesetze bemerkt man recht klar, daß unsere Schriftsprache keine im Munde des Volkes lebendige Mundart, keine ungestörte Weiterentwicklung der älteren Sprachform ist. Unsere Volksmundarten pflegen sich als sprachlich höher stehende, regelfestere Organismen der wissenschaftlichen Betrachtung darzustellen, als die Schriftsprache.

Schlimmer als diese lautliche Regellosigkeit ist die heillose Schreibung der jetzigen deutschen Schriftsprache, die weder historisch — der älteren Sprache gemäß — noch phonetisch — der Aussprache gemäß — ist, sondern mehr oder minder das Gepräge zufälliger Schreiberwillkür an sich trägt.

In Betreff der Vocale sind störend vor allem folgende Punkte.

1) Das Dehnungs-h, weil es inconsequent angewandt wird, und weil es sich mit dem echten alten h (s. u.) vermischt. Aus letzterem Grunde eignet sich h auch, abgesehen von der Unbequemlichkeit für das Schreiben und der Raumverschwendung im Drucke, zu allgemeiner Bezeichnung der Vocallänge nicht. So schreibt man ihr aber wir, dir, mir; zwar, war, waren (*erant*) aber wahr, wahren, jahr, jahren; span, schwan aber wahn, zahn; bohne aber schone; bohren aber geboren und verloren u. s. f., bei völlig gleicher Aussprache. Zähre, ähre, zehn u. a. haben, wie wir sehen werden, echtes h, das nun, weil wir h vor einem Consonanten nicht mehr aussprechen (oder in ch wandeln), vom Dehnungs-h nicht mehr zu unterscheiden ist. So gut als man mir, geboren, zwar, span u. s. f. ohne Bezeichnung der Länge schreibt, sollte man dies überall thun. Wozu bald Bezeichnung

der Länge durch h, bald unbezeichnete Länge? Der Fremde wird durch diese Inconsequenz nur verwirrt, die Lehre von der Rechtschreibung wird zu lästigem Gedächtnisstrafe, da aller und jeder Grund für diese oder jene Schreibung fehlt.

2) Ein zweiter Uebelstand ist die ebenfalls nur vereinzelt angewandte Verdoppelung als Bezeichnung der Länge. Ich will nicht geltend machen, daß in Fällen wie beeren (beehren), geendet u. a. für den Ausländer Zweideutigkeit eintritt, die behoben wäre, wenn man langen Vocal nicht verdoppelte; die Verdoppelung als Längenbezeichnung consequent durchzuführen, wird niemand Lust haben, man lasse sie also völlig fallen. Zu welchem Zwecke schreiben wir haar; paar, schaaß, saat, loos u. a. neben war, klar, schlaf, bat, rose u. a.? wahr, haar, zwar — hier haben wir sogar drei graphische Bezeichnungen -ahr, -aar, -ar für langes -är. Wozu dieß?

3) Dadurch, daß man im Neuhochdeutschen ie (den u-Vocal, der eine Veränderung von io = iu ist, s. S. 143) wie i aussprach, entstand Verwirrung zwischen dem gedehnten i und dem ie in der Weise, daß man da ie schrieb, wo i am Plage ist; seltener findet sich umgekehrt i für ie. Eine schlimme Verwirrung, die dem etymologischen Einblick in unsere Sprache wesentlich im Wege steht. Ein Vocal der A-Reihe ist hier in die Stelle von i eingedrungen; eine Schreibung, die nur historisch ist (ie wird ja ausgesprochen wie i), die also nicht einmal für die Erleichterung der Aussprache einigen Werth hat, und die nur da am Plage ist, wo sie als Erinnerung an die frühere Aussprache i-e Geltung hat, ist hier über ihre natürlichen Grenzen hinausgelaufen. Es versteht sich, daß auch hier keineswegs consequent ie für gedehntes i geschrieben wird; wir haben schwierig neben ihr und mir, also ier, ihr, ir, alle drei in derselben Geltung = ir; wieder nach ganz ungerechtfertigter Unterscheidung neben dem gleichlautenden wider (beide sind ein und dasselbe Wort); igel neben riegel, siegel, sieg u. s. f.

Dieß ie scheint am festesten zu haften; gegen das Dehnungs-h und die Verdoppelung hat in den letzten Decennien ein langsamer Vertilgungskrieg begonnen, von einer Abnahme der ie merkt man jedoch noch nichts; Jacob Grimm nimmt es überdieß in Schutz, worin wir dem Stifter unserer deutschen Grammatik unmöglich beipflichten können. Spuren der fortschreitenden Verbesserung unserer

Schreibweise sind z. B. die jetzt fast zu allgemeiner Geltung gelangten Schreibungen *holen* (das *Verbum*), *blume*, *geboren*, *segen*, *schwer*, *los* (gelöst), *mal* (ein-, zwei u. mal), *same* u. a. dem noch unlängst beliebten *hohlen*, *bluhme*, *gebohren*, *seegen*, *schweer*, *loos*, *maal* u. s. f. gegenüber. Dieß sind Beispiele aus unseren Tagen, denn was wir an Verbesserung der Schreibung in den letzten Jahrhunderten geleistet haben, weiß nur der zu ermessen, der die ältere ganz entsetzliche Schreibweise kennt. In Documenten des sechzehnten Jahrhunderts liest man Worte wie *vnnndt*, *jhedenn*, *liennndten* u. s. f. für *unser* und *jeden*, *linden*; *Monstrositäten*, bei deren Erzeugung das Bestreben, so viel Buchstaben als nur möglich anzubringen, maßgebend gewesen zu sein scheint. In den letzten Jahrhunderten hat man bereits so stark in diesem Schreiberunwesen aufgeräumt — fast decennienweise kann man bis jetzt die Verbesserungen nachweisen — daß es Thorheit wäre, für die künftigen Jahrhunderte eine völlige Herstellung unserer Orthographie als unmöglich aufzugeben. Wie mit *vnnndt* und anderen Ungeheuern, so wird man auch mit dem Dehnungs-*h*, der Verdoppelung der Vocale, dem *ie* und andern kleineren Unholben fertig werden, die bis jetzt noch in unserer Schreibung ihr Wesen treiben. Das in deutschen Worten „unnütze und barbarische“ (J. Grimm) *y* ist bereits wohl völlig geschwunden, kaum daß noch hier und da ein alter Philister mit der geschiedenen Schreibung *sein* und *seyn* der Sprache eine erkleckliche Hilfe zu geben vermeint; in Bayern erfreut sich dagegen das *y* officiellen Schutzes.

Nur in einem einzigen Falle, glaube ich, ist weder das Dehnungs-*h* noch die Verdoppelung zu beseitigen, nämlich im Auslaute. Würden wir, wie man es im Mittelhochdeutschen und im Böhmisches und Magyarischen thut, den langen Vocal durch [^] *oher* [^] *aus* [^] *sch* [^] *nen*, so könnten wir *klê*, *sê*, *rê*, *schneê*, *wê*, *kû* u. s. f. schreiben. Da wir aber schwerlich jemals für die Länge eine besondere Bezeichnung einführen werden, und da *kle*, *se*, *re*, *schne*, *we*, *ku* für unser Auge sich allzuwenig eignen, so mag es bei *kee*, *see*, *reh*, *schnee*, *weh*, *kuh* sein Bewenden haben.

Vor Consonanten wird überdieß die Kürze durch doppelte Consonanz genügend angezeigt, bis auf die wenigen Ausnahmen (S. 167 f.) ist ja vor einfachen Consonanten der Vocal lang. So bestimmt sich die Aussprache von *manen* *männer*, *kan* (Schiff;

Schimnel) kann, späne spänne, folen vollen, fal (falb) fall, haren harren, ir irr, wir wirr, schafen schaffen, rose rosse, schlaf schlaff u. a. auf durchaus befriedigende Weise.

Unbestimmt bleibt dann freilich noch so manches, wie z. B. aßen; saßen (Verbum) aber insaßen, hintersaßen, lassen; spräche aber rache, bårt aber hart u. s. f., was ohne Bezeichnung der Quantität am Vocale selbst nicht zu ändern ist.¹ Dergleichen findet sich aber in gar manchen Sprachen und ist nun einmal nicht zu ändern; hätte sich übrigens die Sprache selbst in ihren Lauten reiner und folgerichtiger entwickelt, so würden auch diese Fälle, in welchen die Aussprache nicht durch die Schrift an die Hand gegeben ist, viel seltener stattfinden.

Umlaut und Brechung (S. 143 flg.) und die Einwirkungen der Consonanten auf die vorhergehenden Vocale (S. 140 flg.) bleiben im Neuhochdeutschen in voller Wirksamkeit. Wir können demnach die mittelhochdeutschen Vocalreihen zu Grunde legen und von ihnen aus die Vocale des Neuhochdeutschen betrachten.

Die A-Reihe bietet, wie auch die andern Reihen, außer der bereits erwähnten Vermischung des Unterschiedes von kurz und lang vor einfacher Consonanz, noch mancherlei von der reinen und feinen Lautentwicklung des Mittelhochdeutschen abweichendes.

Mittelhochdeutsch i ist im Neuhochdeutschen im Ganzen geblieben (finde, binde, milde, schwimme, spinne u. s. f.), durch Analogie hat aber die Brechung in e in der Conjugation weiteren Umfang gewonnen, aus gibe, nim(e) u. s. f. ist gêbe, nême (mit der neuhochdeutschen Dehnung) geworden. Wo das i gedehnt wird, erleidet es fast überall in der Schrift die schon besprochenen Entstellungen, z. B. gebirt (Wurzel bar), lige (Wurzel lag), ligst, ligt, ligen u. s. f. wird geschrieben gebiert, liege, liegst; liegt, liegen u. s. f.

Dieß i wechselt in einigen Worten mit ü; so hülfe, gültig, sprüchwort, anstatt des richtigen hilfe, giltig (mittelhochdeutsch gëltec), sprichwort (nicht von Spruch, woher käme dann auch der Umlaut ü?); gebürge für gebirge ist jetzt bereits außer Gebrauch gesetzt, dagegen ist wohl wûrken dem wirken vorzuziehen

¹ Ueber die Schreibung der einzelnen Worte gibt fast durchaus richtige und gute Auskunft: R. G. Andresen, Wörtregister für deutsche Orthographie. Mainz, Kunze. 1856. Vgl. auch den Anhang III.

(gotisch *vaürkjan*, aber schon althochdeutsch *wurkjan* und *wirkjan*). Solches Schwanken erklärt sich eines Theiles aus der Unsitte, *i* und *e* in *ü* und *ö* zu vergrößern, eine Ausdrucksweise; die bekanntlich als „zwickauerisch“ die ihr gebührende Verehrung gefunden hat, andern Theiles aus der Unfähigkeit vieler unserer Stammesgenossen, ein echtes, von *i* reinlich geschiedenes *ä* hervorzubringen.

ä hat im Neuhochdeutschen meist den Laut von mittelhochdeutschem *e* (= *ä*), selten den von mittelhochdeutschem *ë*; die Verlängerung vor einfacher Consonanz versteht sich aus dem allgemeinen Gesetze. Beispiele: brechen (Wurzel *brach*, mittelhochdeutsch *brächen*), gesprochen wie „brächen“, so sprechen, stechen u. s. f., essen (Wurzel *aß*, mittelhochdeutsch *ëzzen*); seßel (*saß*) und so vor allen Doppelconsonanten; bellen (Wurzel *bal*), welle (Wurzel *wal*), werden (Wurzel *ward*), dreschen (Wurzel *drasch*), werfen (Wurzel *warf*; *wërfen*), verderben (intransitiv, Wurzel *darb*, mittelhochdeutsch *verdërben*), helfen (Wurzel *half*, mittelhochdeutsch *hëlpen*), schmelzen (intransitiv, Wurzel *schmalz*, mittelhochdeutsch *smëlzen*), aber *mël* (Wurzel *mal*, mittelhochdeutsch *mël*), *hëlen* (Wurzel *hal*, mittelhochdeutsch *hëln*, vgl. S. 149), *stëlen* (Wurzel *stal*, mittelhochdeutsch *stëln*), *gëben* (Wurzel *gab*, mittelhochdeutsch *gëben*), *lësen* (Wurzel *las*, mittelhochdeutsch *lësen*), *gewësen* (Wurzel *was*, mittelhochdeutsch *gewësen*), *gelëgen* (Wurzel *lag*, mittelhochdeutsch *gelëgen*), *pflëge* (Wurzel *pflag*), *wëg* (Wurzel *wag*); *gebëten* (Wurzel *bat*), *trëten* (Wurzel *trat*) u. s. f.; bisweilen findet sich hier sogar die tadelnswürdige Schreibung mit *ä*, z. B. in *gebären* (Wurzel *bar*, mittelhochdeutsch *gebëren*), aber *entbären* (von derselben Wurzel *bar*), *gären* (geschrieben *gähren*, Wurzel *gas*, *jas*, mittelhochdeutsch *jësen*), *jäten* (Wurzel *gat*, *jat*, mittelhochdeutsch *jëten*), *rächen* (mittelhochdeutsch *rëchen*, gotisch *vrikan*, Wurzel *vrak*) schreibt man neben dem vollkommen gleich gebildeten *sprechen*, *brechen*; auch in *bär* (mittelhochdeutsch *bër*), *käfer* (mittelhochdeutsch *këvere*) und einigen andern steht *ä* für mittelhochdeutsch *ë*. Die Aussprache des alten *ë* hat sich erhalten z. B. in den Worten *hëlm* (Wurzel *hal*), *flëchten* (auch wohl *flechten* gesprochen, wie z. B. Schiller bekanntlich „Mächtst“ und „flechten“ reimt, *übel* genug; Wurzel *flacht*), während das völlig entsprechende *fechten* (mittelhochdeutsch *fëchten*, Wurzel *faht*) mit *e* = *ä* gesprochen wird, *sëhen* (Wurzel *sah*,

mittelhochdeutsch sēhen), ebenso geschēhen, genēsen (andere genēsen, Wurzel nas) u. a. In zēhn (10, mittelhochdeutsch zēhen, auch hier ist zah Wurzel) ist dagegen wiederum die Aussprache des e wie ä beliebt; spāhen (mittelhochdeutsch spēhen) wird sogar mit ä geschrieben, andere sprechen dennoch spēhen, wie hier überhaupt die Aussprache gar sehr schwankt. Auch in den Mundarten wechselt die Aussprache des älteren ē außerordentlich, und aus den Mundarten theilt sie sich der Schriftsprache mit; ich habe hier die in Franken und Thüringen zumeist gehörte zu Grunde gelegt. Wir werden bei den Vertretern des mittelhochdeutschen e Ähnliches finden. Die beiden Zeichen ä und e bedeuten dasselbe, und eins ist offenbar überflüssig; hier aber, da ē eine Veränderung von i ist, macht ä einen ganz verkehrten Eindruck, nämlich den, als wären jäten, gebären u. s. f. Umlaute von a oder gar von ä.

In erlöschēn (intransf. erlöschēn, 3. Pers. Sing. erlischt, Wurzel lasch) steht gar ö für ē.

u hat sich rein gehalten: gefunden, fund (Wurzel fand), gruft (Wurzel grab), bruch (Wurzel brach), spruch (Wurzel sprach) u. s. f. Häufige Abweichungen in der Conjugation sind, wie wir an seinem Orte sehen werden, anderer als bloß lautlicher Art (z. B. mittelhochdeutsch wir hulken, neuhochdeutsch wir halsen u. vgl.). Da dieses aus a entstandene u wohl nur vor Doppelconsonanz oder der als doppelt geltenden Spirans ch und vor zwei Consonanten erscheint, so kommt im Neuhochdeutschen meines Wissens eine Dehnung dieses u wohl nur selten vor, wie z. B. in gebürt (Wurzel bar, wegen rt, vgl. S. 169). Vor mm, nn gilt jetzt Brechung: geschwommen, geronnen, vgl. S. 143).

Fast ebenso wie u verhält sich der Umlaut desselben, nämlich ü: hülle (Wurzel hal), künste (Wurzel kan), gräfte (Wurzel grab), doch findet sich hier auch die Dehnung, z. B. in mülle (Wurzel mal, mittelhochdeutsch mül), geschrieben Mühle, grübele (Wurzel grab, mittelhochdeutsch grübele, S. 150).

Neben fünfzehn, fünfzig, mittelhochdeutsch vünfzehen, vünfzec, ist, ohne einen sprachlichen Grund für sich zu haben, auch das unumgelautete funfzehn, funfzig im Gebrauche.

Wir fanden bereits in der älteren Sprache das ö vor, das streng genommen nur dem schwindenden Sprachgeföhle seinen Ursprung dankt, denn es sollte, wie oben ausgeführt, für ö eigentlich

ü eintreten, indem ein i der folgenden Silbe die Brechung von u zu o aufzuheben, das u aber zu ü umzulauten hätte. Nur da, wo der Ursprung des o (aus u) dem Sprachgeföhle abhanden gekommen, ward o wie ein fester, gegebener Laut behandelt und in ö, nicht in ü umgelautet. Wir können daher leicht vermuthen, daß die Zahl der ö im Laufe der Zeit zunimmt, eben weil man immer weniger des Ursprunges des o aus u sich bewust ward. Und so ist denn auch in der That im Neuhochdeutschen die Anzahl der ö gewachsen und manches Wort, das im Mittelhochdeutschen noch des u fähig war, hat jetzt neben o den Umlaut ö. So sagen wir hölzern (mittelhochdeutsch hülzîn), nicht hülzern wie noch manche Mundarten festhalten; dörner, nicht dürner (mittelhochdeutsch lautet der Plural von dorn dorne; aber dürnîn „von Dornen“, gedürne „Dorngebüsch“ u. a. zeigten den echten Umlaut); hōlen (aushöhlen von hol, Wurzel hal, verbergen) lautet mittelhochdeutsch noch hūln, was neuhochdeutsch längst unmöglich geworden; mögen, möglich, mittelhochdeutsch mügen, mūgelich, aber auch schon mögelich, unsere Mundarten bieten ebenfalls noch mügen und mūglich (Wurzel ist mag); könig in Mundarten künig, mittelhochdeutsch künec; mōnch, mittelhochdeutsch und in Mundarten mūnch (*monachus*), wovon wir noch München haben u. a. Fälle wie im Optat. Perfecti, wo wir schwölle, klōmme (Wurzel schwall, klamm), nicht mehr schwülle, klümme bilden, gehören weniger hierher, da sie mehr durch Eingreifen der Analogie hervorgerufen sind, als durch Vergessen des alten Umlautes. (s. u. die Lehre von der Conjugation).

In golden, neben dem älteren und nur noch volksmäßigen und poetischen gülden, haben wir keinen Umlaut eintreten lassen; gulden, die dritte Form dieses Wortes (mittelhochdeutsch guldin) gilt uns nur als Substantiv zur Bezeichnung der Münze. So bedient sich die Sprache unursprünglicher Scheidungen der Aussprache eines und desselben Wortes zur Trennung der Functionen desselben. Gerade so trennen wir auch in der Bedeutung höfisch und das ihm ursprünglich identische hübsch (mittelhochdeutsch höfesch und hübesch gleichbedeutend mittels -isch von hof gebildet).

Spitzfündig ist allein richtig, spitzändig ist falscher Aussprache zufolge entstanden, mittelhochdeutsch bedeutet vūndec (wäre neuhochdeutsch fündig), von vunt = fund „erfinderisch“, und daher

stammt das durch Zusammensetzung gesteigerte spitzföndig. Minze, lateinisch *mentha*, ist ein Kraut, münze, lateinisch *moneta*, ein Geldstück; diesen, unseren Mundarten noch geläufigen Unterschied hat die Schriftsprache wieder einzuführen.

o, abgesehen von der Dehnung, hält sich dem Mittelhochdeutschen gleich, z. B. soll (Wurzel *sal* aus *scal*, mittelhochdeutsch *sol*), empör (Wurzel *bar*, tragen, heben, mittelhochdeutsch *enbor*), genommen (Wurzel *nam*, mittelhochdeutsch *genommen*), stock (Wurzel *stack*, mittelhochdeutsch *stoc*), erschrocken (Wurzel *schrak*), geflochten (Wurzel *flacht*), geschmolzen (Wurzel *smalz*), gestorben (Wurzel *starb*), gestölen (Wurzel *stal*, mittelhochdeutsch *gestoln*), höl (geschrieben hohl, Wurzel *hal*, mittelhochdeutsch *hol*) verhölen, gebören (Wurzel *bar*), befohlen (für befolhen, Wurzel *falh*) u. s. f.; doch hat die Brehung weiteren Umfang gewonnen, und tritt nunmehr auch (gegen S. 143) vor *nn*, *mm* ein: *fromm*, *sommer*, in Mundarten älter *frumm*, *summer*; gekommen, geschwommen, gewonnen, *donner* u. s. f., die sämtlich in Mundarten noch das ältere *u* zeigen. Dasselbe gilt für manche andere Fälle wie sonst, mittelhochdeutsch *sus*, *sust*; besonder, mittelhochdeutsch *besunder*.

ö verhält sich wie o: *stöcke* (Wurzel *stak*, *stach*), *möchte* (Wurzel *mag*) u. a. Ein Beispiel, wo neuhochdeutsch ö mittelhochdeutsch ö gegenüberstehe, also ein Beispiel eines gedehnten aus a entstandenen ö weiß ich nicht anzuführen. Daß das neuhochdeutsche ö weiter um sich gegriffen und für viele ältere ü eingetreten sei, ward so eben ausgeführt.

a hält sich überall rein: *sand* (Wurzel ebenso), *Widerhall* (Wurzel *hal*), *mäg* (mittelhochdeutsch *mac*), *mäle* (Wurzel *mal*, mittelhochdeutsch *mal*), *gräbe* (Wurzel *grab*, mittelhochdeutsch *grabe*) u. s. f. Mittelhochdeutsch a ist demnach durchaus geblieben, abgesehen natürlich, wie immer, von der Dehnung und von gewissen Fällen der Conjugation, wo nicht wenige Verba im Neuhochdeutschen durch Analogien anderer Verba sich aus der ursprünglichen Bahn ziehen ließen. Davon unten.

Der Umlaut von a, nämlich e, hat im Neuhochdeutschen außer der Dehnung noch die zwiefache Abstufung der Aussprache als e, ä (oder ä, ä) und feltner e, ê erfahren, d. h. wir sprechen den Laut bisweilen mehr nach a hin, bisweilen nähern wir ihn

mehr dem i. Dasselbe fanden wir bei dem aus i entstandenen e. Von den beiden Bezeichnungen e und ä ist eine offenbar überflüssig, die lautliche Geltung beider (wofern nicht die Aussprache von Nichtkennern ihrer Muttersprache nach der Schrift verkünstelt wird) ist ebenso dieselbe als der Ursprung des Lautes. Wende, das Verbum, lautet wie wände; die älteren Formen sind wandju und wandi, der Ursprung des Vocales der Stammsilbe ist also auch in beiden Worten genau derselbe. Man schreibt jedoch ä da, wo man sich der Herkunft von a noch erinnert, außerdem gilt e, manche Worte schwanken. Eigentlich ist es völlig gleichgiltig, ob e oder ä geschrieben wird; ich würde rathen das e so viel als möglich zu bevorzugen, wie dieß auch die ältere Schreibung that, da es ein Vorzug der Schrift ist, so wenig als thunlich mit besonderen Zeichen versehenen Buchstaben zu haben, also eltern, ermel, ernte, grenze u. s. f. Nur als Vertreter von mittelhochdeutsch æ scheint ä besser am Platze, also stäts (stæte, fest, beständig), gebärde (mittelhochdeutsch gebærde) u. s. f.; lärm ist Fremdwort (für larm aus alarme, wörtlich „zu den Waffen“). Da das ä, das schon im Mittelhochdeutschen sich findet, nicht wieder ausgemerzt werden kann, so muß man es hier wohl bei der herkömmlichen Schreibung belassen.

Der Umlaut des a (e oder ä) wird wie ä gesprochen und theilweise geschrieben in folgenden Worten: hemde (althochdeutsch hemidi zu hamo, Hülle, Haut, in mittelhochdeutsch licham, entstellt leichnam, wörtlich „Leibhülle“ erhalten), bäche, hecheln, lächeln, schwäche, prelle, geselle, schelle, schnelle (werfe), schwelle, stelle, fälle, sperre, zerre, schwemme, dämme, brenne (transit.), henne, kenne, nenne, tenne, trenne, wenn, näpfe, äffe, becken, decke, bäcker, hecke (*sepes*), ecke, recke, schrecke (transit.), schmecke, schnecke, stecke, strecke, wecke, bette, blätter, glätte, klette, letten (*argilla*), wette, hetze, verletze, netz, benetze, setze, schätze, wetze, beßer, esich, neßel, fäßlein, wäßere, hälmlein, kälber, bälge, fältlein, wälder, älter, hält, kälte, schmelze, stelze, wälze, hälse, fälsche, welsch, gerbe, herb, färbe, erle, ärmer, ermel, wärme, ernte, verderbe (transit.), erbe, herbst, schärfe, mergel, merke, stärke, härte, märz, schwärze, dämpfe, hänfen, bengel, gedränge, enge, engel, hengst;

länge, gemenge, senge, spreng, stengel, zwänge, wänglein, zänglein, bänke, denke, kränke, lenke, schenke, schenkel, schränke, senke, senkel, schwenke, tränke, bendel, blende, brände, hände, behende, lende, länder, pflände, schände, sende, verschwende, wende, wände, gänzlich, glänze, kränzlein, gänse, mensch, kräfte, schäfte, hecht, mächte, nächte, geschlecht, wächst, wäscht, beste, bästen (von Bast), gäste, mäste, nestel u. a. Beim Durchlesen dieses Verzeichnisses überzeugt man sich leicht von der für den Laut völlig gleichgiltigen Verschiedenheit der Schreibung, die ja oft in einem und demselben Worte wechselt, wie hände neben behende (so viel als „bei der Hand“).

ê (â). Die Dehnung dieses Lautes haben wir in quäle, schäle, schmäle, wäle, zäle, nâre, lâme, zâme, zâne (Zähne), stâbe, frêvel, lêge (*pono*), rêge (*incito*), schläge, schlägel und schlêgel, tâglich, bewêge, âhre, schâdel, vâter, glâser, grâslein, quâlt, schâlt u. a. Hier ist also die Schreibung mit e (frêvel, lêge) selten.

Die Aussprache des Umlautes als weiches ê wie in vetter, êlle, kêtter, rêtte, hêld, fêst ist also feltnerer Ausnahme und nur vor tt, wie es scheint, besonders beliebt.

Die Dehnung dieses ê findet sich in bêre (geschrieben beere, ursprünglich basi, mittelhochdeutsch ber), hêr (mittelhochdeutsch her, althochdeutsch hari, *exercitus*), verhêre, mêr (mittelhochdeutsch mer, althochdeutsch mari, *mare*), beschêre, wêre (*defendo*), wêr (*defensio*), zêre (*consumo*), dêne, sêne, hêbe, gêgen, êdel, rêde, êsel, hêt (ursprünglich = bette); ê ist also besonders vor r beliebt, jedoch nicht ausnahmslos, z. B. nâre (mittelhochdeutsch ner, das wir Franken freilich auch wie nêre sprechen).

ö und ô steht mißbräuchlich für e durch Eindringen der Mundart Zwidauers in schwöre (mittelhochdeutsch swer), gewône (mittelhochdeutsch wene); götling (als Name erhalten, getelinc, *socius*, vgl. gatte, gast), hôle (gotisch halja), dôrre (trochne), schöpfe (*haurio*), schöpfer (*creator*), löffel, schöffe; ergötze, wölbe (mittelhochdeutsch welbe), gewölbe (gewelbe), zwölf, lösche (transit.), löwe. Volksmundarten und ältere Drucke kennen noch andere dergleichen, wie öpfel für äpfel u. s. f. Allen diesen Worten sieht in der älteren Sprache e zu.

In wachsen für * wächsen oder wechsen, von wachs gebildet, wie schwärzen von schwarz, schreiben und sprechen wir gar i für e (ä).

Wir finden also dem mittelhochdeutschen e gegenüber im Ganzen dieselben Vertreter im Neuhochdeutschen, die wir schon beim ä beobachteten, nämlich e (ä), ê (â), ë, ê, ö, û. Es sind also mittelhochdeutsch e (aus a), æ (aus â), ê (aus i), ê (aus ei) mehr oder minder im Neuhochdeutschen lautlich zusammengefallen und so ist, anstatt der älteren Regelmäßigkeit, Verwilderung und Unordnung eingetreten. Wir sprechen bêre (geschrieben beere) anstatt bere aus bari, basi, gerade so aus, wie lêr (geschrieben leer) anstatt lâre, mittelhochdeutsch lære, althochdeutsch lâri; geben beiden also den Laut, den nur Worte wie lêren, mittelhochdeutsch lêren, gotisch laisjan, mit Recht führen, der im Neuhochdeutschen jedoch auch durch Dehnung des älteren ë entsteht, wie in sêhen für älteres sêhen (sihan); êr, mittelhochdeutsch êr, Grundform is, und ge-bâren, mittelhochdeutsch bêrn; Grundform biran, lauten gerade so wie wære, mittelhochdeutsch wære, althochdeutsch wâri u. s. f.

Durch die Vermischung von mittelhochdeutschem ê (aus i) und mittelhochdeutschem e (aus a) sind gar manche ursprünglich völlig verschiedene Worte zusammengefallen; so ist nur aus diesem Grunde nunmehr ununterschieden verderben, intransit. „zu Grunde gehen“, dritte Person er verdirbt, Prät. verdarb, Partic. verdorben, und verderben (darbjan) „zu Grunde richten“, dritte Pers. Präs. er verderbt, Präter. verderbte, Partic. verderbt, wodurch nun weiterhin die falschen Conjugationsweisen, wie: verdirb (anstatt „verderbe“) mir die Freude nicht, du hast mir die Freude verdorben (anstatt „verderbt“) u. dgl. hervorgerufen werden; aus der Schriftsprache ganz verbannt ist sterben, sterbte, gesterbt, Transitiv zu stêrben, starb, gestorben, und andere der Art, die auf diesem Unterschiede von ê und e beruhen.

Mittelhochdeutsch â ist durchaus erhalten (wâren, kâmen, wân u. s. f.), bis auf die wenigen Fälle, wo es in a verkürzt ward, wie râche, dâhte, wâfen, jetzt räche, dächte, wâffe u. dgl., vgl. S. 169.

In einigen Fällen ist es auch in der Schriftsprache zu ô getrübt worden, so z. B. in wôge, ôue, mônd, môntag, mônat, môhn, schlôt, mittelhochdeutsch wâc, âne, mâne (mântac), mânet,

māge (Stamm māgen, daraus mān), slāt; außer in wōge hat die Volksmundart mancher Striche hier noch das alte ā. Merkwürdig ist argwōn (mittelhochdeutsch arcwān) nebst argwōnisch neben wān, mit dem es zusammengesetzt ist, ödem neben dem richtigen ātem (mittelhochdeutsch ātem, vgl. ātmen, nie *ōdmen).

In docht ist das ā auch noch verkürzt, ältere Form ist dāht, erhalten in dacht mancher Mundarten.

æ wird wie e behandelt, weil ja durch die neuhochdeutsche Dehnung e und æ zusammenfallen, es hat also auch den doppelten Ton ā und ê, z. B. ā in blāhe, krāhe, māhe, nāhe, sāe, jāh, sāhe, zāhe, stāle (Plur. zu stāl und Conj. Präter. zu stelen), jārig, wāre, kāme, nāme, genēm und angenēm, wāne, gābe, trāfe, grāfin, lāge, trāge, brāche, sprāche, gnādīg, bāte, drāte (Plur. zu drāt), grāte, rāte, stāte, āse, sāse, lāse, gemāle, gebārde u. a. Die Schreibung ist also durchaus mit ä, nur in genēm und angenēm schreibt man eh für richtigeres ä, mittelhochdeutsch genāme.

Die Aussprache wie ê, zugleich durch Schreibung mit e, ee bezeichnet, findet sich in drêhe (mittelhochdeutsch dræje, dræhe, eine Ausnahme neben den oben angeführten völlig gleichartigen blāhe u. s. f.), sêlig (mittelhochdeutsch sælec, *beatus*, mit sêle, mittelhochdeutsch sêle völlig unverwandt), lêr (mittelhochdeutsch lære), schêre (mittelhochdeutsch schæere). Diese sind also auch hier als regellose Ausnahmen zu betrachten; der folgende Laut hat keinen Einfluß auf die Bestimmung des æ als ā oder ê. Verkürzung des älteren æ zu ä findet statt in brächte, dächte für mittelhochdeutsch bræchte, dæchte, wie in brachte, dachte für brāhte, dāhte. Auch die zahlreichen Nomina auf ære, wie vischæere, haben ihre Endung zu er verkürzt: fischer u. s. f. (in Berlin aber hört man bekanntlich noch künstlêr und andere mit der alten Länge). Die Adjectiva auf -bære haben dieß zu bār werden lassen; z. B. mittelhochdeutsch wandelbære jetzt wandelbar. Wildbret ist aus wiltbræte in ähnlicher Weise verkürzt, wie fischer aus fischæere; daz brāt oder auch daz bræte bedeutet das weiche Fleisch, wiltbræte ist also eigentlich wildes Fleisch, *caro ferina*, dann aber auch das Wild selbst.

Mittelhochdeutsch uo ist längst durchweg in ū (z. B. gruobe, tuon in grūbe, tūn u. s. f.) vereinfacht. In wenigen Fällen ward dieß ū verkürzt, wie in mutter, sutter, wucher (mittel-

hochdeutsch fuoter, muoter, wuocher), tuch neben tûch, buch neben bûch (mittelhochdeutsch tuoch, buoch), kuchen neben kûchen (mittelhochdeutsch kuoche), buche neben bûche (mittelhochdeutsch buoche); erhalten ist aber sûchen, slûch durchaus mit Länge; ch ward im Neuhochdeutschen eben als Doppellaut behandelt (vgl. S. 169) und daher die häufige, fast regelmäßige Kürzung des ù für älteres uo. Dagegen hört man neben muß oft noch müß (mittelhochdeutsch muoz) wie müße, müß. Stund (neben stand, mittelhochdeutsch stuont), wuchs (mittelhochdeutsch wuohs, Präter. zu wachsen), husten und muste (mittelhochdeutsch huoste, muoste) werden stets verkürzt, in Folge der auf uo folgenden mehrfachen Consonanz.

Ebenso verhält sich üe, der Umlaut von uo (z. B. grûbe, mittelhochdeutsch grüebe, Optativ zu grûb, mittelhochdeutsch grupp, schlûge, mittelhochdeutsch slüege u. s. f.); dem uo entsprechend trat Verkürzung ein in füttern, mütter, tûcher neben feltnerem tûcher, bûcher, feltener bûcher; oft hört man auch flûche für flûche, Plur. zu slûch (sluoch), müßen (mittelhochdeutsch muezen), stünde (meist stände, mittelhochdeutsch stüende), wüchse (mittelhochdeutsch wüehse), hüsteln, müste.

Wie uo und üe zu ù und ü werden, liegt auf der Hand. Der Nachdruck der Aussprache lag auf dem ersten Elemente dieser Diphthonge, und im Laufe der Zeit verschlang dasselbe den nachschlagenden Laut völlig, wodurch aus dem Doppellaute ein einfacher langer Laut ward. Für den nicht umgelauteten Steigerungsvocal ist also die Reihe der Verwandlungen â, ô, uo, â.

Mieder ist mittelhochdeutsch muoder; liederlich ist mittelhochdeutsch lüederlich von luoder (Lockspeise, Schlemmerei), neuhochdeutsch lüder und lüderlich; die noch nicht völlig vergessene Schreibung ist also wieder herzustellen.

Die I-Reihe.

Das wurzelhafte mittelhochdeutsche i ist in seiner Kürze nur erhalten vor ch, ff, ß, ss, tt; außerdem wird es gedehnt (und dann, wie bekannt, ih, ie geschrieben). Beispiele des kurzen i sind z. B. wir griffen, gegriffen, der griff; wir schlichen, geschlichen, der schlich; wir rißen, gerissen, der riß; wissen, gewisser

(aus ge-wiß-fer, Wurzel wiß); wir schritten, geschritten, der schritt u. s. f.

Für bezichtigen (von zeihen, Wurzel zih) schreibt wohl niemand mehr „bezüchtigen“.

Die Dehnung zu *i* findet statt vor einfacher Consonanz (außer *ch*, *ß*, die ja in der Schreibung nie verdoppelt werden) z. B. in *in*, *im*, *ir* (Wurzel *ist* *i*, vgl. lateinisch *i-s*) geschrieben mit *ih*; wir *bliben*, *gebliben* (Wurzel *lib*, bleiben lautet älter *be-leiben*); wir *schinen*, *geschinen* (Wurzel *schin*); *gedigen* (Wurzel *dig*); *stigen*, *gestigen* (Wurzel *stig*) u. a. werden dagegen mit *ie* geschrieben.

Ein Verzeichnis der Worte, die sprachlich richtig mit *i*, und *derer*, die mit *ie* zu schreiben sind, habe ich als Anhang (III, 1) beigegeben.

ë, die Drehung von *i*, tritt sehr selten bei wurzelhaftem *i* ein; die Aussprache desselben ist wohl in allen Fällen die des harten *e* (*ä*). Wir haben ein solches *ë* mit der Geltung eines kurzen *e* (*ä*) in *keck*; Nebenform von *quëc* (lebendig, mutzig), in *queck-silber* (*argentum vivum*), *quecke*, Wurzel ist *quik* (leben); *es*, eigentlich *eß*, mittelhochdeutsch *ëz*, Wurzel ist *i*, (vgl. *im*, *ir*); *lecke*, (mittelhochdeutsch *lëcke*, Wurzel ist *lik*, vgl. *λίσσω*), lernen (ursprünglich *lirnen*, Wurzel *lis*, vgl. *lëren*). Die Dehnung zu *ë* (*ä*) trat bei dem *ë* ein in *ër* neben *er* (mittelhochdeutsch *ër*, Wurzel *i*, vgl. lateinisch *i-s*, deutsch *i-m*, *i-r*); *lëben* (mittelhochdeutsch *lëben*, Wurzel *lib*, vgl. *lip*, *leib*); *stëg* (mittelhochdeutsch *stëc*, Wurzel *stig* in *steige*, *gestiegen*).

Mittelhochdeutsch *i* ist überall zu *ei* geworden, was sich schon im Mittelhochdeutschen in österreichischen Handschriften findet, die das echte *ei* dann durch *ai* geben; von da kam dieß *ei* = *i* in die Kanzlei- und Schriftsprache. Den schwachen Unterschied von *ei* und *ai* ließ man bald völlig schwinden, indem auch für *ai* das *ei* fast überall eintrat; die neuhochdeutsche Aussprache scheidet jetzt weder *ai* von *ei*, noch das *ei* = mittelhochdeutsch *i* von dem *ei* = mittelhochdeutsch *ei*. Erste und zweite Steigerung der 3-Reihe sind also im Neuhochdeutschen beide zu *ei* geworden. Keine Mundart außer der Schriftsprache läßt sich diese Vermischung der beiden ursprünglich völlig verschiedenen Laute zu schulden kommen. In der 2-Reihe werden wir ähnliche Störung finden.

Steige, gedeihe, schein, leib lauten mittelhochdeutsch stige, gedîhe, schîn, lip, von den Wurzeln stig, dih (dig), schin, lib u. s. f.

Mittelhochdeutsch ei und ê sind geblieben (nur in der 1. 3. Person Präteriti der Verba mit dem Wurzelvocal i wird dieser Laut zufolge veränderter Conjugationsweise durch i ersetzt, wie wir sehen werden), z. B. weich (Adj., fällt nun mit ich weiche „gehe zurück“, mittelhochdeutsch wîche, im Vocale zusammen); ich weiß (mittelhochdeutsch weiz, Wurzel wiz) u. s. f.; mittelhochdeutsch beize „mache heißen“; neuhochdeutsch beize, aber mittelhochdeutsch bîze „beïße“, neuhochdeutsch beides mit ei, doch z. B. fränkisch (sonnebergisch) gebêest = gebeizt, mittelhochdeutsch gebeizt, aber ich beïß = ich beïße, mittelhochdeutsch ich bîze. So fallen uns zusammen die ganz unverwandten Worte leib, mittelhochdeutsch lip „Leib, Leben“, und leib, mittelhochdeutsch leip, althochdeutsch hleib, gotisch hlaifs „Brot“, aber z. B. fränkisch (sonnebergisch) leib und lêeb. Ferner reif, mittelhochdeutsch reif „Reis“, und reif, mittelhochdeutsch rîfe „gefrorener Thau“, althochdeutsch hrîfo; rîfe, althochdeutsch rîfi, ist auch „zeitig, gereift“, ursprünglich sind also letztere beiden Worte im Stammvocal nicht geschieden, wohl aber außerdem genügend gesondert, sonnebergisch rêef und reif; leim, mittelhochdeutsch leim, sonnebergisch lêema „Lehm, Thon“, aber leim, mittelhochdeutsch lîm, sonnebergisch leim „Tischlerleim“; letzteres hat erste, ersteres zweite Steigerung, die Wurzel beider ist dieselbe u. s. f. Hier und in vielem andern stehen in sprachlicher Beziehung die Mundarten über der Schriftsprache. Auch hierdurch hat also die neuhochdeutsche Sprache viel verloren; Unterschiede, wie mittelhochdeutsch nîgen „sich neigen“, und neigen „herabbrücken, niederbeugen“, sind vereitelt.

Bereinzelt findet sich die Schreibung ai oder gar -ay wie in saite, waise, waizen, kaiser, mai, Baiern (Bayern), laie, hain (hagen), getraide (getregede), also theilweise echtes ei, theilweise Fremdworte und theilweise ei aus age, ege. Ueberall ist hier ai auszumergen und durch ei zu ersetzen, wie dieß in weizen und getreide fast allgemein bereits geschehen ist.

Zwanzig für mittelhochdeutsch zweinzie erklärt sich durch Verkürzung des ei zu e (mundartlich zwenzig), für das dann a

eintrat. Reuter für das richtige reiter (dasselbe wie ritter) ist nunmehr wohl als abgethan zu betrachten.

Die Zusammenziehung von ei, nämlich ê, haben wir z. B. in lèren (ursprünglich laisjan, Wurzel lis, vgl. lernen, lirnen aus lisenen), lêhn (mittelhochdeutsch lêhen „geliehenes Gut“, vgl. leihen, mittelhochdeutsch lihen, Wurzel lih) u. a. völlig wie im Mittelhochdeutschen.

Für ê ist die Schreibung ee, eh beliebt, wovon wir schon sprachen; z. B. see (gotisch saivs), schnee (snaivs), lehren (laisjan) u. s. f.

Die u-Reihe.

Mit dem echten u verhält es sich im Neuhochdeutschen wie mit dem echten i; wie dieses findet es sich wohl nur vor ursprünglich einfachem Wurzelauslaute; u ist nur vor eh, ck, pp, pf, ß, tz, st, cht, ft noch kurz, übrigens aber zu û gedehnt. Viele u fallen durch veränderte Conjugationsweise hinweg; wir vlugen, lugen, buten u. s. f. sind jetzt durch wir slügen, lögen, böten ersetzt, welche Formen nach Analogie des Singularis gebildet werden.

Der Grundvocal u findet sich z. B. in geruch (Wurzel ruch, vgl. riechen, rauch, reucht u. s. f.), zuck (Subst.), zucken (Wurzel zug), rupfe, (vgl. räufen), tupfe (zu taufen, tief, Wurzel tuf), schuppe (zu schieben, schüb, Wurzel schub), schnüffeln neben schnüffeln (vgl. schnaufen, schnauben); vor ff findet jedoch fast immer Brechung statt, z. B. gesoffen, wir sofften, für suffen), guß, genuß, schuß, fluß, nutz (vgl. ge-nieße, Wurzel nuß), kluft (klieben, klöb, gekloben „spalten“), schluff (schliefe, schloff; meist durch das niederdeutsche Schlußcht ersetzt); verlust (Wurzel lus, vgl. verliere, verlor, älter. ver-liuse, verlös), zucht (Wurzel zug, zuh in ziehe, zog), sucht (vgl. siech, seuche), flucht (fliehen, Wurzel fluh) u. a.

Die Dehnung û findet sich in slüg, züg, tûgend, sûd (Ab-sûd), schûb (Nach-schûb, Vor-schûb u. s. f., die bisweilen auch mit u gesprochen werden) u. a.

In zûber ist û aus ui entstanden, das Wort lautet althochdeutsch zuibar, d. i. zwibar „mit zwei Griffen (bar zu bërnen)

„tragen“ gehörig versehen“ (Gegensatz zu dem eingriffigen eimbar, mittelhochdeutsch eimber, neuhochdeutsch eimer).

ü ist des vorigen Umlaut und verhält sich eben so. Auch von diesem ursprünglichen, nicht aus a geschwächten ü gilt das oben bemerkte (S. 175 flg.); es sind auch hier zahlreiche ü im Neuhochdeutschen zu ö geworden (so z. B. die Optative des Perfects, wie schüße, flöge u. f. f., für schüße, flüge).

Beispiele: zücken (Wurzel zug vgl. ziehen), stücke (Wurzel flug vgl. fliegen), büttel (Wurzel but vgl. bieten, ge-bieten), schütze (Wurzel schuß vgl. schießen), nützen, genüße (Wurzel nuß vgl. ge-nießen), schüße, schlüße, schlüssel, flüße, schnüf-feln (Wurzel schnuf vgl. schnäufen), züchtig (Wurzel zug), wasser-stüchtig (Wurzel suh in siech, seuche), flüchtig (Wurzel fluh vgl. fliehen), klüfte (Wurzel klub in klieben), schüpchen (Wurzel schub in schieben), tüpfeln (Wurzel tuf in tief, taufen) u. a. Die Dehnung ursprünglicher Kürze findet statt z. B. in flüge (Plur. von flüg, mittelhochdeutsch vluc), züge (Plur. von zug), zügel, schübe (Plur. von schub) u. a.

o geht in seinen Quantitätsverhältnissen im Neuhochdeutschen dem u, dessen Brechung es bekanntlich ist, zur Seite. Beispiele für die verbliebene Kürze sind: zocke (Wurzel zug vgl. ziehe, ge-zogen), flocke (Wurzel flug in fliegen), tropfe, getroffen (Wurzel truf in triefen), gesoffen (Wurzel suf in saufen), geschossen, genossen, gegossen, geschlossen, loch (Wurzel luch „schließen“, das Verbum, dem diese Wurzel zu Grunde lag, ist verloren), ge-rochen, gekrochen (von den bekannten Wurzeln schuß, nuß, guß, schluf, ruch, kruch), gesotten (Wurzel sud, sut), rotz (Wurzel ruß, vgl. das verlorene Verbum riezen „weinen“), frost (Wurzel frus in frieren für friesen) u. a.

Die Dehnung des ursprünglich kurzen o findet sich z. B. in ge-zögen, herzog, geflögen, gebögen, geböten, böte (Wurzel but in bieten), klöbe (klöben), geklöben (Wurzel klub in dem sel-teneren kliebe, klob, d. h. spalten), geschöben, löben (Wurzel lub in liebe), geschöben, verlören, gefrören, geflöhen (sämmtlich von bekannten Wurzeln mit dem Wurzelvocale u) u. a.

ö, der Umlaut des vorigen, ist häufiger als im Mittelhochdeutschen. Wir haben ö von wurzelhaftem u z. B. in flöckchen (Wurzel flug vgl. fliegen), tröpfchen, tröpflein (Wurzel truf in

triefen), löcher (Wurzel luch), fröste, frösteln (Wurzel frus in frieren); löblich (mittelhochdeutsch lobelich, löbelich; Wurzel lub in lieb, g-laub-en), u. s. f.

Das ö hat auf Kosten des ü breiteren Boden gewonnen durch Analogie in der Conjugation; so haben wir es jetzt in söffe, tröffe, schöße, genöße, röche, kröche, sötte u. s. f., für älteres mittelhochdeutsch süffe, trüffe, schütze, rüche, krüche, süte u. a., und mit der Dehnung zu ô in zöge, flöge, böte, schöbe, verlöre, flöhe u. a., für älteres züge, vlüge, büte, schübe, verlür(e), vlühe. In den Mundarten finden sich hier und da noch diese alten Formen heibehalten.

iu, der echte Steigerungslaut erster Stufe von u, ist neuhochdeutsch eu; schon frühe findet sich nämlich das i von iu zu e gerührt, ein uns bereits wohlbekannter Lautwechsel, dessen Eintritt hier wohl ohne Zweifel durch das dunkle u veranlaßt ist, dessen Laute das e näher steht als i, zugleich wandelte sich u in ti, denn dieses, nicht u, hört man bei der Aussprache von eu. Aus diesem Grunde haben manche eu für eu schreiben wollen, welche überflüssige Vermehrung unserer ohnedieß allzu zahlreichen Buchstaben mit Bezeichnung oberhalb der Linie mit Recht keinen Eingang findet. Veraltet sind viele eu = iu in der Conjugation, wie in den schönen Formen beut, fleugt, kreucht, fleußt, treuft u. s. f., mittelhochdeutsch biutet, vliuget u. s. f., für das jetzige bietet, fliegt, kriecht, fließt, trieft u. s. f.; erhalten jedoch ist eu = iu z. B. in leuchten, mittelhochdeutsch liuhten (vgl. licht für lieht, löhe Wurzel luh), leumund (mittelhochdeutsch liumunt, Wurzel lu aus hlu hören, und daher auch verleumden = verleumunden; -mund für älteres -mun, men ist bloße Endung), bleuen (schlagen, mittelhochdeutsch bliuwen, nicht bläuen, da es mit blau nichts zu schaffen hat) u. a.

ie, die Brechung von iu, ist neuhochdeutsch in der Schrift beibehalten, wird aber wie i ausgesprochen (woher sich die Vermischung des gedehnten i mit ie erklärt), also fließen, kriechen, triefen (Wurzel fluß, kruch, traf) u. s. f.

Nur in dem Worte je, mittelhochdeutsch ie, ist im Neuhochdeutschen die Aussprache und Schreibung je eingetreten, wodurch es nun weit abgerückt ist von dem aus ie und der Negation gebildeten nie, so wie von immer (mittelhochdeutsch iemer, aus ie und mēr),

während jemand (mittelhochdeutsch iemen) und jeglich (ieglich) je haben.

In licht, fichte, dirne, wo wir Verkürzung eintreten ließen (vgl. S. 169), steht i für älteres ie: lieht (Wurzel luh vgl. leuchten, löhe), fiechte (vgl. *πεύκη*), dierne (Wurzel du, dienen, woher die-nen, die-nst).

Das falsche trügen kann noch durch das richtige triegen (wie fliegen, flog) ersetzt werden, dagegen ist das eben so wenig richtige lügen für liegen eingewurzelt.

Von ie, dem Zusammenziehungsvocal, wird später die Rede sein. Wir werden auch dieses ie zu i verkürzt finden.

In den meisten Fällen ist es leicht zu wissen, ob man ie oder i zu schreiben hat, nämlich überall da, wo neben ie noch ein Vocal der u-Reihe erscheint, ist ie berechtigt, überall aber, wo ein Vocal der i- oder a-Reihe in derselben Wurzel auftritt, ist nur i zu schreiben, es müste denn alte Zusammenziehung vorliegen (s. S. 157, wie z. B. halte, hielt aus *heihalt). Man wird z. B. leicht wissen können, daß riechen, fließen, kriechen, triefen, liecht u. s. f. mit ie zu schreiben ist (riecken wegen rauch geruch, kriechen wegen kreucht, triefen wegen traufe treuft, liecht wegen leuchten u. s. f.); aber es ist z. B. nur richtig gibt, nicht giebt (geben, gab, gæbe), list nicht liest (wegen las, læse) u. a. Viele andere Worte sind aber natürlich weniger leicht ihrem Wurzelvocale nach erkennbar, und diese muß man sich merken. Diesem Zwecke dient das Verzeichniß des Anhanges (III. 1). Muß man doch in der üblichen Schreibweise noch viel mehr bloß „merken“, da ihre Willkür durchaus nicht auf den Gesetzen und dem Wesen der Sprache selbst beruht.

ü, jener die U-Reihe störende Vertreter von iu, ist durchaus zu au geworden, ein mir lautphysiologisch noch eben so unbegreiflicher Uebergang, wie der von i zu ei (s. o. S. 183; auch dieß findet sich schon im Mittelhochdeutschen in österreichischen Handschriften), z. B. mittelhochdeutsch sūfen, neuhochdeutsch saufen (Wurzel suf); mittelhochdeutsch sūgen, neuhochdeutsch saugen (Wurzel sug); mittelhochdeutsch lūt, neuhochdeutsch laut (Wurzel hlu) und so überall. Nur ü schließt sich nicht an das Mittelhochdeutsche gedehnte dū an, sonst würde es dau lauten (thou

englisch), sondern an das ältere, auch mittelhochdeutsch gebräuchliche *du*, von dem es dann Dehnung ist; auch neuhochdeutsch kommt übrigens *du* mit kürzerem *u* vor, wenn nämlich kein Satzton darauf ruht.

Vor *r* schiebt sich nach *au* ein *e* ein; mittelhochdeutsch *sür*, neuhochdeutsch *sauer*; mittelhochdeutsch *mür*, neuhochdeutsch *mauer*; mittelhochdeutsch *schür*, neuhochdeutsch *schauer* u. f. f. Wie leicht dieser Zwischenlaut zwischen *au* und *r* gleichsam zur Vermittelung sich einstellt, fühlt man recht deutlich, wenn man sich bemüht, z. B. *schaur*, *maur* ohne denselben hören zu lassen.

Umlaut des *ü* ist *iu*, neuhochdeutsch *äu*, im Klange völlig dem *eu* gleich, aber in den meisten Fällen deshalb von ihm geschieden, weil man sich seines Ursprunges aus *au* (= *ü*) erinnert, z. B. *läuten* (von *laut*, mittelhochdeutsch *liuten* von *lüt*), *kräuter* (von *kraut*, mittelhochdeutsch *kriuter* von *krüt*), *zäunen* (von *zaun*, mittelhochdeutsch *ziunen* von *zün*) u. f. f. *Säure* (von *sauer*, mittelhochdeutsch *siure* von *sür*) ohne das eingeschobene *e*, aber *gemäuer* (von *mauer*, mittelhochdeutsch *gemiure* von *mür*) u. a. zeigen dasselbe *e*, wie die nicht umgelauteten Worte, bei denen es in seltenen Fällen ebenfalls nicht vorhanden ist (z. B. *saurig*, *Baur* als Eigennamen).

ou ist neuhochdeutsch *au* und dadurch in übelster Weise mit *au* = *ü* vermischt, was keine Mundart thut, ganz so wie wir dieß bei *ei* = mittelhochdeutsch *ei*, und *ei* = mittelhochdeutsch *i* fanden (S. 183 f.); z. B. *traufe* (mittelhochdeutsch *troufe*, Wurzel *truf*), *staub* (mittelhochdeutsch *stoup* vgl. *stieben*, Wurzel *stub*), *erlaub-e* (mittelhochdeutsch *erloube*, Wurzel *lub* vgl. *lieb*), *g-laub-e* (mittelhochdeutsch *ge-loub-e* von derselben Wurzel), *frau* (mittelhochdeutsch *vrou*, *vrouwe*, Wurzel *fru*), *tauge* (mittelhochdeutsch *toue*, Wurzel *tug* vgl. *tug-ēnd*), *rauch* (mittelhochdeutsch *rouch*, Wurzel *ruch* vgl. *riechen*) u. f. f.

Durch Verlust der ursprünglichen Vocalwechsel sind manche *ou* im Neuhochdeutschen verloren, nämlich die im Singular des Präteritums wie *vloue*, *trouf*, und andere Formen der Art, welche neuhochdeutsch *siög*, *troff* u. f. f. lauten.

öu ist Umlaut von *ou*, es lautet neuhochdeutsch *äu* als Umlaut von *au* (= alt *ou*). Wie neuhochdeutsch *au* = mittelhochdeutsch

ü und au = mittelhochdeutsch ou, so ist nun auch neuhochdeutsch äu = mittelhochdeutsch iu und äu = mittelhochdeutsch öu strenge zu sondern. Das echte äu (= öu) haben wir z. B. in stäublein (mittelhochdeutsch stöubelîn), fräulein (vröuwelîn), äuglein (öugelîn, von auge, mittelhochdeutsch ouge), träume (Plur. zu traum, mittelhochdeutsch troum) u. s. f. Wo die Etymologie weniger klar ist, wird hier häufig eu geschrieben, so stäts im Auslaute, wie in heu, streu (mittelhochdeutsch höu, ströu), freuen (mittelhochdeutsch vröuwen, Wurzel fru), streuen (ströuwen); eine Schreibung, die auch dem Mittelhochdeutschen keineswegs fremd ist. In ereignis, ereignen schreiben und sprechen wir ei für das allein richtige äu. Eräugnis, althochdeutsch aroucnissi, er-äugnen, nach dem Substantivum aus mittelhochdeutsch er-ougen gebildet, sind nah verwandt mit mittelhochdeutsch ouge, neuhochdeutsch auge, und bedeutet das Verbum erougen, wie das einfache ougen „vor Augen bringen, zeigen“. Mit „eigen“ (*proprius*) haben ereignis und ereignen gar nichts zu schaffen.

Der neuhochdeutsche Laut eu oder äu (im Klange völlig gleich und nur in der Schreibung verschieden, wie e und ä) hat also dreierlei etymologische Bedeutung: 1) er entspricht dem alten ersten Steigerungslaute der U-Reihe, nämlich iu; 2) er ersetzt das iu, welches durch Umlaut aus ü entsteht (neuhochdeutsch äu aus au); 3) er ist der Umlaut des zweiten Steigerungslautes der U-Reihe, des ou (neuhochdeutsch au) und entspricht also mittelhochdeutschem öu.

ö und sein Umlaut œ sind neuhochdeutsch als ö und ö geblieben: röt, röete, neuhochdeutsch eben so röt, röte (Wurzel rut); vlöz, vloze, neuhochdeutsch flöz, flöze (Wurzel fluß) u. s. f.

Viele ö sind zu o verkürzt; in der Conjugation geschah dieß wohl nicht ohne Einfluß der Analogie (des Plur.), wie z. B. in floß als Präteritum zu fließen, mittelhochdeutsch vlöz — Plur. floßen, mittelhochdeutsch vluzzen — neben flöz, dem Substantivum, oft aber fand solche Kürzung auch entschieden durch Einfluß der folgenden Consonantenlaute statt, wie in schloß, schloße, genosse, amboß, hochzeit, ~~korber~~ (S. 169), rost (aber z. B. tröst mittel- und neuhochdeutsch), mittelhochdeutsch slöz, slöze, genöz, aneböz (mittelhochdeutsch biuzen; bözen „schlagen“, aneböz ist

also wörtlich „Aufschlag“), höchzit, lörber, röst. Eben so verkürzt wird dann auch der Umlaut des o, z. B. schlößchen, rösten.

Die durch Zusammenziehung nach Consonantenausstoß entstandenen Vocallaute werden im Neuhochdeutschen ebenso behandelt, wie die gleichlautenden, durch Vocalsteigerung und Einwirkung benachbarter Laute entstandenen. So ist das häufige und wichtige mittelhochdeutsche ie im Neuhochdeutschen ebenfalls geblieben (wie das aus iu durch Brechung entstandene ie) z. B. hiez, stiez, liez, briet u. s. f., neuhochdeutsch hieß, stieß, ließ, briet u. s. f. Auch hier ist vor zwei Consonanten Kürzung des ie in der Aussprache eingetreten, wie in fieng, gieng, hieng, mittelhochdeutsch vienc, gienc, hienc, und in Folge dieser kurzen Aussprache des Vocals wird in störender Weise fing, ging und hing geschrieben, wodurch diese Worte ganz und gar das Ansehen von Perfectformen einbüßen. Wollten wir unsre Sprache rein dem Laute nach, phonetisch, in der Schrift darstellen, dann müßten wir auch hīs, schtēt, weksel u. s. f. anstatt hieß, steht, wechsel schreiben. Niemand wird dieß wollen; man trachte also nach einer der Abstammung der Worte möglichst Rechnung tragenden, richtigen, geschichtlichen Schreibung, natürlich ohne in dieser Richtung über die durch die Veränderung der Sprache gezogenen Grenzen hinaus zu gehen und etwa ins Mittelhochdeutsche zurück zu greifen.

Zu besserer Uebersicht dieser ziemlich verwickelten Verhältnisse lassen wir nochmals die Vocalreihen, in denen das innerste Leben unserer Muttersprache beruht, hier Platz finden, dießmal in der Anordnung, daß von den neuhochdeutschen Vocalen zum älteren, regelrechteren, einfacheren zurückgegangen wird. Im Neuhochdeutschen und Mittelhochdeutschen sind die von Lautgesetzen nicht afficirten Vocale, die Grundformen der Reihe, durch den Druck hervor=gehoben.

A-Reihe.

	Zweite Schwächung.	Erste Schwächung.	Grund- vocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Neuhochdeutsch	i, e, é, ê	u, ü, ö, ö, o, o	a, e, é, ê, ê, ö, ö	a, a, ô, â, ê, é, u, ü	a, a, ô, â, ê, é, u, ü
Mittelhochdeutsch	i, ü	u, ü	e	â, æ	no, ðe
Deutsche Grund- sprache	i	u	a	â	ô
Indogermanische Ursprache	fehlt,	fehlt,	a	aa (â)	âa (â)

es gilt dafür noch der Grundvocal.

I-Reihe.

	Grund- vocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Neuhochdeutsch	i, e, é	ei	ei, é
Mittelhochdeutsch	i, ê	i	ei, é
Deutsche Grund- sprache	i	ei	ai
Indogermanische Ursprache	i	ai	ai

U-Reihe.

	Grund- vocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Nhb.	u, ü, o, ö, ö	eu, ie(i), au, äu, äu	ou, öo, öö
Mhb.	u, u, o, ö	iu, ie, ü, ou, ou	ö, ö, æ
Deutsche Grund- sprache	u	iu	au
Indogerm.	u	au	âu

Die Verküchtigung der Endsilben in e ist natürlich so geblieben wie wir sie im Mittelhochdeutschen schon fanden, nur ist durch die nunmehr ausnahmslose Länge aller Stammsilben zwei- und mehrsilbiger Worte die reiche Mannigfaltigkeit der mittelhochdeutschen Tonverhältnisse verschärzt. Während Hochton und Tiefston bleiben, ist jetzt der Unterschied von tonlos und stumm geschwunden; anstatt edel gilt nun êdel u. s. f. Die Länge der vorhergehenden Stammsilbe hat aber keinen kräftigenden Einfluß mehr auf das e der folgenden Silbe, vielmehr ist ein eigenthümlicher Rhythmus in der Betonung eingetreten, der Art, daß von zwei Silben mit e in der Regel die der Tonsilbe folgende Silbe als die schwächere gilt; Worte wie größere, andere, dunkle u. s. f. haben in der Poesie nunmehr trochäischen Fall: größerè, anderè, dunkelè, êdelè, offnenè, hesterè, fütteretè, sammeltè, schändetèn, bêserèm u. s. f. So kommt es, daß, wo die Natur der Consonanten es begünstigt, oft das erstere dieser e (das nach mittelhochdeutschem Gesetze gerade das stärkere, das tonlose wäre) ausfallen kann und in manchen Fällen regelmäßig ausgeworfen wird: andre, dunkle, êdle, offne u. s. f., im Verse auch größerè und ähnliches. In anderen Fällen haften dagegen beide e; so sagt man z. B. nur festere, bêlere, hintere, vordere u. s. f. Nicht selten, besonders vor n, weniger vor m, fällt jedoch mit Vorliebe das zweite e aus; neben größeren, dunkelen, festeren, anderen, vorderen u. s. f. gilt größern, dunkeln, festern, andern, vordern u. s. f., aber kein êdeln (bei vorausgehendem n, wie in offnen; versteht sich die Unmöglichkeit des Ausstoßens des zweiten e von selbst). Formen wie größerem, anderem können zu größerm, anderm verkürzt werden, doch ist dieß wenig beliebt; aus êdelem, offenem, dunkelem u. a. kann aber nur ein êdlem, offnem, dunklem u. s. f. werden. Bei Substantiven wie kindern, eicheln, sind die vollen Formen, wie kinderen, eichelen unerhört, was sich schon aus dem Mittelhochdeutschen ergibt; ebensowenig bräuchlich sind kindren, eichlen. Auch in diesen Dingen ist also Schwanken an die Stelle der im Mittelhochdeutschen wohlthuenden Regel getreten. Für die Prosa ist es am gerathensten, die noch nicht völlig geschwundenen e sämmtlich zu schreiben (also andere, anderen, anderem u. s. f.) und dem Leser die ihm mundrechte Aussprache zu überlassen. Die bereits

völlig geschwundenen e lasse man aber auch in der Schrift weg, die durch Formen wie er stößet, er läßet, ißet u. dergl. ein steifes und pedantisches Ansehen gewinnt. Was niemand mehr spricht, darf man auch nicht schreiben, wofür nicht (wie in gieng, hieng; sieng) geradezu zwingende Gründe für die historische Schreibung vorhanden sind.

Anstatt des unterschiedslosen e finden wir i erhalten in den Worten nachtigall, bräutigam, ersteres mittelhochdeutsch nachtegal, althochdeutsch nachtigala d. i. „Nachtfängerin“, zusammengesetzt aus nahti und gala „singend“ (zu einem schon mittelhochdeutsch nicht mehr gebräuchlichen Verbum galan, Perfectum guol „singen“ gehörig); letzteres mittelhochdeutsch briutegome, althochdeutsch brätigomo aus briuti von brüt „Braut“ und gomo „Mann“ (gotisch guma, lateinisch homo), wörtlich also „Mann der Braut“.

Bemerkenswerth ist das a für e in nachbar für nachber, wie mundartlich und meist im gewöhnlichen Leben gesprochen wird, nach gewöhnlicher Abschwächung aus mittelhochdeutsch nächgebür, nächbür, althochdeutsch nähgibüro (bür ist einer der angesiedelt ist, „Bauer“; näch ist unser näh, nachbar also „ein in der Nähe Wohnender“); mōnat für mōnet, mānet der Mundart, mittelhochdeutsch mānet; heimat für heimet der Mundart, mittelhochdeutsch heimuot, mittels -uot gebildet von heim (Heimat, Haus) während das auf ähnliche Art gebildete armūt, mittelhochdeutsch armuot, das ū behielt, weil man fälschlich eine Zusammensetzung mit mittelhochdeutsch muot, neuhochdeutsch mūt, in dem Worte fand; eidam, mundartlich und mittelhochdeutsch eidem, althochdeutsch eidum und in dem oben schon erklärten bräutigam, wo das a ebenfalls nicht ursprünglich ist (mundartlich in Franken bräukum aus *bräutkum mit dem alten u).¹

Den Apostroph für ein aus- oder abgefallenes e zu setzen ist überflüssig und störend. In Fällen wie „Goethe's Werke, die Alba's“ ist der Apostroph geradezu falsch, denn hier ist nichts ausgefallen.

¹ Zu diesem i und a für e vgl. Entsprechendes in der nordfränkischen Mundart Sonnebergs in meinem Volkstümlichen aus Sonneberg S. 28.

II. Von den Consonanten.

Wir wenden uns zu den Consonanten.

Einiges Allgemeine müssen wir der, wenn auch noch so geringsten Betrachtung der mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Consonanten vorausschicken. Wir können hier weit kürzer sein als bei den Vocalen, da die Consonanten viel weniger beweglich sind als die Vocale, in denen ja das gesammte Wesen der die Sprachen höchster Form auszeichnenden Flexion allein beruht.

Die Consonanten¹ zerfallen vor allem in zwei durchaus verschiedenartige Gruppen, in die momentanen oder explosiven, d. h. in solche, die nach vorhergänglichem völligen Verschlusse des Organs durch das Öffnen desselben entstehen und deren Aussprachzeit, einem Punkte vergleichbar, keine Dauer besitzt und keine Dehnung zuläßt; diese Consonanten sind k, g; t, d; p, b. Die andern Consonanten sind einer nur durch die Athmungsverhältnisse beschränkten willkürlichen Dauer der Aussprache fähig, da sie nicht durch völligen Verschuß, sondern nur durch eine gewisse Verengung des Organs bedingt sind, so z. B. kann man sss zwischen so lange man will, ebenso sch; ganz so lassen h, ch, j, f, w, n, m; l, r. eine Dauer der Aussprache zu. Diese sämmtlichen zuletzt angeführten Consonanten sind also Dauerlaute. - Sowohl die momentanen als die Dauerlaute können mit und ohne Zuthun von Stimmton gesprochen werden; die letzteren nennt man *stumme* (*Tenuis*), die ersteren *tönende* (*Mediae*). So sind k, t, p stumme momentane Laute, g, d, b tönende. Die Dauerlaute, die nicht durch die Nase gesprochen werden, sind *Spiranten*; ch, z, sch, f sind stumme Spiranten, j, s, w und wohl auch h, tönende (~~es~~ tritt im Mittelhochdeutschen wenigstens als stummer Laut dem h als tönendem gegenüber f. u. die Auslautsregel). Die Nasale wie n, m und das vom gewöhnlichen verschiedene n vor g und k (wie in *enkel*, *langer*), für welchen ganz eigenthümlichen Laut unsere Schrift kein besonderes Zeichen hat, sind ebenfalls tönend. r und l, in manchen Sprachen verschiedenartig, bilden ebenfalls

¹ Eine Zusammenstellung derselben mußten wir bereits oben S. 139 geben.

eine besondere Classe von Lauten, sie sind gleichfalls mit Stimmton versehen, also tönend.

Diese Einteilung nach der Art der Aussprache wird gekreuzt von der nach dem Orte der Hervorbringung der Laute. So werden p, b, f, w, m an dem vordersten Theile des Mundrohres hervorgebracht, sie heißen deshalb Lippenlaute, Labiale; p ist also der momentane stumme Lippenlaut, b der momentane tönende Lippenlaut, f der labiale stumme Spirant, w der labiale tönende Spirant, m der labiale Nasal (u ist dazu der labiale Vocal). An den Zähnen gebildet werden die Zahnlaute, Dentale, nämlich t momentan stumm, d momentan tönend, z starke stumme Spirans, s vor Vocalen tönende Spirans, im Auslaute und vor stummen Consonanten aber stumm, doch stets schwächer als z zu sprechen, n Nasal. Hinter den Zähnen gebildet werden die sogenannten Linguallaute, von denen wir im Deutschen nur sch, die stumme Spirans, haben, und ferner, gewöhnlicher Aussprache nach, auch r und l.¹ Am Gaumen gebildet wird nur die tönende Spirans j, welche also der einzige palatale Consonant des Deutschen ist (i ist palataller Vocal). In der Kehle endlich entstehen die beiden Explosivlaute k, g, ersterer stumm, letzterer tönend, die Spiranten ch und h und der Nasal n (vor k, g; guttural ist auch a); diese Laute sind also sämmtlich Kehllaute, Gutturale.

Aspiraten sind momentane Laute mit nachschlagendem Hauche; leicht verdichtet sich dieser Hauch zur Spirans des Organs des vorhergehenden Stimmlautes; wir haben an solchen Doppellauten nur pf und z (= ts); keh war aber einst ebenfalls vorhanden.

qu = kw ist nicht als ein Laut, sondern als zwei zu betrachten.

So viel zur Ergänzung des S. 139 f. vorläufig Angeführten.

In den Consonanten zeigt sich im Deutschen ein merkwürdiges Schwanken, eine Gleichgiltigkeit des Sprachgeföhles gegen die feineren Lautabstufungen derselben, die ebenso gegen die hohe Entwicklung des deutschen Vocalismus als gegen das scharfe Gefühl namentlich unserer östlichen Nachbarn, der Slawen und Letten, für consonantische Laute abtödt. Von vielen Deutschen werden

¹ Dialektisch hört man r und l auch in der Kehle gesprochen; andere Völker kennen auch am Gaumen gesprochenes r und l u. s. f.

heutzutage t und d, p und b, k und g, g und ch, ja sogar j und g gemischt und verwechselt; ein ähnliches Schwanken ist in früheren Epochen unserer Sprache bereits bemerkbar. Durch die Lautverschiebung (s. o. S. 96 f.) ward der Consonantismus des Deutschen aus Rand und Band gebracht. Schon durch die erste Verschiebung, die in der deutschen Grundsprache stattgefunden hat, werden ursprünglich identische Consonanten getrennt, indem die Verschiebung bald eintrat, bald nicht, oder sonstige Abweichungen von deren eigentlichem Gesetze sich geltend machten; die hochdeutsche Verschiebung brachte neue Abweichungen zu den schon bestehenden hinzu, und so ward das Sprachgefühl für die consonantischen Lautverhältnisse in mancher Beziehung verwirrt und geschwächt. Hier findet sich demnach mancherlei Schwanken; so findet sich bisweilen der nicht verschobene und der verschobene Laut neben einander, wie mittelhochdeutsch wære und wërch (Werk), schalk und schalch (Knecht, böser Mensch) u. s. f., oder es schwanken sonst die Laute, wie man z. B. warf sagte, aber scharpf (scharf), wie neben dem allein richtigen diutisch, diutsch (deutsch, von diet, gotisch thiuda, Volk, volkmäßig, volkstümlich d. h. eben „deutsch“) sich tiutsch und tiusch findet, an welche unrichtigen Formen sich die gehalten zu haben scheinen, die in besonders patriotischem Sinne „teutsch“ schrieben und zum Theile noch schreiben, wodurch sie eben so sehr Unkenntnis ihrer Muttersprache als Willkür der allgemeinen Aussprache gegenüber bekunden. Solcher Schwankungen in der Schrift und demnach auch im Laute finden sich im Mittelhochdeutschen reichlich; wie ja auch jetzt, wie bemerkt, vielerlei Schwanken in der Aussprache der Consonanten zu hören ist.

Anderes hat sich festgesetzt und zur Regel erhoben (vgl. S. 98). So ist z. B. z und z ursprünglich einerlei, nämlich t, aber in gewissen Lagen (so z. B. stets im Anlaute) gilt z, in anderen z; namentlich wo im Urdeutschen j auf t folgte, gilt z oder vielmehr dessen Verdoppelung tz. So sagt man ezzen, urdeutsch und gotisch itan, aber etzen (unser. atzen, ätzen, meist vom Vogel gesagt, „essen machen“), urdeutsch und gotisch atjan; so steht neben weiz, wizen das Femin. witze (Verstand, Weisheit); man vergleiche ferner heiz und hitze, sweiz und switzen; sitzen (wo schon das i vom einstigen j Zeugnis ablegt, Grundform sitjan; ohne das j würde das Wort sèzzen zu lauten haben), Präter. saz;

schiezen und schütze und nicht wenige andere. Wie *z* und *z* (*tz*), so verhält sich *f* und *pf*; man vergleiche *sliesen* (schließen *z. B.* in ein Gewand) neben *slupfen*, *slüpfen*; *slifen* (hinabgleiten) und *slipfen* (letztere sind die intensiven Verba); *süfen* (saufen) und sein Intensivum *supfen*; *triefen* und *tropfe*, *schaffen* und *schepfære* (unser *schöpfer* ist ebenso wie *schöpfen* nebst nicht wenig andern Worten aus *schepfer*, *schepfen* entstellt) u. a. Ebenso stehen *ch* und *ck* (für älteres *ech*, sprich *k-ch*) zu einander *z. B.* in *wachen* (urdeutsch und gotisch *wakan*) und *wecken*, dem Causativum dazu (urdeutsch und gotisch *wakjan*); *bachen*, (*büoch*, *gebachen*, jetzt *backe*, *buk*, *gebacken*) und *becke* (jetzt *becker*); *brächen* und *brocke* (und dazu unsere Verba *einbrocken*, *bröckeln*, mittelhochdeutsch *brücken*) u. a. Ähnlich verhält sich *g* und *ck* in *vliegen* und *vlücke* (*flügge*) nebst *vlocke* (*flocke*).

In der Conjugation wechselt nicht selten *h* mit *g*, *d* mit *t*, *z. B.* *slahe* (*schlage*), aber *sluoc* (für *sluog*), Pluralis *sluogen*, Partic. *geslagen*; *snide* (*schneide*), aber Präter. *sneit*, Plur. *sniten*, Part. *gesniten*; *siude* (*siede*), *sôt*, *suten*, *gesoten* und andere dieser Art.

Nach *l*, *m*, *n* kann inlautend jedes *t* zu *d* werden: *konde* (*konnte*), *wolde* (*wollte*), *rümde* (*räumte*) u. s. f.

j und *w* sind im Mittelhochdeutschen vielfach ausgefallen, ersteres macht sich am Umlaut (vgl. S. 144 flg.) fühlbar, wie *z. B.* *etzen* aus *atjan*, *setzen* aus *satjan*, *nennen* aus *namnjan* (von *name*, Stamm *namen*) u. s. f., oder an der Aufhebung der Brechung (vgl. S. 143), wie *z. B.* in *sitzen*, Grundform *sitjan*. Inlautend geht *j* vor *i* in *g* über, *z. B.* *ich gihe* (*sage*, *bekenne*; jetzt verloren, außer in *beichte*, mittelhochdeutsch *bihte*, aus *bi-gihte*), aber Präter. *jach*, Infinit. *jehen*; *gise* (*gähre*, *schäume*), Präter. *jas*, Infinit. *jesen*; so erklären sich die jetzigen Formen *gären* und *jären*, *gischt* und *jischt*, die man beide hört; die Schrift hält am *g* fest, die Mundart läßt oft das *j* hören; ebenso verhält es sich mit *jäten* und dem seltener gehörten *gäten*, mittelhochdeutsch *ich gite*, *ich jat*, *gejäten*.

s wird ohne feste Regel im Inlaute zwischen Vocalen und anlautend nach einem Vocale häufig zu *r*; eine Erscheinung, die auch in andern Sprachen sich zeigt (*z. B.* im Lateinischen *majores* für *majoses*, *arbor* für *arbos* u. s. f.); so heißt es *ich was*

(jetzt aber schon ich war), aber wir wären, aber nur ich las, wir läsen; verliessen (jetzt verlieren; vor t bleibt natürlich s; verlust), aber verlorn; genäsen, genas, genäsen, seltener genären, aber im Causativum nur nern (Grundform nasjan „genesen machen, heil, gesund machen“) u. s. f. Man hat also sorgfältig zweierlei r zu sondern, das alte ursprüngliche und das junge aus s entstandene; so hat z. B. wâr (verus) und war (Acht, Aufmerksamkeit, z. B. in war nehmen) mit wâren für *wâsen, Plur. zu was, Infinit. wâsen (sein) nicht das geringste zu thun.

Vor und nach einem anderen Consonanten wird im Mittelhochdeutschen nicht verdoppelt, also nenne, Präter. nante; decke, Präter. dacte; warte aus *wart(e)te, lühte aus *liuht(e)te u. s. f.

Das wichtigste, schon der deutschen Grundsprache eigene consonantische Lautgesetz des Inlautes, durch dessen Kenntniss uns der etymologische Zusammenhang vieler Worte erst klar wird, ist das folgende. Alle ursprünglich momentanen (S. 100) Laute gehen mit den ihnen folgenden dentalen momentanen Lauten stets über in die Spirans ihres Organs und t; also werden alle Labiale (ursprünglich p, b, ph) mit einem folgenden t, d oder th zu ft; alle Gutturale mit folgenden Dentalen zu ht, alle Dentale mit folgenden Dentalen zu st. So erklärt sich z. B. gift (Gabe, Gift) neben geben, Wurzel gab; haft von Wurzel hab; gruft von Wurzel grab; maht (Macht), mahte, mohte neben mac, mügen (können), Wurzel mag; dächte (dachte) neben denken, Wurzel dak; dächte (dächte) neben dunken (dünnen), Wurzel duk, Schwächung von dak; brächte (brachte) neben bringen, Wurzel brag; last neben laden, Wurzel lad; ich weiz, gotisch vait, aber dû weist, gotisch vaist, Präter. wiste oder wëste (unser wuste; das u ist Wirkung des vorhergehenden w, vgl. S. 140), Wurzel wiz; ich muoz (muß), aber Präter. muoste (mußte), Wurzel maz u. a. In diesen Fällen ist also die jetzt beliebte Schreibung „weist, wußte, mußte“ völlig falsch und sprachwidrig; diese Unformen, die mittelhochdeutsch weizt, wizte, muozte zu lauten hätten, verstoßen gegen die Regel unserer Muttersprache. Bei den Dentalen geschieht es aber nicht selten, daß die Lautwandlung noch einen Schritt weiter geht, daß nämlich das t sich dem vorhergehenden s gleich macht, so daß also aus Dental + Dental ein ss, oder, nach langen Lauten, s wird. So entsteht das häufige wësse, wisse neben

wëste, wiste, und das allein bräuchliche gewis, gewisser von derselben Wurzel (es ist ein altes Particp und steht also gewiss für *gewizt; die Schreibung „gewiß, gewißer“ ist demnach falsch; gewißen dagegen, Subst. Neutr., ist richtig, weil hier die Wurzel wiz, wiß rein, ohne ursprünglich folgenden Dental vorliegt); muose neben muoste u. a.

Späterer Vocalausfall ruft dieß Gesetz nicht hervor, es gilt nur beim alten unmittelbaren Zusammenstoß der genannten Consonanten. Es heißt also gibt, regt u. f. f. (nicht gift, reht), weil diese Worte für gibet, reget stehen. Doch finden sich Formen wie dahte für und neben dem regelmäßigen dacte, Präter. zu decken; blihte für blicte, Präter. zu blicken; schilhte für schicte; druhte für dructe u. dergl., ja sogar spriht für spricht aus spricht (3. Sing. Präs.) u. f. f.

Wie die mittelhochdeutsche Schrift durchaus der Aussprache Rechnung trägt und daher eine dem Laute angemessene ist, nicht eine nach theoretischen Grundsätzen festgestellte, sahen wir bereits mehrfach, so z. B. in dem Weglassen der Consonantenverdoppelung vor andern Consonanten. Dasselbe Princip macht sich im Auslaute geltend, wo man, wie jeder leicht an sich wahrnimmt, weder doppelte Consonanten noch Consonanten mit Stimmton versehen sprechen kann.

Im Mittelhochdeutschen findet demnach auslautend keine Verdoppelung statt, also z. B. ich izzo, aber Imperativ iz, blickes aber blic (Blick), schatzes aber schaz, wäfen aus wäfen(e)n (waffen) u. f. f.

Jeder tönende (mediale) Consonant wird auslautend in den ihm entsprechenden stummen (in die Tenuis) gewandelt), also z. B. grabes aber grap, grabe aber gruop, bades aber bat, tages aber tao; ch gilt als stummer Laut zu h: sehen, jehen, aber Präter. sach, jach; höher aber höch u. f. f. Wir behalten jetzt in der Schreibung die Media bei, das h lassen wir auslautend in der Aussprache schwinden, z. B. in sah. Nur hoch hat seine alte Form gerettet, beim Volke hört man bekanntlich auch schüch, mittelhochdeutsch schuoch (Genitiv schuohes) und anderes der Art. Für k wird im Auslaute c; für v aber f geschrieben; dieß ist jedoch nur graphisch und hat nicht in der Aussprache seinen Grund.

w fällt im Auslaute hinweg, daher mël, Genitiv mëlwes (Mehl); gar aber garwer (gar, bereit); blâ (blau), grâ (grau), aber blâwer, grâwer (vgl. S. 156); snê (Schnee), Genitiv snêwes; bliuwe (bleue, schlage), Präter. blou u. a. Auch vor Consonanten schwindet w, z. B. gerwen (bereiten, gar machen), Präter. garte (iwre, iwren lies iure, iuren, vgl. S. 155 flg.).

Der Consonantismus des Neuhochdeutschen weicht in der gesprochenen Sprache, d. h. in der Sprache selbst, viel weniger von dem des Mittelhochdeutschen ab, als dieß in der Schrift, in den geschriebenen Buchstaben der Fall ist.

Einige stark in die Augen fallende Abweichungen des neuhochdeutschen Consonantismus von dem des mittelhochdeutschen sind nur graphischer Art und berühren die Aussprache gar nicht, nämlich die im Neuhochdeutschen beliebte Verdoppelung der Consonanten vor anderen Consonanten, das th für t, und die im Neuhochdeutschen auch im Auslaute geschriebene Media, nebst der ebenfalls jetzt im Auslaute bewahrten Verdoppelung.

Die Verdoppelung von Consonanten vor anderen Consonanten, z. B. brennt, nimmt, stellt, irrt, rückt, verlegt, ist überflüssig; es ist rein unmöglich, Doppelconsonanten anders als vor Vocalen hören zu lassen. Man strebe also darnach, diese unnütze Raum- und Zeitverschwendung abzuschaffen. Warum nicht: brennt, stellt, irt, rückt, verlegt u. s. f.? Einen Einwurf wird man vor allem gegen diese Schreibweise erheben. Eine Menge von verschiedenen Worten fällt dann in der Schrift zusammen, weil die langen Vocale von den kurzen in der Schrift nicht geschieden sind, z. B. stilt = stillt und stiehlt (da wir ja auch kein falsches ie und kein Dehnungs-h schreiben wollen), fult = füllt und fühlt, röslein = Röslein und Röslein, betbruder = Bettbruder und Bêtruder, sönchen = Sönnchen (Sonne) und Söhnchen (Sohn) u. s. f. Dieß ist wahr. Allein man schrieb früher ebenfalls fast nie Circumflexe über den langen Vocalen, wie sie unsere mittelhochdeutschen Ausgaben so reinlich und nett bieten, und verstand doch das Geschriebene; Geschriebenes und Gedrucktes hat ja einen Zusammenhang des Sages, einen Sinn, und jeder Vernünftige wird durch denselben auf das Rechte geleitet. Freilich auf den ersten Blick nimmt unser ungewohntes Auge Anstoß an solcher Schreibung, dieß ist aber eben reine Gewohnheitsache und würde sich leicht verlieren.

Wirkliche Unverständlichkeiten sind nicht zu befürchten. Ich spreche aus Erfahrung, da ich seit Jahren mir eine nach den Grundsätzen des Mittelhochdeutschen durchgeführte Schreibung des Neuhochdeutschen zu eigen gemacht habe, durch die ich noch niemals weder bei mir, noch beim Leser Mißverständnis und Unklarheit hervorgerufen habe.

Setzen wir einmal den Fall, wir wären an eine vernünftige Schreibung unserer Sprache gewöhnt und schrieben z. B. ich neme, du nimst, er nimt, wir nemen u. s. f., und fänden auf einmal in einem Manuscripte „ich nehme, du nimmst“ u. s. f., würde uns dieß auch nur um ein Haar breit erträglicher vorkommen als die jetzt aus der Schrift verbannten monströsen Schreibungen, die ich oben (S. 172) anführte (ihedenn, vnnndt etc.)? Welche Mühe kostet es, ehe man dem Kinde, dem Ausländer alle Willkürlichkeiten und Verkehrtheiten unserer Schreiberweisheit einprägt! Die gereinigte vernünftige Schreibung läßt sich in wenige Gesetze fassen und die historischen Schreibungen des ie, ð (f. u.) durch klare Regeln dem Gedächtnisse einprägen; nebenbei wird zugleich die Einsicht in den Bau der Sprache außerordentlich gefördert.

Eine theils unnütze, theils geradezu unsinnige Verdoppelung ist ferner dt, dessen Aussprache allen Gesetzen der Sprache zuwider läuft und rein unmöglich ist; d muß vor t in der Aussprache nothwendig zu t werden, und da man nicht „gesantt, verwantt“ schreiben wird, so begnüge man sich mit gesant, verwant; doch mag dt als etymologische Schreibung noch eher geduldet werden, da sie in lädt (aus lädet von laden, aufladen; einladen bildet ladet) stattfinden muß. Hier hat dt doch noch einen etymologischen Grund, aber was soll man zu Erndte für ernste, Stadt für statt, todt für tot sagen, Worte, in denen die Schreibung dt nicht den mindesten Grund für sich hat? Ein stadet, tödet, erndete war nie vorhanden. Diese dt sind Reste jener Glanzepoche deutschen Jopfes in der Schreibung, als man noch standt, vnnndt, vndter u. s. f. schrieb. Auch sie wird die läuternde Zeit tilgen, die schon so reichlichen Wust glücklich beseitigt hat.

Eben aus dieser Zeit, die so viel Buchstaben als möglich aufs Papier zu bringen und so die Arbeit des Schreibens zu erhöhen und die Schrift, das Eigenthum der wenigen Bevorzugten, die ihrer kundig waren, von der jedem geläufigen gesprochenen Sprache nach

Möglichkeit zu trennen und als etwas ganz apartes hinzustellen bemüht war, stammt das wunderliche, noch dazu ganz inconsequent angewandte th. Warum schreibt man That aber tadel, roth, rotthe aber bot und bote u. s. f.? Früher schrieb man both, bothe, thischthuch (Tischtuch) und misgönnte das h auch anderen Consonanten nicht; man schrieb thlein, thener, ghrecht, rhuom (Ruhm), jetzt hat man außer einer Menge th von diesen wahrhaft lächerlichen Schreibungen nur noch „Rhein“ beibehalten. Wozu in aller Welt diese th? Fort auch damit. Die neuere Zeit läßt schon nicht wenige h nach t fallen (Blüte, bieten u. s. f.), und es gehört dieses h unter die ganz entschieden im Schwinden begriffenen Uebelstände unserer Schrift. Am besten gethan wäre es, gründlich mit diesen Nesten aufzuräumen.

In griechischen Worten ist dagegen th (nicht t, denn dieß ist = griechisch τ), sowie, um dieß gleich beizufügen, ph (nicht f, denn das griechische φ war kein f), ch (nicht k, dieß ist = griechisch χ) allein zu billigen. Wer z. B. Theater, Philosophie, Kritik schreibt, begeht eine moderne Barbarei, die man den Italienern u. a., denen sie besser ansteht als uns, überlassen möge. In lateinischen Worten bleibe man bei c, in griechischen bei k (z. B. defect, correct, nicht defekt, correctt, aber Akademie u. s. f.). Etwas anderes ist es mit ganz eingebürgerten Lehnworten, deren fremden Ursprung man nicht mehr fühlt, wie z. B. körper, Kanzel u. s. f.

Daß wir den inlautenden Consonanten auch im Auslaute beibehalten, ist eine Bequemlichkeit, bei welcher sich die etymologische Zusammengehörigkeit der Formen eines und desselben Wortes auch in der Schrift klar herausstellt, und die wir gewiß nicht gegen die phonetisch genauere Schreibung des Mittelhochdeutschen vertauschen möchten. Während man mittelhochdeutsch schrieb: bat, gruop, tac, nīn, blic u. s. f., schreiben wir bad, grub, tag, nimm, blick u. s. f., ohne (außer bei g, welches wir Süddeutschen im Auslaute wie ch aussprechen, während die Norddeutschen richtig z. B. tak hören lassen) wesentlich anders auszusprechen, als dieß im Mittelhochdeutschen der Fall war, da es sehr schwer ist, im Auslaute echte tönende Media und Verdoppelung hören zu lassen, und sich von selbst die Aussprache der Media als Tenuis, die der geminterten Consonanten als einfacher einstellt. Jene mittelhochdeutsche Genauigkeit der Schrift ist also nicht nöthig.

So viel über einige nur in der Schreibweise bestehenden Abweichungen vom älteren.

In der allmählichen Veränderung der Sprachlaute selbst begründet ist aber vor allem ein Punkt, der mit zu den am schwierigsten ins Reine zu bringenden gehört, nämlich das Zusammenfließen der Laute ß (mittelhochdeutsch z) und ss (bisweilen s) und ihre Scheidung in der Schrift. Es ist dieß ein ganz ähnlicher Fall, wie die in der Sprache eingetretene lautliche Einerleiheit von langem i und ie, während die Schrift beide, ursprünglich total verschiedenen Laute zu sondern hat, wenn man nicht etwa die allerdings barbarische, rein phonetische Schreibung der historischen vorziehen und hier überall i, dort überall ss schreiben will. Indes läßt sich hier wie dort dennoch die Sache bei einiger Aufmerksamkeit lösen. Die Länge oder Kürze des vorhergehenden Vocales hat natürlich gar keine Bedeutung, da ß (d. i. t, ursprünglich d) nach beiden stehen kann. Diese und andere Schulmeisterregeln, die mit der Sprache selbst in keinem Zusammenhange stehen, gehen uns hier nichts an. Verdoppelt wird das ß nie geschrieben, also kein Wasser, wie mittelhochdeutsch wazzer. ss ist im Deutschen ein seltener Laut, ß ein häufiger. Man darf sich also nur die paar Worte mit ss merken, und außerdem überall ß setzen, so wird man das rechte treffen. Der Anhang (III, 2) gibt das Verzeichnis der Worte mit ss und zur möglichsten Bequemlichkeit auch eines der Worte mit ß, ferner der Worte, in denen s und ß in in der Schreibung schwankt, und wo für s richtiger ß zu schreiben ist. Fremdworte wie casse, masse, pressen u. s. f. haben stets ss, da ß ein speciell deutscher Laut ist; wie bereits erwähnt, der hochdeutsche Vertreter eines älteren t (s. S. 100). Letzterer Umstand macht für Niederdeutsche oder solche, die des Holländischen oder Englischen kundig sind, die Sache leicht; wo die niederdeutschen Dialekte dem hochdeutschen Zischlaut den t-Laut gegenüber stellen, da ist ß zu schreiben, wo auch sie den Spiranten (Sibilanten) haben, da ist s am Platze, z. B. daß (auch als Artikel von rechts wegen so zu schreiben, nicht „das“), plattdeutsch dat, englisch that; laßen, plattdeutsch läten, englisch let; waßer, plattdeutsch und englisch wäter; eßen, plattdeutsch êten, englisch eat u. s. f., aber kass, englisch kiss; vermessen; plattdeutsch messen, englisch miss u. s. f. Eben diese gründliche Verschiedenheit von ss und ß

macht das Festhalten an der Scheidung dieser nunmehr gleichlautenden Elemente nöthig. Es ist weder auffallend noch schwierig, den organischen Unterschied von ss und ß in der Schreibung durchzuführen. Dagegen ist es unmöglich, das ß überall da wiederherzustellen, wo es durch s verdrängt ist. Der häufigste Fall ist die Endung des Nom. Acc. Sing. Neutr. der pronominalen Declination, gotisch z. B. ita, thata, blindata, mittelhochdeutsch ez, daz, blindez, neuhochdeutsch also eigentlich eß, daß (auch als Pronomen, Artikel), blindeß; die unzähligen Fälle der Art mit ß zu schreiben, wird man niemals geneigt sein. In auß, binße, erbße, kreiß u. f. f. scheint mir jedoch die Wiederherstellung des ß wohl thunlich.

Während uns hier im Neuhochdeutschen zwei ursprünglich völlig verschiedene und im Mittelhochdeutschen noch strenge geschiedene Bischlaute (Dentalspiranten) zusammenfielen, haben wir das ursprüngliche s in zwei Laute gesondert. Wir haben nämlich im Silben- und Wortanlaute vor andern Consonanten und ferner nach r anstatt des dentalen s das linguale sch eintreten lassen, das die Schrift aber nur vor n, m, l, r, w und nach r schreibt; vor t; p beläßt man in der Schrift das s, spricht aber folgerichtig sch aus. So haben wir im Neuhochdeutschen zwei sch, ein echtes altes, aus ursprünglich sk entstandenes, und ein unechtes neueres, einem Lautgesetze zufolge aus s hervorgegangenes. Niederdeutsche Mundarten, besonders die westphälische, die deshalb bekannt ist und von Nichtkennern ihrer Muttersprache lächerlich gefunden wird, haben den alten reinen Lautstand bewahrt; hier heißt es noch sniden, snell, snid, slagen, swin, wie stehen, sprechen (spreken), skön u. f. f., wofür wir schneiden, schnell, schmid, schlafen, schtehen, schprechen, schön (in diesem Worte ist also ein echtes, schon im Mittelhochdeutschen vorhandenes sch) nach consequentem Gesetze hören lassen. Nur die Schreibung ist unfolgerichtig, und wer schön, schneiden, schlagen u. f. f. neben sprechen, stehen zu sagen sich bemüht, der spricht einen unnatürlichen Mischmasch, der eben so wenig sprachlich begründet ist, als unsere Schreibweise. Hier ist es am besten, so zu reden wie uns der Schnabel gewachsen ist, entweder überall sch oder überall s. Die Künstelei führt auch hier, wie überall, nicht zur vermeintlichen Correctheit, sondern zur Sprachwidrigkeit. Nur ist

eben zu merken, daß das Festhalten am alten s nicht hochdeutsch, sondern niederdeutsch ist; wer hochdeutsch sprechen will, der muß schprechen, schtehen, schtechen u. s. f. sagen, so gut als schwein, schnell u. s. f. Fort also mit dem gouvornantemäßigen, uns widerstrebenden und der Sprache unangemessenen sprechen, stehen, stechen u. s. f. mit reinem s; die Schrift mag beim Hergebrachten bleiben, da sich die Aussprache von selbst findet. Nach r ist kirsche, hirsch, arsch (älter kirse, hürz, ars) in Schrift und Laut aufgenommen; wurst, durst u. a. besteht nur in der Schrift, in der Aussprache aber hört man ebenfalls folgerichtig wurscht, durscht.

Viel Einbuße hat h erlitten. Wir haben es in der Schrift zwar nicht allein festgehalten, sondern sogar durch eine Menge ungerechtfertigter Einschreibungen des diesem Hauchlaute als Zeichen dienenden Buchstaben ungebührlich vermehrt, seinen ihm zukommenden Laut haben wir ihm aber eigentlich nur im Wortanlaute gelassen (halten, aufhalten u. s. f.), im Inlaute aber zwischen Vocalen sprechen wir es gar nicht aus und lassen uns am Hiatus der beiden Vocale genügen (in spähen, höher, nähe u. s. f. lautet das h nicht, wohl aber z. B. in gehalten, beheben); vor t hat es vereinzelt dasselbe Schicksal, doch hat es in der Regel hier seinen Platz auch in der Aussprache behauptet, wie stets vor s, und erscheint dann, dieser gemäß, in der Schrift als ch; vor s wird h als k ausgesprochen. Im Auslaute ist es in der Regel verstummt, doch nicht durchgängig, und es lebt auch hier bisweilen als ch (s. S. 200) fort. Wir sprechen geschichte neben geschiht (sprich goscht, im Volke richtig geschicht); gesicht neben siht (sprich sit, im Volke sicht); nicht (für niecht, vgl. S. 191, im Volke nit, net u. s. f., mit Verkürzung und ohne h); schlacht, macht, nacht u. s. f., mittelhochdeutsch slacht, maht, naht u. s. f.; im Bairischen hört man auch geweicht (für unser geweigt, sprich geweit von weihen), im Tirolischen zechn (zehn, 10), stachl (stahl, Subst.) u. a. Ursprung des h und dieser Wechsel desselben mit ch verbieten durchaus die Auslassung des echten h in den Worten, wo wir es nicht auszusprechen pflegen.

Vor s spricht man das für h stehende ch wie k aus: drechseln, gesprochen drekseln (dræhseln von dræhen, dræjen, drehen); wechsel, gesprochen weksel, mittelhochdeutsch wêhsel;

wachs, gesprochen waks, mittelhochdeutsch wahs; wachsen, gesprochen waksen, mittelhochdeutsch waksen u. s. f. Die Aussprache wie k tritt vor st nicht immer ein, z. B. nächst, höchst (für nächst, höchst, vgl. näher, höher).

Im Auslaute sprechen wir z. B. nah wie nä, aber als Adverbium näch (dasselbe Wort in der bestimmten Bedeutung „nahe dahinter, hinter“); höch (neben höher, sprich höher); ältere Drucker bieten noch das jetzt nur mundartliche schüch (jetzt schüh, sprich schü); vih lautet mundartlich vich.

Seiner Entstehung nach ist h entweder aus der älteren Sprache beibehalten, wie in zehn (mittelhochdeutsch zēhen, althochdeutsch zēhan, gotisch taihun, deutsche Grundsprache tihan, lateinisch decem, griechisch δέκα u. s. f., indogermanische Grundsprache dakan); vih (mittelhochdeutsch vihe, althochdeutsch fihu, gotisch faihu, lateinisch pecu, Sanskrit paçu, indogermanische Grundsprache paku); zähre (aus der Pluralform, mittelhochdeutsch zaher, gotisch tagr, griechisch δάκρυ, indogermanische Grundform dakru) u. s. f.; oder h ist zwischen Vocalen aus j entstanden, wie in kühe, drehen, wēhen, blāhen, mittelhochdeutsch küeje, dræjen, wæjen, blæjen und mehreren anderen (säen wird merkwürdiger Weise ohne h geschrieben, mittelhochdeutsch sæjen); aus w ist h hervorgegangen in rühe, rühen, mittelhochdeutsch ruowe, ruowen; aus ch in gerühen, mittelhochdeutsch geruochen (bedacht sein auf etwas, sich um etwas kümmern, es gerne wollen, belieben), das also mit rühe, ruowe nicht verwandt ist, derselbe Stamm erscheint noch in verrucht (Partic. Präter. von verruochen, d. i. aufhören zu sorgen, sich zu kümmern, also „sorglos, der sich um Gott und Welt nicht kümmert“) und in ruchlos (sorglos, von ruoch, ruoche, Sorge, Rücksicht). Demnach steht h in diesen Fällen mit Recht auch dann, wenn ein Consonant folgt, z. B. weht, drehst, blähte, ruht, geruht.

Diese sprachlich berechtigten h hat man von dem unberechtigten, mit der Zeit zu tilgenden sogenannten Dehnungs-h (S. 170) zu sondern; zu diesem Zwecke braucht man sich nur die wenigen Fälle des echten h zu merken, alle übrigen h sind als neuere Eindringlinge zu betrachten und aus der Schrift zu verbannen, ebenso wie das noch befremdendere h nach t.

Wir haben im Anhange (III, 3) ein möglichst erschöpfendes

Verzeichnis der Worte mit echtem, historisch begründetem, aber nicht mehr gehörtem h gegeben; in allen anderen Fällen ist es also zu tilgen.

b und g schreiben wir der älteren Sprache gemäß, sprechen aber diese Laute im Anlaute zwischen Vocalen wie w und ch aus, also als Spiranten, nicht als momentane Laute; dasselbe wiederfährt auch dem auslautenden g (graben, sagen, sig u. s. f. sprechen wir wie grāwen, sächen, sich), daher manch (neben inenge) mit ch für g und billig, fittig, eßig, rettig u. a. mit g für ch. Auch das b in den Verbindungen lb, rb wird wie w gesprochen, wenn diese Laute nicht etwa zwei verschiedenen Worten angehören (also nicht in stulbein, harbeutel, wohl aber in gelber, farbe). Von ng sprechen wir nur den gutturalen Nasal aus, das g fällt völlig in der Aussprache hinweg; bringen klingt nicht wie bringen — ii wollen wir hier als Zeichen für den Rehnasal setzen — wie es noch im Mittelhochdeutschen der Fall ist (vgl. S. 139), sondern wie brünen; ng ist uns zu einem Laute geworden, es sind nicht mehr zwei verschiedene Laute, n und g, hörbar, sondern der letztere ist geschwunden. Im Auslaute hört man bei manchen Norddeutschen ring, gieng u. s. f. noch wie rink, gink gesprochen; die Süddeutschen lassen auch hier nur rin, gin hören. Auch hier, wie bei anlautendem st, sp, bewahrt also die Schrift einen älteren Lautstand, während die gesprochene Sprache bereits zu anderen Lauten gelangt ist.

p, t, k sprechen wir im Anlaute vor Vocalen wie p-h, t-h, k-h, pein wie phein; tadel wie thädel, kamen wie khämen, worin ein Ansat einer abermaligen Lautverschreibung wohl nicht zu verkennen ist. Wenn man z. B. böhmisch sprechen will, so hat man die größte Mühe mit der Hervorbringung der echten, hauchlosen t, p, k dieser Sprache, die uns völlig abgehen.

Daß große Striche Deutschlands kein echtes t und p haben, sondern dafür eine Art von d und b sprechen, ist männiglich bekannt; ebenso daß andere auch g anstatt k oder auch umgekehrt t, p, k anstatt d, b, g (mei väter Herre u. s. f.) hören lassen, und ferner die Berliner Gewohnheit, j für g zu sprechen (in manchen Gegenden am Rheine hörte ich auch güchend für jugend u. dgl.). Alles dieß ist von der gebildeten Sprache ferne zu halten.

Aus diesem fortwährenden Schwanken der Aussprache, das

mit der Lautverschiebung begonnen hat und unaufhaltsam seinen Gang geht, erklärt sich manches in der Schreibung minder richtige oder schwankende, wie das falsche teutsch für deutsch (s. S. 197), dauern bedauern für das allein richtige tauern betauern (zu teuer), was noch bis zum 19. Jahrhundert sich findet; unpäßlich für unbäßlich, presshaft für bresthaft (vgl. gebreste), hafer für das bessere haber u. a.

So viel über die durchgreifenden Unterschiede unseres Consonantismus von dem der älteren Sprache. Wir haben noch einige mehr vereinzelt Abweichungen des Neuhochdeutschen vom Mittelhochdeutschen in Betracht zu ziehen.

Die Affimilation gewinnt begreiflicher Weise im Neuhochdeutschen, wie in allen jüngeren Sprachen, immer weiteres Feld; so haben wir marschall für marschalk (aus marh Roß, und schalk Knecht); besonders häufig ist mm aus mb, wie in zimmer, lämmer, lamm, kamm, krumm, krummer, mittelhochdeutsch zumber; lender, lamp, kamp, krump, krumber. Das Volk hat auch kinner, wunner, anner u. s. f. nach demselben Gesetze für kinder, wunder, ander u. s. f. Die Annäherung von n vor p, in Folgederen es zum labialen Nasal m wird, haben wir z. B. in empor (empören), wimper mittelhochdeutsch enbor d. i. in die Höhe (vgl. das noch erhaltene bor-kirche), wintbrä, wörtlich wäre dieß „Windbraue“; in empfangen, empfinden, empfehlen steht (wegen des f) mp für nt (ent-fangen, ent-finden, ent-fehlen, vgl. fangen, finden und be-fehlen); mittelhochdeutsch lauten diese Worte enpfāhen, althochdeutsch antfāhan; enpfunden, althochdeutsch antfindan; empfelhen (entführen haben wir aber nicht zu empfüren gewandelt).

Die neuhochdeutschen Laute und Zeichen z und ß entsprechen dem mittelhochdeutschen z und z, doch haben wir weizen, reizen, beizen, heizen mit dem z (= ts), während man dem mittelhochdeutschen weizen, reizen, beizen, heizen gegenüber ein weißen, reißen, beißen, heißen erwarten sollte, von denen einige in den Mundarten wirklich vorkommen. Quer und zwerch lauten beide in der älteren Sprache twërch; vor w ist überhaupt z für t beliebt: zwerg, mittelhochdeutsch twërc; zwingen, mittelhochdeutsch twingen.

r für s nimmt im Neuhochdeutschen noch mehr überhand: war älter was; verlieren mittelhochdeutsch verliesen, englisch lose; frieren mittelhochdeutsch vriesen, englisch freeze u. a.

Sehr verkehrt ist das Weglassen des r in fördern (mittelhochdeutsch vordern, althochdeutsch vordarôn) und fördern (mittelhochdeutsch vürdern, althochdeutsch furdrjan), von vorder und fürder, Comparativ zu vor und für.¹

In köder (für köder, mittelhochdeutsch kërder) und ekeln (mittelhochdeutsch êrkel, êrkeln) ist das r längst verloren.

j ist in je, je-glich, je-mals, je-tzt aus dem Vocale i entstanden (wie wir beim ie bereits bemerkten); vgl. aber nie aus n-ie (jezt ist aus ie-zuo entstellt, die mundartliche Aussprache izt ist bekannt). Im Inlaut ist j ganz geschwunden (vgl. S. 198; über seinen Uebergang in h vgl. S. 207).

Auch w setzt seine Neigung auszufallen (S. 200 f.) fort. Nach l und r ist es in b übergetreten: schwalbe, mittelhochdeutsch swalwe; gelb, mittelhochdeutsch gël, wie noch in unsern Mundarten, Genitiv gëlwes; milbe, mittelhochdeutsch milwe; gerben, mittelhochdeutsch gerwen; farbe, mittelhochdeutsch varwe; dieß b ist inlautend nur in der Schrift, nicht in der Aussprache von w unterschieden (s. S. 208).

f und v bedeuten auch neuhochdeutsch dasselbe und ist also auch hier eines der beiden Zeichen überflüssig. Im Anlaut erscheinen beide, und es hat sich für gewisse Worte und Laute die eine, für andere die andere der beiden Bezeichnungsweisen der labialen stummen Spirans festgesetzt. Man schreibt vil aber fisch, vor aber für u. f. f. Bekanntlich schrieb man vor nicht allzu langer Zeit noch vestung und vest, wofür jetzt festung und fest gilt. Im Inlaut herrscht f, mit Ausnahme von frevel und Fremdworten wie larve, slave; im Auslaute ebenfalls f, doch schreibt man in Fremdworten v z. B. brav (italienisch bravo, französisch brave), nerv (*neruus*).

Verkehrt ist die zu falscher Aussprache führende Schreibung Slave, slavisch für Slawe, slawisch (vgl. z. B. polnisch slawianin, slawianski).

Im Auslaute geht m schon in der älteren Sprache leicht in n über; diese Neigung setzt sich ins Neuhochdeutsche hinein fort: mittelhochdeutsch bÛssemē, neuhochdeutsch besen; mittelhochdeutsch

¹ Es ist sehr zu wünschen, daß so gelehrte Zeitschriften, wie z. B. das deutsche Museum, diesen Sprachfehler, der wohl einem nicht gerechtfertigten Streben nach sogenanntem Wohllaute entstammt, wieder aufgeben. Wir haben in unserer neuhochdeutschen Schriftsprache ohnehin Sprachfehler genug, und müssen auf Beschränkung derselben, nicht aber auf ihre Vermehrung Bedacht nehmen.

fadem; jetzt faden, von der älteren Form stammt unser einfäden (einfädeln taugt nichts); mittelhochdeutsch bodem jetzt boden. Das Wort turm für turn (aus lateinisch turris) hat vereinzelt die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen.

Hiemlich freigebig ist auch die neuere Sprache mit Zusatz von Consonanten, namentlich ist der t-Laut als bloße lautliche Beigabe beliebt. So ist t eingeschoben in allenthalben, öffentlich, angelegentlich, eigentlich, ordentlich (also besonders zwischen n-l), entzwei (in zwei), wie man sofort bemerken wird, wenn man sich der auf der Hand liegenden Abstammung dieser Worte erinnert. Die Worte obst, mittelhochdeutsch obez obz, mittelst für das richtige mittels u. a. haben t am Auslaute antreten lassen. Für fastnacht ward zwar fasnacht zu schreiben mehrfach empfohlen und es ist diese Schreibung auch die in der älteren Sprache üblichste und sie hat im mundartlichen (nordfränkischen) fasenacht ebenfalls eine Stütze; die Etymologie dieses fas oder fasa läßt sich aber nicht genügend ermitteln. Auf der andern Seite zeugt wieder das ebenfalls mundartliche fastelabend für die Herleitung von fasten, so daß also fastnacht den Vorabend vor den Fasten bezeichnet und es bei der üblichen Schreibung zu verbleiben hat.

In sändrich ist das d zur Vermittelung von n-r eingeschoben, wie z. B. in französisch genre aus lateinisch gener generum und sonst nicht selten in den Sprachen; im Mittelhochdeutschen lautet das Wort vanære, venre.

III. Von den Wurzeln und den Wortstämmen.

Die ältesten und bei manchen Sprachen allein vorhandenen Elemente aller Sprachen sind diejenigen Laute und Lautverbindungen, welche die Function haben, die Bedeutung (vgl. S. 7) lautlich auszudrücken, die Wurzeln. In den höher organisierten Sprachen sind sie nur auf dem Wege der Wissenschaft aus den mannigfachen Umkleidungen und Veränderungen, mittels welcher sich die Worte aus ihnen bildeten, auszuscheiden.

Die Beziehungs-elemente, welche die Wurzeln verändern und

sich an dieselben ansetzen, sind nun aber ihrer Funktion nach zunächst wesentlich zweierlei Art. Sie dienen nämlich entweder dem Zwecke, aus Wurzeln Wortstämme (Nominalstämme, Verbalstämme) zu machen, d. h. jene Formen zu bilden, welche allen Casus eines Nomen, allen Modus und Personen eines Verbum zu Grunde liegen, die aber, im indogermanischen Sprachstamme wenigstens, bei noch vollkommener lautlicher Integrität der Sprache niemals so wie sie sind als wirkliche, lebendige Worte, als Glieder des Satzes erscheinen. Auch die Wortstämme sind demnach nur auf wissenschaftlichem Wege rein darstellbar, wenigstens gilt dies für unseren Sprachstamm. Stäts bedürfen die Stämme zu ihrem Lebendigwerden, zu ihrer Vollenbung als wirkliches Wort, noch anderweitiger Zusätze, welche die specielle, dem Worte als solchem nicht bleibende, sondern nach Bedürfnis wechselnde Beziehungsfunktion ausdrücken, in der das Wort im Satze erscheint, also beim Nomen Zahl und Casus, beim Verbum die Person, Modus u. s. f. Diese die eigentlichen Worte bildenden Zusätze, welche Declination- und Conjugation vermitteln, sind also von den Stammbildenden Elementen verschieden. Man pflegt sie, mit einem für uns wenig passenden¹ Namen, Flexionselemente zu nennen.

Der morphologischen Beschaffenheit des Indogermanischen gemäß, bilden diese wortbildenden Elemente stets den Auslaut des Wortes; wir können sie also hier wohl auch grammatische Endungen nennen. Die Stammbildung nennt man auch Wortbildung im engeren Sinne. Mir scheint es passender, unter Wort nur das wirkliche, lebendige Satzglied zu verstehen, und von der Stammbildung die Wortbildung als Umbildung der Stämme in lebendige Worte zu scheiden.

Wir haben demnach im Indogermanischen und also auch im Deutschen stäts dreierlei auseinander zu halten: Wurzel, Stamm, Wort; Wurzellaute, Stammbildungselemente, Wortbildungselemente.

Nach dem was über Sprachengeschichte dargelegt ward, versteht es sich, daß nur in den ältesten Stadien unserer Sprache die Elemente der Wortbildung und Stammbildung in voller Unversehrtheit vorhanden sind, die spätere Lebenszeit der Sprache nagt ja

¹ Da wir unter Flexion die regelmäßige Veränderung der Wurzel verstehen.

nicht nur am Wortende immer stärker, sondern vermischt auch durch ihre Lautgesetze des Inlautes die Fugen zwischen den einzelnen Elementen, die zusammen das Wort bilden, oft bis zur völligen Unkenntlichkeit. Den Unterschied von Wurzel, Stamm, Wort mögen uns nun ein paar Beispiele anschaulich machen.

Nehmen wir unser neuhochdeutsches Wort Rom. Sing. macht, Acc. Plur. mächte, so ist allerdings, so wie es vorliegt, die Erkenntnis seiner einzelnen Elemente unthunlich; der Nominativ lautete aber grunddeutsch *mahtis, im Gotischen nach der Regel dieser Sprache mahts ohne das i; der Acc. Plur. dieses Wortes lautete gotisch — wir können mit Sicherheit beifügen, auch grunddeutsch — mahtins; -s und -ns bilden in diesen Beispielen das Wort, nämlich -s den Rom. Sing. und -ns den Acc. Plur. Mahti- ist der Stamm; die Function eines Abstractnomens drückt das Suffix ti aus (es steht nach den Lautgesetzen für thi). Wurzel ist also mah, welches nach den Lautgesetzen für mag steht (aus mag-thi muß nothwendigerweise nach S. 199 mahti werden), mag aber hat die Function, die Bedeutung des Könnens, Vermögens lautlich zu vermitteln. Wir haben hier also mah-ti-s, mah-ti-ns zu theilen, um die Elemente der Wurzel, des Stammes und des Wortes anschaulich zu machen. Unser führen, 3. Plur. Präs., lautete mhd. fūerent, im ältesten ahd. fuorjant oder vielmehr fōrjant, grunddeutsch aber *fōrjandi (vielleicht *fōrjanthi, was nichts zur Sache thut). Hier ist -ndi, später -nt, wortbildendes Element der dritten Person der Mehrzahl, ja bildet nebst der Steigerung des Wurzelvocala a zu o (dann uo) das Causativverbum (fōr-ja-n, führen, ist so viel als „far-an fahren, gehen, machen“); fōrja ist also der Stamm des Wortes forjant, far endlich die reine Wurzel, welche dem Stamme fōrja zu Grunde liegt. Hier haben wir also ebenfalls in fōr-jandi, fuor-ja-nt (fūr-e-nt, für-e-n), die drei Elemente deutlich getrennt vor uns, nur ist zu merken, daß hier auch das o von fōr bereits der Stammbildung angehört, die Wurzel selbst, abgesehen von allen Beziehungszuthaten aber far lautet (vgl. S. 135 f.).

Nicht alle Worte unserer Sprache sind so leicht erkennbar in ihrer Bildung, wie die eben beispielsweise angeführten. Namentlich ist in gar manchen eine Wurzel enthalten, die nicht als Stamm eines Verbum auftritt; oder die im Deutschen sonst gar nicht, oder doch nicht in dieser bestimmten Form oder Function vorkommt

und es sind also solche Worte nur mit Hilfe der aufs gesammte Indogermanisch eingehenden Wissenschaft zu verstehen; z. B. wolk, grunddeutsch *vulkas (gotisch vulks). Dieß Wort weist auf eine deutsche Wurzel valk hin, die nirgends erscheint; wir können indes mit Hilfe des Slawischen, Litauischen, Indischen, Iranischen ermitteln, daß die indogermanische Grundform dieses Wortes varkas war und daß dieß Wort vark-a-s mittels des Suffixes a (s ist Zeichen des Nom. Sing.) von der Wurzel vark gebildet ist, welche „zerreißen“ bedeutet; der Stamm varka drückt also aus „der Zerreißende“, d. h. das reißende Thier. Daß unser va-ter auf eine Wurzel fa, ursprünglich pa „beschützen“ hinweist und eigentlich „der Beschützende, der Herr“ bedeutet, kann ebenfalls nur eine den Kreis des Deutschen überschreitende Forschung nachweisen. Ähnliches gilt von nicht wenigen Worten.

Es liegt nun keinesweges in unserer Absicht, die Lehre von der Wurzelbildung und Stammbildung hier ausführlicher darzustellen. Dieß würde uns in das theilweise sehr schwierig zugängliche, äußerste Gebiet führen, bis in welches die indogermanische Sprachforschung überhaupt vordringen kann; überdieß ist gerade die Lehre von der Stammbildung das für den Nichtsprachforscher wohl am wenigsten ansprechende Capitel der Grammatik. Wir begnügen uns also im Folgenden mit allgemeinen Umrissen und greifen aus der Fülle der Erscheinungen nur einiges besonders nahe liegende heraus.

Die Wurzeln. Nicht selten geschieht es, daß ursprünglich stammbildende Elemente so fest mit den Wurzeln verwachsen, daß das Sprachgefühl sie nicht mehr als solche empfindet. Die Wurzel mit den ihr ursprünglichst nicht eigenen lautlichen Zusätzen wird nun wie eine echte ursprüngliche Wurzel von der Sprache behandelt. Solche jüngere Wurzeln, die aus Stämmen, aus Wurzeln, die bereits mit Stammbildungszusätzen versehen waren, hervorgegangen sind, nennt man secundäre Wurzeln, und stellt sie den primären, den von allen Zusätzen völlig rein gehaltenen, gegenüber. Man begreift leicht, daß es zu den schwierigsten Aufgaben unserer Disciplin gehört, überall die primäre Form der Wurzeln ausfindig zu machen. Die deutsche Wurzel mat hochdeutsch also maß z. B. in unserem messen, maß u. s. f. erweist sich, im Lichte der indogermanischen Sprachwissenschaft befehen, mit Sicherheit als eine secundäre Form eines älteren ma. Vergleichen wir das Wort

(ich) stund (jetzt meist schon stand), älter stuond, mit stand und gestanden, so werden wir nach dem in der Lautlehre Gesagten sofort auf eine Wurzel stand geführt. Schon der Vergleich mit stehn, älter stē-n, stā-n, noch deutlicher aber die Vergleichung verwandter Sprachen (sta-ro, ἰ-στη-μι u. a.) lehrt uns jedoch, daß stand nur eine secundäre, sogar zweimal weiter gebildete Wurzel ist; wir können genau nachweisen, daß aus der Wurzel sta zuerst stat und daraus zweitens durch Einschub eines ursprünglich präsensbildenden n jenes stant, stand geworden ist u. s. f.

Die Lautform der echten Wurzeln ist im Indogermanischen, wie in vielen, wohl den meisten anderen Sprachen ebenfalls, durchaus einförmig, innerhalb dieser Grenze aber sehr mannigfaltig. So haben wir z. B. Wurzeln, die nur aus einem Vocale bestehen, wie i gehen (z. B. griechisch εἶμι, ἰ-μεν); Consonant und Vocal bildet ebenfalls nicht selten die Wurzel, wie oben jenes ma „messen“ (auch „schaffen“), ga „gehen“ u. a.; dasselbe gilt von Vocal und Consonant wie at (hochdeutsch aß) „essen“ u. a. Oder, eine sehr häufige Form, der Vocal ist von zwei Consonanten eingeschlossen, wie tuh jetzt zuh, zug „ziehen“, bit hochdeutsch biß „beißen“, far „gehen“ u. a. Anstatt eines Consonanten können auch zwei, ja drei erscheinen, wie in sta „stehen“, vard „werden“, sprach jetzt sprach „sprechen“ u. s. f. Die Wurzeln jener Worte der Sprache, deren Bedeutung eine so allgemeine ist, daß man sagen kann, sie haben die Beziehung als Bedeutung — ich meine die sogenannten Pronomina — halten sich ausschließlich an jene einfacheren Wurzelgestaltungen, wie z. B. i in unserem er, es, gotisch i-s, i-ta, grunddeutsch i-s, *i-th; da, grunddeutsch tha, indogermanisch ta, in unserem da-s älter da-z, gotisch tha-ta, grunddeutsch *tha-th, beide demonstrativ; du, grunddeutsch thu, indogermanisch tu, Pronom. der zweiten Person u. s. f.

Hauptsächlich der verschiedenen Function wegen mag die übliche Scheidung der Wurzeln der vorliegenden Sprachen in Beziehungswurzeln und Bedeutungswurzeln oder, wie man auch zu sagen pflegt, Pronominalwurzeln und Verbalwurzeln eine Berechtigung haben.

Aus diesen Wurzeln, den urältesten und anfänglichen Elementen der Sprache, gehen die Wortstämme hervor, und zwar im Indogermanischen mittels Zusatz von Beziehungslauten an

den Auslaut derselben (wie z. B. das oben angeführte mah-ti- von Wurzel mag) und mittels Veränderung des Wurzelvocal's in seiner Reihe (S. 19 f. und 132 f.); hieher gehören auch die Fälle, in welchen der Grundvocal der Wurzel erscheint, da auch er eine Stufe in der Veränderungsreihe des Wurzelvocal's bildet. Es kann also die Wurzel selbst als Wortstamm erscheinen: (griechisch φλογ in φλόξ Flamme d. i. φλογ-s zu Wurzel φλαγ- brennen; da, die Pronominalwurzel in da-z; is, die Wurzel, ursprünglich as, in is-t). Beide Mittel werden sowohl jedes allein für sich, als auch, und zwar sehr häufig, beide vereint zugleich angewandt (z. B. in dem schon besprochenen Stamme für-ja von Wurzel far). Ein noch älteres, im Indogermanischen keinesweges aufgegebenes Mittel des Beziehungsausdruckes ist ferner die Wiederholung der Wurzel selbst, die Reduplication, durch welche natürlich das gleichzeitige Auftreten der anderen, regelmäßigeren Stammbildungselemente keinesweges ausgeschlossen ist (gotisch hai-haldū-m jetzt hielten, von Wurzel hald jetzt halt). Auf diese Weise entsteht der Wortstamm aus der Wurzel. Solche Wortstämme können nun abermals weiter gebildet werden, indem zu den bereits vorhandenen Stammbildungen noch andere hinzutreten. Diese Bildungen von andern bereits vorhandenen Wortstämmen nennt man secundäre Stämme, die Elemente, mittels welcher sie gebildet werden, secundäre Stammbildungselemente, welche man den unmittelbar an die Wurzel sich anschließenden, den primären, gegenüber stellt (Beispiele secundärer Stämme sind: vä-ter-lein, vä-ter-chen von va-ter; mäch-ti-g von macht, Stamm mah-ti; mäch-ti-g-er, mäch-ti-g-st, Comparativ und Superlativ von mächtig, also letztere mit zwei secundären Affixen).

Ein weiteres neueres Mittel der Bildung von Wortstämmen ist die Zusammenfügung bereits fertiger Wortstämmen zu einem neuen Wortstamme, ein bekanntlich gerade im Deutschen außerordentlich beliebtes Verfahren.

Ihrer Function nach zerfallen im Indogermanischen die Stämme vor allem in zwei wesentlich gesonderte Classen, in Verbalstämme und Nominalstämme. Abgesehen von den ersten Interjectionen, die wir ja als eigentlich außerhalb der Sprache stehend erkannt haben (S. 8), sind sämtliche Worte der Sprache ursprünglich, d. h. von dem Zeitpunkte an, in welchem der Gegensatz von

Verbum und Nomen überhaupt sich entwickelte, entweder Verba oder Nomina. Alle Adverbia, alle Partikeln — die Präpositionen, Conjunctionen — sind ursprünglich Casusformen, also Nomina, die ihnen zu Grunde liegenden Stämme also Nominalstämme. Auf die große Verschiedenheit der Function jeder dieser beiden Hauptabtheilungen der Wortstämme gehen wir hier nicht weiter ein; es genüge, an die causativen, iterativen, intensiven, deminutiven Verbstämme zu erinnern, sowie an die Menge von Functionen, deren das Nomen fähig ist, wo wir zuerst Adjectiva und Substantiva zu scheiden haben; unter den Substantiven bezeichnen die einen den Thäter, andere die Handlung (so alle Infinitive), andere eine Menge (die Collectiva) u. s. f. Daß die Participien und Infinitive Adjectiva und Substantiva sind, die sich nahe ans Verbum anschließen, liegt auf der Hand. Auch die Pronomina sind entweder Adjectiva (z. B. die Possessiva), oder Substantiva (z. B. die Personalpronomina).

Aus der Fülle der deutschen Wortstämme greifen wir im folgenden einige wenige besonders häufige heraus. Die antretenden Suffixe sind meist deutlich erkennbar pronominaler Natur; so z. B. die mit a, i, t, s, n, j, k; Laute, welche die Hauptelemente der Pronominalwurzeln a, i, ta, sa, ana (Demonstrativa), ja (Relativum), ka (Interrogativum) ausmachen.

Abgeleitete Verba. Wir besitzen in unserer Sprache noch immer einen reichen Vorrath abgeleiteter Verba, obgleich wir leider nicht wenige verloren haben, deren Besitz uns manche Umschreibung, manche Unklarheit des Ausdruckes ersparen könnte. Vor allem wichtig sind hier die Verba, welche ursprünglich mittels j von andern Verben, in diesem Falle meist mit Steigerung des Wurzelvocales, oder auch von Nominibus gebildet werden. Das j ist natürlich längst geschwunden, hat aber meist im Umlaut seine Spur hinterlassen. So haben wir neben sitzen d. i. in älterer Lautform sitjan (das j bildet hier nur das Präsens und fällt außerdem wieder ab, z. B. saß älter sat) ein setzen d. i. satjan, sitzen machen (die Urformen von ich „sitze“ und ich „setze“ sind nach den Gesetzen der Sprachgeschichte erschließbar und lauten sadjāmi und sādaj-āmi; sad ist die Wurzel, sādaj der Stamm des Causativverbums); ebenso verhalten sich trinken und tränken d. i. tränkjan „trinken machen“; sinken und senken; ge-nesen

älter ga-nisan, und nären älter nasjan d. h. „genesen, gesund machen, bei Gesundheit erhalten“; erschrecken (erschraf) und erschrecken (erschreafte) d. i. „erschrecken machen“; verderben (verdarb) und verderben (verderbte) d. i. „verderben machen“, Leiber jetzt oft verwechselt. Fast außer Gebrauch gekommen ist schweigen (schweigte) neben schweigen (schwieg; älter swigen, sweic); in solchen und ähnlichen Fällen mag die Vermengung von i und ei (s. S. 183 f.) verderblich eingewirkt haben. Die ältere Sprache schieb noch manches der Art, so brennen (brante) neben brinnen (bränn), ersteres „brennen machen“, letzteres „brennen“ (intransitiv) bedeutend; nigen (neic) „sich neigen“, neigen „neigen, nigen machen“ u. s. f. In unseren Mundarten kommt neben sterben (starb) noch ein transitives sterben (sterbte) d. i. „sterben machen, tödten“ vor; neben er-frieren ein er-frören (älter friusan und frausjan) d. i. „erfrieren machen oder lassen“ z. B. einen Körperteil („ich habe meine Füße erfroren, sie sind erfroren“). Formen, die wir unserer Schriftsprache nicht entgehen lassen sollten.

Von Rominibus, Adjectiven wie Substantiven, werden mittels dieses j sehr häufig Verba abgeleitet, denen ebenfalls eine causative und transitive Beziehung eigen zu sein pflegt. So z. B. heilen (gotisch hailjan) von heil (gotisch hails) „heil, gesund machen“; füllen (gotisch fulljan) von voll (gotisch falla); teilen (gotisch dailjan) von teil (gotisch dails); regnen (gotisch rignjan) von regen (gotisch rigas); nennen (für *nemnen gotisch nainjan) von name (Stamm namen, gotisch namo Stamm namān) u. s. f. Unser Volk hat auch hier vor der Schriftsprache größere Sicherheit in Anwendung dieser Bildungen voraus und macht häufigen Gebrauch von Worten wie geigen, harfen, karten und ähnlichen, für „Geige, Harfe, Karte spielen“.

Die ältere Sprache zeigt, daß abgeleitete Verba in großer Zahl auch mittels der Laute ð und ê (gotisch ai) gebildet wurden. Sie sind schon im Mittelhochdeutschen nur am mangelnden Umlaute zu erkennen, fallen also längst in ihrer Form zusammen. Einige Beispiele. Spilen (ahd. spilōn) von spil, salben (ahd. salbōn) von salbe, pflanzen (ahd. pflanzōn) von pflanze, waffen (ahd. wāfanōn) von waffen u. s. f. (diese Verba auf ð-n entsprechen den lateinischen auf are). Anderer Art ist ursprünglich er-kalten (ahd. ar-kaltēn) von kalt, erblinden (ahd.

arblindēn) von blind, erbleichen (ahd. arbleihhēn) von bleich, rasten (ahd. rastēn) von rast, dunkeln (ahd. dunkilēn) von dunkel u. s. f. Man sieht, die letzteren haben vorherrschend intransitive Beziehung (sie entsprechen den lateinischen auf *ē-re*). Seit Grimm nennt man in der deutschen Grammatik die Stammverba „stark“, die abgeleiteten „schwach“, Bezeichnungswelken, auf die wir bei den Nominalstämmen zurückkommen werden.

Unter die primären Bildungen rechnet man auch alle sich zunächst ans Verbum anschließenden, mag auch das Verbum selbst ein abgeleitetes sein. So also die Participien und Infinitive. An Participien hat unsere Sprache bekanntlich nur zwei aufzuweisen; ein actives Participium vom Präsensstamme des Verbum, den wir bei der Conjugation kennen lernen werden, und ein passives Participium Präteriti, das vom Verbalstamme selbst unmittelbar gebildet wird.

Das Bildungselement des Particip. Präs. ist *nd* (ursprünglich *nt*, vgl. lateinisch *ferē-nt-em*, griechisch *φερο-ντ-α*), also *nemend* (gotisch Nom. Sing. Masc. *nima-nd-s*), *salvend* (gotisch Nom. Sing. Masc. *salhd-nd-s*) u. s. f. Einige von diesen Participien sind zu Substantiven geworden, wie *heiland*, das auch noch das archaische *a* bewahrt hat, für das regelrecht zu erwartende und in der als Participium gebrauchten Form *heilend* natürlich eingetretene *e*, also eigentlich „der Heilende, Rettende, Salvator“ von *heilen*, alt *hailjan*, Part. Präs. Nom. Sing. *hailjands*.¹ *Freund*, mhd. und ahd. *vriunt*, ist zusammengezogen, das vollere gotische *frijonds* ist Part. Präs. von *frijōn* „lieben“; *Feind*, mhd. und ahd. *viant*, *vient*, *vint*, gotisch *sijands* ist Part. Präs. von *sijan* „hassen“; „Freund“ und „Feind“ bedeutet also ursprünglich „Liebender, Hassender“.

Das Participium des Präteritum hat, ebenfalls im Einklange mit andern indogermanischen Sprachen, als hauptfächliche Bildungselemente *t* und *n*; im Deutschen sind diese beiden in ihrer Function wohl kaum zu scheidenden Laute in eigenthümlicher Weise so vertheilt, daß *t* bei allen abgeleiteten, *n* aber bei den Stammverben als Bildner des Partic. Prät. Passivi angewandt wird; im späteren

¹ Weiland ist dagegen ein nach falscher Analogie unkenntlich gemachter Datto (richtiger Instrumentalis), Pluralis von *weile*, und sollte also eigentlich *weilen* lauten — mhd. *wilen* und auch *wilent* — im Sinne von „vor Zeiten“.

Deutsch hat sich *ge-*, eine nicht mehr getrennt vorkommende Präposition, ursprünglich „mit“ bedeutend, aber sehr häufig nur dazu gebraucht, um dem Verbum die Beziehung der vollendeten Handlung zu geben (um Verba perfecta zu bilden), an das Participium fast durchaus angegeschlossen. Für die etwas in der Vergangenheit Vollendetes bezeichnende Form war dieß *ge-* vorzüglich passend. Die eigenthümliche Function des *ge-* zeigt sich noch in Fällen wie gebrauchen, geschweigen, gedenken neben brauchen, schweigen, denken; dort die einmalige Handlung, hier der dauernde Zustand. Wo das Verbum mit Präpositionen zusammengesetzt ist, da bleibt das *ge-* als überflüssig hinweg. Bei dem Abschleifen der Auslaute war ein solches bestimmtes Zeichen für diese Form doppelt willkommen. Bekanntlich haben sich manche Mundarten dieses *ge-* noch theilweise erwehrt, und auch die poetische Sprache läßt in alterthümlicher Weise bisweilen das *ge-* weg. Demnach wird also gebildet *ge-nomm-en* aber *gesalb-t*, *gebleich-t*. Bisweilen findet sich ohne *ge-* noch *kommen*, *funden* u. a.; häufig ist dieß bei *worden* für *geworden*, als Hilfsverb des Passivs hat „werden“ nur die Form *worden* ohne *ge-*. Auch das Mittelhochdeutsche hat das *ge-* regelnäßig, nur wenige Verba können sein entfallen und Participia Perf. Passivi bilden, wie *lāzen*, *kōmen*, *vunden*, *worden*, *brāht* u. a.

In *durchlaucht*, *erlaucht* sind mittelhochdeutsche Formen dieses Particips geblieben (wie ja in Titulaturen sich sogar das *ahd. dero*, *iro* erhalten hat), die jetzt „durchleuchtet, erleuchtet“ lauten würden, ebenso wie *getrost*, das jetzt nur *getröstet* gebildet werden würde. Man vergaß bei diesen Worten ihrer Natur als Participien, gerade so wie bei *gedigen*, das als Adjectivum gilt, während es ursprünglich nichts anderes ist als das Partic. Prät. von *mhd. dīhen*, *gedīhen*, *nhd. ge-deihen*. Nunmehr ist *gedigen* als Adjectiv in Form und Function von „*gebiehen*“ dem Participium verschieden. Ebenso verhält es sich mit *erhaben* und *erhoben*.

Für das richtige *geßen* der Volkssprache (für *ge-äßen*) hat die Schriftsprache nunmehr mit nochmals vorgefügtem *ge* *ge-geßen*.

Der Infinitiv — Hauptelement desselben ist *n* — wird im Deutschen vom Präsensstamme gebildet. Ursprünglich ist er ein

Abstractsubstantiv, und so brauchen wir ihn ja auch noch oft genug. Im Mittelhochdeutschen wird im Genitiv und Dativ bei langer Stammsilbe das n des Infinitivs verdoppelt: vindennes, vindenne, nicht aber nach kurzer: sages, sagine. Wie aus nieman, niemannes ein neuhochdeutsches niemand, niemandes ward, so entwickelte sich aus dem häufigen mittelhochdeutschen ze vindenne, ze lesene (zu finden, zu lesen) ein neues Participium auf nd mit passiver Bedeutung, das demzufolge nur in Verbindung mit zu erscheint, also ein zu findender, Fem. zu findende, Neutr. zu findendes, zu lesendes u. s. f. (vielleicht haben hier auch die lateinischen Formen auf -ndus, wie legendus, eingewirkt).

Auf die Menge der primären und secundären Nominalbildungen gehe ich nicht ein. Da gibt es Suffixa, die aus bloßem Vocale bestehen, z. B. wæg, gotisch wigs, grunddeutsch *vig-a-s, von der Wurzel wag in be-wegen mit dem Suffixe a und Schwächung des Wurzelvocals a zu i, das wegen des ursprünglich folgenden a-in ö gebrochen wird; schlag (Pluralis schläge), gotisch slahs, grunddeutsch *slah-i-s oder *slag-i-s, von der Wurzel slag, mit dem Suffixe i. Außerordentlich häufig ist das Suffix ja, meist Collectiva bildend, das im Nominativ Singularis zu i, dann zu e mit Umlaut vor sich, ward, wie in gekilde, ahd. gafildi, Stamm gafildja u. s. f. in gemüt, geschlecht u. a. haben wir sogar das auslautende e verloren. Wegen Veränderung des vorhergehenden Consonanten (S. 199) interessant sind die Suffixa jetzt auf t, ursprünglich auf thi, Abstracta bildend, wie ankunft für kum-t von Wurzel kam in kommen; zunft von Wurzel zam in zimen (mhd. zemen, im Präter. zam bildend; zunft bedeutet im Mittelhochdeutschen „das was ziemt, Schicklichkeit, Würde“); vernunft für -numt von Wurzel nam in nemen; brunst von Wurzel bran in brennen; kunst von Wurzel kan in können; gunst für ge-unst von Wurzel au in gönnen für ge-önnen, ge-ünnen, hier ist das t nach n mittels s angefügt, wie nach m mittels f; sucht von Wurzel suh in siech, seuche; flucht von Wurzel fluh in fliehen; gift von Wurzel gab in geben; last (jetzt im Plur. lasten und Fem., im Mittelhochdeutschen noch Masc.), von Wurzel lad in lade, lud u. s. f.

Das Suffix ursprünglich arja, den Thäter ausdrückend (aber auch vielfach sonst gebraucht) — wie in lerer, mhd. lærære, ahd.

lārari, gotisch (mit noch kurzem a) laisareis, Grundform *lais-arja-s und unzähligen anderen Worten — wird oft gar nicht mehr als Substantiva bildend gefühlt, wenn die mittels desselben von Ortsnamen gebildeten Worte, welche den Bewohner dieser Orte oder den von diesen Orten Stammenden bezeichnen, im Genitiv Pluralis vor andere Substantiva treten, wie z. B. „Harlemer und Berliner Blumenziebeln“; hier ist „Harlemer“ und „Berliner“ Genitiv Pluralis von „der“ oder „ein Harlemer, Berliner“, und das Ganze ist so viel als „der Harlemer und der Berliner Blumenziebeln“, während wir eine Art Adjectivum zu empfinden vermeinen. Daß diese Formen keine Adjectiva, sondern Genitive Pluralis der Substantiva auf -er sind, ergibt sich schon aus der Unwandelbarkeit dieser Worte: „ein Frankfurter Kind, eine Frankfurter Frau, Koburger Bier“; die Unkenntlichkeit dieser Ausdrucksweise für uns beruht in dem alterthümlich fehlenden Artikel.

Besonders wichtig sind die Wortstämme bildenden Suffiga, deren Auslaut n ist, wie z. B. hase, Stamm hasen, Grundform des Stammes hasan, Suffix -an; erbe, Stamm erben, Grundform des Stammes arb-jan, Suffix -jan; name, Stamm namen, Grundform na-man; sâme, Stamm sâ-men, Grundform sâ-man, Suffix -man u. a., weil dieß n so weite Ausdehnung gewonnen hat, daß von jedem Adjectiv eine Stammform auf -n gebildet werden kann, wenn das Adjectiv als bestimmtes gebraucht wird (also vor allem, wenn es den Artikel vor sich hat); wir sagen ein guter, eine gute, ein gutes, aber der, die, das gute, Genitiv des, der, des guten. Dieß n fällt, wie in allen diesen Worten, im Nom. Sing. hinweg, dasselbe findet auch in verwandten Sprachen statt (homó, homin-em). Die Form auf -n nennt man „schwache Form“. Genauerer bei der Lehre von der Declination.

Doch wir unterlassen es näher auf die Menge von primären und secundären Wortstammbildungen einzugehen und wollen im folgenden nur noch einen Blick auf die secundären Suffiga werfen, welche die Function der Steigerung der Adjectiva haben, und ferner die Deminutiva, die Wortbildung mittels Zusammensetzung und das Zahlwort betrachten.

Der Comparativ wird im Gotischen gebildet durch antreten von -izan oder -özan d. i. -isan, -ösan; der Superlativ setzt zu diesem Suffige, dessen wesentliches Element in is und ös

beruht, ein ta, und lautet also in seiner Stammform -ista oder -ōsta, Nom. Sing. Masc. gotisch -ista, -ōsts (ta aber auch ma bildet schon für sich allein im Indogermanischen den Superlativ, ebenso auch die Verbindung beider tama), z. B. gotisch hauh-s (hoch), frōd-s (fröhlich, klug, weise); Comp. Nom. Sing. Masc. hauh-iza, frōd-ōza, Superl. hauh-ists, frōd-ōsts. Bei welchen Adjectiven i und bei welchen ō gebraucht wird, ist durch Regeln nicht festzusetzen. Ebenso verhält es sich im Althochdeutschen, nur geht hier nach der Regel im Comparativ das s in r über (Nom. Sing. Masc. hōh-iro, frōt-ōro, Superlativ hōh-ist, frōt-ōst). Im Mittelhochdeutschen schwinden beide Laute, das ō und das i, nach dem Gesetze dieser Sprache in e, welches nach Umständen ganz hinwegfallen kann, und das i ist nur noch am Umlaute der vorhergehenden Silbe kenntlich; höher, höchst; träter, trätet, eben so neuhochdeutsch: höher, höchst; trauter, trautes. Archaisch kommt im Mittelhochdeutschen noch das volle ō und auch das i vor, z. B. vorderōst, oberist; letzteres hat sich als Bezeichnung einer militärischen Würde bis vor kurzem gehalten (jetzt sagt wohl niemand mehr obrist, obrister, sondern nur oberst).

Wie bereits im Mittelhochdeutschen, so schwanken auch neuhochdeutsch manche Adjectiva zwischen beiden Formen, nämlich zwischen Umlaut und Nichtumlaut. Die Schriftsprache hält sich hier meist an die nicht umlautende Form und zieht z. B. gesunder, frommer als edler und reiner dem gesünder, frömmere vor; stölzere, zartere, vörderst u. dgl. ist entschieden nur mundartlich. Welche von beiden Formen richtiger sei, läßt sich kaum entscheiden; man kann in diesem Punkte also dem Geschmacke der Zeit Rechnung tragen, obgleich die umgelauteten Comparative scharfer und kenntlicher vom Nom. Sing. Masc. der unbestimmten Form des nicht gesteigerten Adjectivs (ein gesunder u. s. f.) absteigen.

Von groß sollte der Superlativ eigentlich größest lauten, die bequeme Zusammenziehung in grōst (aus größst) ist schon mhd. (groest) üblich gewesen (die Schreibung „größt“ ist falsch).

Zu mhd. guot, nhd. gut, ist der Comparativ besser, nhd. beßer, Superlativ bezzest, daraus durch Verkürzung best, von einem Positiv gebildet, der nur baz, baß lauten kann. Dieß Wort kommt aber nicht im Sinne eines Positivs und als Adjectiv vor, sondern es gilt als Adverbium des Comparativs; nhd. ist baß übrigens ziemlich außer Gebrauch gesetzt, in fürbaß, mhd. vürbaß,

„besser, weiter vorwärts“ (wie mhd. *hërbaz*, *niderbaz* „näher her, weiter unten“ gebildet) dauert es noch einigermaßen fort.

Mër und *meist* bedeuten jetzt den Comparativ und Superlativ von *vil*, in der älteren Sprache aber den von *gröÙ*. Das Adverbium *mër* aus älterem (gotischen) *mais*, welches für **makis* oder vielleicht **magis* steht, ist regelrechter Comparativ von einem Stamme *mak*, welcher aber als solcher nicht als Adjectivum erscheint, sondern mit einem Suffixe *-il* versehen und mit Schwächung des *a* der Wurzel zu *i* gotisch *mikils* „groß“; Comparativ dieses Adjectivs ist *maiza*, Superlativ *maists* (also = **mak-iza*, *mak-ists*). Mhd. *michel* (nhd. nur in Eigennamen erhalten wie *Michelau*, *Michelmänn*), Comparativ *mëre*, und, mit nochmals angehängtem comparativischem *-er*, *mërer*, *mërre*, auch wohl verkürzt *mërre*, Superlativ *meist*, der nun von *mër* zufolge des Vocalwechsels stärker absteht als im Gotischen (vgl. hierzu *μέγας*, *μεγάλη* = *mikils*, *michel*, mit anderem Suffix entspricht *mag-nus*; *μαζων* für *μεγιων*, *major* für *magior* ist völlig gleich dem deutschen *mais*, *mër* aus **makis*; *μέγιστος* aber dem *meist* aus **makist*).

Im Mittelhochdeutschen galt auch zu *übel* ein Comparativ und Superlativ *wirser*, *wirseste*; zu *lützel* (klein) *minner*, *minneste*; *wirs* und *min* sind Adverbia des Comparativs (*übler*, *weniger*) und haben natürlich mit *übel* und *Lützel* nichts gemeinsames als die ähnliche Bedeutung. Unser *minder*, *mindest* ist mit dem beliebten *nd* für *nn* aus jenem älteren *minner*, *minnest* hervorgegangen; *lützel* haben wir verloren (es lebt nur noch, wie *michel*, in Eigennamen, z. B. *Lützelbuch*, *Lützelberger*) und durch *klein* (mhd. *kleine*, *klein fein*, *zierlich*) ersetzt, wie *michel* durch *groß*.

Von unseren beiden Deminutivendungen ist die echt oberdeutsche mhd. *-lîn*, nhd. *-lein*, mhd. und in nhd. Dialekten auch *-lî* oder häufiger *-l*, z. B. *hiuselîn*, *hündelîn*, *vingerlîn*, nhd. *häuslein*, *hündlein*, *fingerlein*; *vingerlî*, *schiffel*, *vingerl*,¹ in der Schriftsprache nunmehr fast gänzlich außer Brauch

¹ Von solchen Stämmen auf *er* ausgehend hat sich im österreichischen Dialekte die abscheuliche Deminutivform auf *-erl* gebildet, wie *maillüsterl*, *schätzerl*, *dienderl*, *herzerl*, welche man in gemüthlich sein sollenden Abgeschmacktheiten so reichlich anzubringen pflegt.

gefehrt und durch die niederdeutsche schon im Mittelhochdeutschen, wenn auch nur ganz vereinzelt, eingebrungene auf -kin nhd. -chen (blüemekin, blümohen) ersetzt worden. An diesen Deminutivendungen scheiden sich bisweilen recht scharf die Mundarten; so hat z. B. das Fränkische nur -le, das Thüringische aber -che als Deminutivform; in fränkisch-hennebergischen Mundarten findet sich eine Verbindung beider zu -lich, die an sich gar nichts auffälliges ist und die wir, zum Zwecke besonders starker Verfeinerung, recht wohl anwenden können, z. B. wägelchen, sächelchen u. a., die aber in jenen Mundarten merkwürdiger Weise als Plural zum Singular auf le dient, z. B. mädle, Plural mädlich.

Selten ist im Mittelhochdeutschen bloßes in als Deminutivbildung wie in maged-in (meged-in) zusammengezogen. meidin, bekannt aus den Nibelungen als Deminutiv zu maget, magt, meit. Man vergleiche damit die Deminutiva auf i in Schweizermundarten, wie äugi, füeßi, kätzi u. a.

Von der Wortbildung durch Suffiga wohl zu sondern ist die Zusammensetzung zweier oder mehrerer fertiger Worte — diese sind Stammbildungselemente niemals — zu einem neuen Worte, die im Deutschen in reichster Ausdehnung und zum Ausdruck verschiedener Function gebraucht wird. Während z. B. schwarzwurzel so viel ist als „schwarze Wurzel“ und die Function der Zusammensetzung nur die ist, eine bestimmte Art schwarzer Wurzeln, eine Pflanzenart zu bezeichnen, ist mit schwarzrock nicht ein „schwarzer Rock“, sondern ein Mensch gemeint, der einen schwarzen Rock trägt; hier also wie in rotbart, barfüße, dickkopf u. s. f. hat die Zusammensetzung possessive Function. Sehr oft steht das erste Wort in einem Casusverhältnis, wie in hausherr, burggraf, landrecht, nußkern, übeltäter, woltun u. s. f.; oft kann der erste Bestandtheil nur als nähere Bestimmung des zweiten gefaßt werden, wie in vorhof, beiwerk, feuerrot, milchweiß und überhaupt in den häufigen Zusammensetzungen zum Zwecke genauerer Bestimmung der Farben, wie braunrot, grüngelb u. s. f.

Selten sind die Zusammensetzungen mit „und“ aufzulösen, wie schwarzrotgold, schwarzweiß, schwarzgelb, als Bezeichnung nicht einer Farbenmischung, sondern Farbenzusammensetzung.

Daß in der älteren Sprache die Zusammensetzung der Verba mit Präpositionen denselben zugleich die Eigenschaft als Verba perfecta verlieh, die übrigens manchen Verben auch ohne solche Zusammensetzung eigen war, ward bereits erwähnt (S. 220) und zugleich darauf hingewiesen, daß die Präposition *ge-* sich ihrer speciellen Function „mit, zusammen“ so sehr entäußert habe, daß sie meist nur zum Zwecke dieser allgemeineren Function, zum Zwecke des Ausdrucks perfectiver Beziehung angewandt werde. Die Verba perfecta drücken keine Dauer aus, wie die Verba imperfecta, haben daher streng genommen kein Präsens; im älteren Deutsch dient ihre Präsensform zur Bezeichnung des Futurum, ihr Präteritum bezeichnet nicht das Imperfectum, sondern das echte Perfectum, ja Plusquamperfectum. Selbst im Mittelhochdeutschen ist dieß noch recht wohl bemerkbar. So heißt es in den Nibelungen (16, 4 des Lachmannschen Textes): du wirst ein sehene wip obe dir got noch gefüezet eins rehte guoten ritters lip; „werden“ ist seiner Natur nach perfectivisch, und wir würden profaisch übersetzen¹ können „du wirst eine schöne Frau werden wenn dir Gott einen recht trefflichen Ritter bescheren wird“; 271; 3: die er noch nie gesach d. i. gesehen hatte, und so gesach öfters, z. B. 73, 4; 1083, 1: daz was in einen ziten dô vrou Helche erstarp d. i. gestorben war u. f. f.

Von den mit dem Verbum zusammengesetzten Präpositionen sind die zum Verbum tretenden Adverbia wohl zu scheiden; sie sind leicht daran kenntlich, daß ihre Stellung wechselt, daß sie den ihnen eigenthümlichen Wortton behalten, und daß das Participium Präteriti das *ge-* annimmt, was bei echter Zusammensetzung des Verbum mit Präposition nicht der Fall ist. Sie mit dem Verbum dann zusammen zu schreiben, wenn sie vor demselben stehen, ist ein Mißbrauch.² Ebenso, wie man zu schreiben hat selig sprechen, los lassen, frei sprechen, war nemen, acht geben, hat man an nemen, ab brechen, fort schaffen, dar leihen u. f. f. in zwei Worte zu trennen. Substantiva wie „Darleihen, Annahme, Wahrnehmung, Freisprechung“ können nichts dagegen

Oder vielmehr umschreiben, denn Mittelhochdeutsch läßt sich ins Neuhochdeutsche nicht übersetzen.

² Kann ja doch ein „ach was soll ich fangen an“ vom volkstümlichen Liebe gewagt werden.

in die Waagschale legen; hier ist, wie schon der Wortton ausweist, wirkliche Zusammensetzung vorhanden. Die jungen Formen mit *un*, wie *unangenommen*, *unwargenommen*, müssen allerdings in ein Wort geschrieben werden; besser ist es jedoch, diese Bildungen zu meiden und sie durch das richtigere, edlere nicht an genommen, nicht war. genommen u. s. f. zu ersetzen, obwohl einige Worte dieser Art, wie *unangefochten*, *unangemeldet*, *unaufgefordert*, *unvorbereitet* sehr gebräuchlich geworden sind. Wie wenig sie unserer Sprache gemäß sind, ergibt sich schon daraus, daß dieß *un* nicht vor allen Worten dieser Art ertragen wird; einem „*unlos-gelassen*, *unfreigesprochen*, *unnieder-geschlagen*, *unmitgenommen*, *undargeliehen*, *unwargenommen*“ u. s. f. merkt man leicht das Falsche und Unerträgliche an; man ersetzt *un* durch nicht, trenne die Worte und der Eindruck befriedigten Sprachgefühles wird nicht auf sich warten lassen.

Während hier bei den zum Verbum tretenden Adverbien eine Zusammenschmelzung zu einem Worte entschieden in Abrede zu stellen ist, hat die unursprüngliche Verbindung zweier ehedem getrennter Worte zu einem im Tone einheitlichen und oft völlig untrennbar gewordenen Worte in unserer Sprache wirklich stattgefunden in der Art von Zusammenrückung, welche man uneigentliche Zusammensetzung nennt. Man versteht darunter das Aufschmelzen des Genitivs an das folgende Wort, zu welchem er gehört; dergleichen Fälle hat das Mittelhochdeutsche, ja sogar das Althochdeutsche bereits aufzuweisen, wie z. B. *spēhteshart* (*hart* ist *Wald*, *spēhtes* der Genitiv von *spēht*, also = *Spechtswald*, *saltus pici*) heißt *Speffart*; *Hennenbēre* (*hennen* ist Genitiv von *henne*) u. s. f.; doch ist in den bei weitem zahlreichsten Fällen im Mittelhochdeutschen noch nicht die Verschmelzung der beiden Worte zu einem festen Ganzen anzunehmen, und also z. B. ein *linden blat*, *ûz Burgunden lant* (*letzteres* wechselt ja auch mit *in der Burgunden lant*), von einer *ludmes hûte* (*ludem*, ein Thier) u. dergl. wohl mit Recht als zwei Worte (*linden blat*, *Burgunden lant*, *ludmes hûte*), wenn auch als zwei schon nahe an einander gerückte Worte zu betrachten.

Im Neuhochochdeutschen dagegen treten die beiden Worte, der vorausstehende Genitiv und das folgende Substantivum von dem er abhängt, fast stäts zu einem Worte zusammen, Fälle wie Schillers

werke, Nürnberger waren¹ (S. 222), vielleicht auch gottes son, frülings anfang und ähnliche ausgenommen.

Hier gilt also lindenblat, augenblick, sonnenschein, hanenkamm, wolfskaut u. dergl. mit Recht als ein Wort; haben wir doch die Genitive linden, augen, sonnen, hanen nunmehr längst verloren und durch die Formen linde, auges, sonne, hans ersetzt, so daß schon dadurch, daß diese hier erhaltenen älteren Genitivformen gar nicht mehr am selbständigen Worte in Anwendung kommen, der Beweis gegeben ist, daß wir eine feste wirkliche Zusammensetzung aus älterer Zeit vor uns haben. Dasselbe gilt von gänsehaut, mäusezan u. a., wo wir in gänse, mäuse den alten Genitiv Singularis von gans und maus zu erkennen haben. Uebrigens steht auch der Genitiv Pluralis nicht selten in uneigentlicher Zusammensetzung, z. B. Frankenland, ahd. Franchôno lant, kinderschuh, bilderdienst, ländertausch u. s. f. Sowie ein Adjectiv oder der Artikel zu dem Genitiv hinzutritt, kann natürlich von Zusammensetzung nicht mehr die Rede sein.

Fälle wie religionsfride, universitätsgebäude u. dergl. sind aus dem lateinischen Genitiv religionis, universitatis zu erklären. Von hier aus drang im Neuhochdeutschen das s auch an deutsche Feminina, die das erste Glied von Zusammensetzungen bilden, und es entstanden Formen wie rechnungsrat, gelegenheitsgedicht, liebeslied u. s. f., während doch Genitive wie rechnungs, gelegenheits, liebes, nie und nimmer existirt haben. An Austilgung dieser seltsamen durch fremde Analogie entstandenen Formen ist nicht zu denken; die viel besprochenen in dieser Richtung angestellten Versuche sind auch bekanntlich gescheitert.

Nicht selten sind uns Zusammensetzungen in so hohem Grade aus dem Sprachgeföhle geschwunden, daß wir in ihnen vielmehr Stammbildungen zu erkennen glauben. Dieß ist namentlich bei jenen, in Folge der allgemeinen Bedeutung ihres letzten Gliedes häufig anwendbaren Zusammensetzungen der Fall, deren letzter Bestandtheil als Wort für sich längst außer Gebrauch gekommen ist. Ich meine vor allem die Zusammensetzungen mit bar, haft, heit, lich, rich, sam, schaft und tum.

¹ Dagegen schreibt man bei verstärkenden Genit. Pluralis aller mit dem folgenden Wort zusammen: der allerschönste, *omnium pulcherrimus*, obschon die Construction völlig dieselbe ist als bei den oben erwähnten Beispielen. /

bar (man hätte *ber* erwartet), mhd. *bære*, ahd. *bāri*, ein im Gotischen nicht nachweisbares, nur in Zusammenetzung gebräuchliches Adjectivum von der Wurzel *bar* „tragen, bringen“ in weitester Bedeutung, gebildet, tritt an Nomina und, besonders im Neuhochdeutschen, an Verbalstämme an: dienstbare, dienstbar, manbare, manbar, brauchbar, eßbar, genießbar, unbrauchbar; ungenießbar u. s. f. und bildet so eine reiche Quelle bequem anwendbarer Worte.

haft, gotisch *hasts*, Stamm *haf-ta*, von der Wurzel *hab* in *hab-an* „haben, halten“ mit dem Suffixe *tha* gebildet, ist ein Adjectiv mit der Bedeutung „behaftet“, eigentlich bedeutet es „befestigt“; haft im Althochdeutschen ist „gebunden, gefangen“. Es dient, wie bekannt, sehr häufig in der Zusammenetzung und bezeichnet eben „behaftet mit dem, was das erste Glied sagt“, z. B. felerhaft, schmerzhaft, mangelhaft, launenhaft, lasterhaft, u. s. f. Okweilen nimmt es auch die Endung *-ig* an: leibhaftig, teilhaftig. Es schwächt seine Bedeutung auch ab, so daß es nur noch bezeichnet „nach Art“, z. B. in manhaft, schülerhaft, „nach Art der Männer, nach Art der Schüler“.

heit; *haidus* Masc. bedeutet im Gotischen „Art“; *heit* Masc. und Fem. im Althochdeutschen „Person, Geschlecht, Ordnung, Stand, Art“, im Mittelhochdeutschen ist *heit* Fem. „Art und Weise“. Es dient dieß Wort schon im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen zur Bildung zahlreicher Abstracta, wozu es seine allgemeine Bedeutung „Art und Weise“ geeignet macht. Das erste Glied ist oft ein Substantivum und zwar Personen bezeichnend, wie *christenheit*, *kindheit*, wo wir denn die Zusammenetzung wohl genitivisch aufzulösen haben „Art oder Stand der Christen, Art der Kinder“; aber es erscheinen auch Adjectiva vor *heit*, wie in *gesund-heit*, *gewon-heit*, *dumm-heit* u. s. f. Dieß letztere sind also einfach adjectivische Zusammenetzungen, bei denen das erste Glied das zweite näher bestimmt: „gesunde Art, Beschaffenheit“ u. s. f. Aus dem Zusammenstoße mit dem häufigen Auslaute *c* der Adjectiva, die mittels ahd. *-ac*, *-ic* (*ag-ig*), mhd. *ee* (*eg*), nhd. *ig* gebildet sind, entwickelte sich *keit* z. B. von mhd. *vrūmeo* „nützlich, tüchtig“ wird gebildet *vrūmeo-keit*, aus dem sehr leicht *vrūmekeit* werden konnte. Dieß *keit* ward nun ebenso wie *heit* als Endung gefaßt, und so entsteht unser — also völlig

falsch gebildetes — frömmigkeit; so ward nun bitterkeit (schon mittelhochdeutsch), brauchbarkeit, furchtsamkeit, empfindlichkeit und ähnliches in Masse gebildet, obgleich es niemals ein bitterig, brauchbarig, furchtsamig, empfindlichg gegeben hat. So stark wirkt die Analogie bei abgestorbenem Sprachgeföhle! Uebrigens ist nicht außer Acht zu lassen, daß diese Endungen Abstracta bezeichnen, also Worte bilden, die viel mehr bei den Schreibenden und in der höheren Sprache überhaupt, als beim Volke, das noch mehr Sprachgeföhle besitzt und nicht an der Sprache mit Bewusstsein ändert und meistert, in Anwendung kommen.

lich, gotisch *leik* Neutr., ahd. *lih*, mhd. *lich* Fem. ist „Leib, äußere Gestalt“ (wir brauchen *leiche* nur vom todten Körper, in *leichen-dorn* aber auch vom lebenden). Zusammensetzungen, die dieß Wort als letztes Glied haben, sind eigentlich possessiv zu fassen, z. B. gotisch *ga-leiks*, mhd. *ge-lich*, nhd. *g-leich*, wörtlich „übereinstimmenden Leib, gleiches Ansehen habend“; wo *ga-*, wie *con* in *con-cors*, *con-formis*, die Uebereinstimmung ausdrückt. *lich* wird also durch die Zusammensetzung zu einem Adjectivum: „Gestalt habend, Wesen habend“; der Vocal ward schon mittelhochdeutsch häufig verkürzt. Seine Verwendung ist eine sehr allgemeine; es tritt an Partikeln, Substantiva, Adjectiva, Verbalstämme, wozu auch hier die Allgemeinheit der Bedeutung die Möglichkeit gewährt, z. B. mhd. *anelich*, nhd. *änlich* von *ane*, an (*ad*, *apud*), wörtlich „angestaltig, dessen Gestalt daran, nicht weit davon ist“; *menlich*, männlich, wörtlich „Mannesgestalt habend“; *wiplich*, weiblich u. s. f.; *reinlich* „reines Wesen habend“ und so bei allen Adjectiven. Häufig drückt *lich* eine Verminderung der Bedeutung des Adjectivs aus: *kleinlich*, *dicklich*, *ältlich*, *rötlich* u. s. f. Diese Junction des *lich* ist etwa so zu erklären, daß die so gebildeten Adjective ausdrücken „nur das Wesen, die Aehnlichkeit dessen habend, was das erste Wort besagt“. Auch hier ist das Neuhochdeutsche überreich an Zusammensetzungen mit Verbalstämmen: *verderblich*, *vergeßlich*, *erläßlich*, *unerläßlich* u. s. f., besonders beliebt bei Verbis auf *-ern*, wie *veräußerlich*, *unveräußerlich*, *veränderlich*, *unveränderlich* u. s. f. Durch diese Worte, denen geläufige Verbalstämme zu Grunde liegen, bildete sich eine Analogie, die z. B. *leserlich*; *fürchterlich* hervorrief, obschon ein *lesern*, *fürchtern* niemals im Gebrauche war. In diesen Bildungen

berührt sich die Function von lich mit der von bar. Das Gefühl für die ursprüngliche Bedeutung von lich ist längst völlig geschwunden und es wird nun als eine Art von Wortbildungselement behandelt.

rich, gotisch reiks „Mächtiger, Herrscher, vornehm“, ahd. richi, mhd. riche, rich, Adjectiv „mächtig, gewaltig, reich“. Dieß Wort tritt namentlich in vielen unserer ältesten Mannsnamen oder vielmehr in den Namen von Stammhäuptlingen auf, wie Albrich „Herrscher der Albe, Elbe“, ¹ gotisch Thiudareiks (Theoderich) ahd. Diotrich, Dieterich (abgekürzt Dietz) „volkmächtig, *Ἀνυτοκράτης*“, Fridurich, Friderich (abgekürzt Fritz) „im Frieden mächtig“, Heimrich, Heinrich (abgekürzt Heiuß, Hinz) „in der Heimat mächtig“; von einigen Thieren bezeichnet es das Männchen, wie in enterich, täuberich, gänserich, eigentlich so viel als etwa „Entenkönig“ u. s. f. Auch in einigen Pflanzennamen, wie wegerich, hederich erscheint es; das Volk in Nordfranken nennt den Schnittlauch gräserich, wie ja der Lauch auch sonst in der deutschen Anschauung als König der Gräser gilt. Dieß rich ist von viel beschränkterer Anwendung als die übrigen hier besprochenen Worte.

sam; gotisch sama (vgl. englisch the same), bedeutet „derselbe“; dasselbe Wort am Ende von Zusammensetzungen, gotisch -sama (Rom. Sing. Masc.), ahd., mhd., nhd. -sam, mag so viel als „ähnlich, übereinstimmend“ bedeuten; mhd. sorosam, nhd. sorgsam, arbeitsam, lobesam (lobesan ist Entstellung), furchtsam u. s. f. Die Function dieses sam ist schwer zu umschreiben; man vergleiche z. B. fridlich und fridsam, letzteres wird man nicht von unbelebten Dingen brauchen „ein friedliches Thal“ nicht aber „ein friedsames Thal“, „sam geht also mehr auf Sinn und Charakter, -lich mehr auf die äußere Natur der Sache“; ² letzteres ist ja in der Grundbedeutung von lich wohl begründet.

schaft von schaffen ist „Beschaffenheit, Gestalt“ (so heißt es im Kaiser Karl des Pfaffen Konrad: David was vil luzler scaft, David war von sehr kleiner Gestalt), hat also zunächst mit heit Verwandtschaft. Seltener tritt es an Adjectiva wie in

¹ Fälschlich elfen genannt.

² Sagt Jakob Grimm.

verwantschaft, gemeinschaft, bereitschaft; sehr häufig bekanntlich an Substantiva, mhd. ritererschaft, geselleschaft u. s. f.

tum, gotisch dôms, ahd. tòm, tuom, bedeutet „Urtheil“. Seine Function als letztes Glied von Zusammensetzungen — kristentuom, heidentum, herzogtum, bistam aus bischoftum u. a., neuer sind lathertum, mönchtum, falsch gebildet ist volktum, fürstentum für richtigeres volktum, fürsttum — im Alt-, Mittel-, Neuhochdeutschen und in andern deutschen Sprachen läßt sich aber unmöglich aus der Bedeutung „Urtheil“ erklären. Das Wort erscheint als eine Bildung mittels des Suffixes -ma von der Wurzel dō, hochdeutsch tō tuo, tā, die als Verbum in tuo-n tun, ge-tān erscheint; diese Wurzel hatte ursprünglich die Bedeutung „setzen, stellen“ (davon dōm „die Satzung, das Urtheil“), aus der sich also wohl ein Wort allgemeinerer Bedeutung bilden ließ, was übrigens auch von der im Deutschen dieser Wurzel zukommenden Bedeutung des „Thuns, Machens“ leicht geschehen konnte. Die Bedeutung „Urtheil“ ist demnach wohl nicht die ursprüngliche, wenigstens nicht die des in Zusammensetzungen häufigen dōm, tuom.¹

Werfen wir zum Schluß dieses nur fragmentarischen Abschnittes über die Stammbildung — man sieht aus den wenigen etwas eingehender angestellten Besprechungen, wie umfangreich und tiefgreifend eine umfassende Bearbeitung der Lehre von der deutschen Stammbildung auszufallen hätte — werfen wir nur noch einen Blick auf die Bildung des Zahlwortes.

Wir wollen uns jedoch keinesweges an der Ermittlung der Abstammung der einfachen Zahlworte, die ein Gemeingut unseres Stammes sind, versuchen, sondern nur die leichter erkennbaren zusammengesetzten Formen, sowie die Bildung der Ordnungszahlen ins Auge fassen.

Die einfachen Zahlworte umfassen die Zahlen 1—10. Die andern sind zusammengesetzt. Auch aus der Art der zusammengesetzten ergibt es sich, daß das dekadische System mit der indogermanischen Ursprache selbst schon gegeben ist. Diese Erscheinung ist eine höchst bedeutsame. Der Sprachbildung selbst lag also schon das vollkommenste aller Zahlensysteme zu Grunde; wahrlich kein

¹ Getān heißt „beschaffen“, z. B. sō getān (unser vollkommiges sotter „solcher“ ist aus sō getāner verfilzt), übel getān, wol getān; tōm tuom konnte also etwa, ähnlich wie heit, „Beschaffenheit, Art“ bedeutet haben.

kleiner Beweis für die ursprüngliche Befähigung unseres Stammes. Die zweimalige Fünffzahl der Finger und Zehen mag hier wohl die jenes System bedingende Anschauung sein.

11, 12, gotisch ain-lif, tva-lif, mhd. ein-lif, zwei-lif; ein-lef, zwelf; eilf-elf, zwelf, von denen das letztere im Neuhochdeutschen nach der leider auch außerhalb des classischen Wigblattes unserer Tage längst beliebten Zwifauerischen Mundart in zwölf entstellt ist. Hier ist der erstere Bestandtheil, nämlich ain tva, die Stämme der Ein- und Zweizahl, vollkommen deutlich. Der zweite Bestandtheil, so wenig glaublich es auf den ersten Blick scheinen mag, kann doch nichts anderes sein, als eine Entstellung einer Form des Stammes der Zehnzahl, dessen indogermanische Grundform dakan ist. Die Schwächung des Vocals a zu i ist regelmäßig und ja auch in zehan, zehen, grunddeutsch tihan, indogermanisch dakan eingetreten; f für das zu erwartende h findet sich auch sonst, so in dem Zahlworte vier, gotisch fidvōr, Grundform katvāras (vgl. quatuor für qualuores); in wolf, Grundform varkas. Anstoß gibt also nur ein einziger Laut, nämlich das l, das für ursprüngliches d stehen muß. Der Wechsel von d zu l; der in andern indogermanischen Sprachen nicht selten ist, dürfte allerdings für das Grunddeutsche in ferneren Beispielen wohl schwerlich nachweisbar sein. Allein es kann hier nur an die Zehnzahl gedacht werden (vgl. *evdēca* undecim, *zōdēca* decim), und so müssen wir uns also bei der nothwendigen Annahme eines vereinzelt ungewöhnlichen, aber keineswegs unvorhörten und unmöglichen Lautwechsels beruhigen.

Die Zahlworte 13—19 sind von selbst klar.

20, zwanzig, eine Entstellung von zwenzig, mhd. zweinzie, zwenzec; -zig, -zec ist bis auf das häufige g = h (ziehe, zog) das Zahlwort zeh-en, dessen Endung unwesentlich ist; zwein-, zwen- ist aus zwēne, nhd. veraltet zwēn zu erklären (das Zahlwort für 2 lautet mhd. im Nom. Masc. zwēne, Neutr. zwei, Fem. zwō, im älteren Neuhochdeutsch bekanntlich ebenso; nunmehr ist das Neutrum zwei allein im Gebrauche). Zwanzig ist also zwei(mal)zehn.

30, drizec, drei-ßig u. s. f., bis 90 sind nun ebenfalls deutlich, es sind Zusammenstellungen der Einer mit zehn. Auch für 100 findet sich mhd. noch zēhenzec; ein nhd. zehnzig ist unerhört.

Das gewöhnliche mhd. und nhd. hundert erweist sich als eine Weiterbildung einer im Gotischen und Althochdeutschen erhaltenen ursprünglicheren Form hund, hunt, die sich dem lateinischen centum regelrecht zur Seite stellt. Hundert ist „zehn mal zehn“, wir können für dasselbe die Urform *dakandakantam d. h. zwei mal gefetztes dakan (10) mit dem wortbildenden Suffixe ta und dem. m des Rom. Sing. Neutr. mit hoher Wahrscheinlichkeit erschließen. Von diesem langen Worte blieb aber nur der Schlußtheil, das übrige verlor sich um so leichter, als die Sprache ja überhaupt darnach strebt, von zweimal gefetzten gleichen Elementen das eine abzustossen. Aus (dakanda)kantam ward aber ganz regelrecht ebenso im Lateinischen centum (also für *decemdecantum), wie im Deutschen hund für *zēhenzēhund.

Mit 1000, mhd. tūsent, nhd. tausent; mag es sich ähnlich verhalten; es steckt gewiß „zehn mal hundert“ darin, wer aber vermag die sichtlich sehr veränderte und verdrehte Form auf ihre Grundform zurückzuführen? Uebrigens stimmt in diesem Worte nur Litauisch und Slawisch zum Deutschen, die übrigen indogermanischen Sprachen weichen völlig ab.

Die Ordinalzahlen sind sämtlich, außer bei 2, Superlative. Bei 1 wird dieser Superlativ auch im Deutschen nicht vom Zahlworte gebildet, sondern das mittel- und neuhochdeutsche erste ist ein Superlativ von *er* (früher, vor); mhd. und nhd. *an-der* ist ein Comparativ mit der alten Comparativendung *tara* (da hier, bei der Zweizahl, ein Superlativ nicht möglich war), ebenfalls nicht vom Zahlworte, sondern von einem demonstrativen Pronominalstamme *ana*, *an* (recht deutlich liegt dieß im Litauischen vor: *ans* für *anas* „jener“, *an-tras* „zweiter“). Das neuhochdeutsche zweite, wie dritte, vierte und alle übrigen sind Superlative mit dem Superlativsuffixe, dessen ursprüngliche Form *ta* ist, von den Grundzahlen gebildet.

Ander-halb, jetzt anderthalb ($1\frac{1}{2}$) mit einem nach Analogie der übrigen Zahlen eingeschobenen *t*, dritthalb ($2\frac{1}{2}$), viertelhalb ($3\frac{1}{2}$) u. s. f. sind in ihrer Entstehung ebenso klar wie *z. B.* *selb-ander* „selbst der andere, einer mit einem andern“, *selbdritter*, *selbvierter* u. s. f.; kurze und bequeme Worte, die wir nicht in Vergessenheit gerathen lassen wollen.

IV. Von der Wortbildung (von der Declination und Conjugation).

Die Laute, mit welchen wir es in der Lautlehre zu thun hatten, die Wurzeln, ja selbst die Wortstämme, die ja ebenfalls als solche noch keine Worte, keine Glieder des Satzes, keine Elemente der lebendigen Sprache sind — alles dieß im bisherigen zur Sprache Gebrachte ward auf wissenschaftlichem Wege aus dem Organismus des Wortes ausgeschieden; es waren Elemente, die für sich gar nicht existiren, Präparate, die erst gemacht werden mußten. Erst jetzt sind wir, so zu sagen, von innen heraus bis zur Oberfläche des Wortes gelangt; wir haben es nun nicht mehr mit den Stoffen, aus denen es besteht, oder mit seinen inneren Theilen zu thun, sondern mit dem ganzen, mit dem lebendigen Worte, und zwar kommt hier eben nur das in Betracht, wodurch es lebendiges, ganzes Wort wird, nämlich seine grammatische Form im engeren Sinne, seine nach Bedürfnis des Satzes wechselnden Beziehungselemente. Diese nehmen im Indogermanischen und demnach auch im Deutschen die letzte Stelle am Wortende ein, sie bilden den Auslaut, den Abschluß des Wortes.

Wurzeln in Sprachen einfachster Form, Wortstämme in formlich entwickelteren Sprachen können allerdings bald als Verba, bald als Nomina fungiren; ein lautlicher Ausdruck dieser Function findet sich aber nur in jenen Sprachen, in welchen das, was jeder der beiden Wortclassen in unterscheidender Weise eigenthümlich ist, auch lautlich am Worte dargestellt wird, nämlich beim Nomen der Casus, beim Verbum die Person. Es ist also erst die Wortbildung, welche den Gegensatz von Nomen und Verbum zur lautlichen Erscheinung bringt. Was Personalbezeichnung hat, ist Verbum; was einen Casusexponenten zeigt, ist Nomen. So steht also die Wortbildung in engster Beziehung zu dem tiefinnersten Wesen der Sprache; nur Sprachen mit entwickelter Wortbildung vermögen die Function vollkommen zur lautlichen Erscheinung zu bringen.

Man hat vielfach die Frage aufgeworfen, ob Nomen oder

Verbum älter, ursprünglicher sei, und sie in diesem und jenem Sinne beantwortet, indem man also entweder annahm, die Sprache habe ursprünglich nur Nomina gekannt oder sie habe aus lauter Verben bestanden. Von dieser Ansicht machte man dann die Anordnung der grammatischen Behandlung abhängig und räumte nicht selten der Lehre von der Conjugation deshalb den Vortritt ein, weil man eben das Verbum für älter hielt als das Nomen. Wer jene Frage nach dem Altersunterschiede von Nomen und Verbum stellt, beweist aber eben durch diese seine Fragestellung, daß er über sprachliche Dinge nicht klar gedacht hat. Entweder ist nämlich der Unterschied von Nomen und Verbum noch gar nicht entwickelt, und dann können wir die Worte solcher Sprachen weder dem einen noch dem andern beizählen, oder der Gegensatz beider ist da; erst durch den Gegensatz wird das eine zum Nomen, das andere zum Verbum. Eine Sprache, die nur aus Nominibus oder nur aus Verbis bestünde, ist ein Unding; mit dem Nomen ist nothwendig das Verbum gesetzt, und umgekehrt. Worte werden nur dadurch zu Nominibus, daß andere ihnen als Verba zur Seite stehen; Verba sind nur dadurch Verba, daß sie keine Nomina sind. Verbum und Nomen sind also zugleich entwickelt, von gleichem Alter und gleicher Berechtigung, wie die beiden Aeste eines sich theilenden Stammes; vor der Theilung war keiner der beiden vorhanden, mit der Theilung aber entstehen beide zugleich. Es ist somit wissenschaftlich völlig einerlei, ob man in der Grammatik das Verbum oder das Nomen zuerst behandelt; wir haben also keinen Grund, von der zufällig üblich gewordenen Voranstellung der Declination abzugehen.

Declination.

In einer vorhistorischen Periode unserer Sprache bezeichnete man durch Worte allgemeiner Bedeutung, welche dem Nomen nachgesetzt wurden, die verschiedenen Beziehungen, in welchen es in der Sprache gefaßt wird, wie in nicht wenigen Sprachen dieß noch geschieht. Während manche Sprachen diese Beziehungen außerordentlich fein spalten und also eine große Menge von dergleichen Elementen, Postpositionen genannt, anwenden, begnügen sich andere mit der lautlichen Bezeichnung verhältnismäßig nur weniger Beziehungen; letzteres war beim Indogermanischen der Fall. Im

Verlaufe der Zeit schmolzen nun im Indogermanischen jene nachgesetzten Elemente immer fester an das Nomen an, indem sie ihren besonderen Wortton verloren und sich zugleich in ihrer lautlichen Form abschwächten. So wurden die Postpositionen, die nachgesetzten Elemente, zu Casusendungen, die Declination der Nomina war nun entwickelt.

Der Singularis bedurfte keiner weiteren Bezeichnung, Nominalstamm und Casusexponent genügten; um aber den Plural vom Singular zu scheiden trat außer dem Casuselemente noch ein Wörtchen hinzu, welches die Function hat, die Mehrheit, die Verbindung mehrerer Einzelnen zu bezeichnen. Hierzu scheint in der Urperiode des Indogermanischen die Wurzel *sa*, in erweiterter Form *sa-m*, gebient zu haben, welche wir in den indogermanischen Sprachen in der Bedeutung „mit, zusammen“ in vielfacher Anwendung finden; so entstammt derselben z. B. unser *sam-t*, *zu-sammen*; im Altindischen bedeutet *sa* und *sam* „mit“ u. s. f. Im vorliegenden Stande des ältesten Indogermanisch ist von dieser Pluralbezeichnung nur *s* geblieben, welches wir, abweichend von der Art anderer Sprachen, meist nach dem Casuszeichen finden. Wenn z. B. vom Stamme *sunu* (Sohn) der Instrumentalis Singularis *sunu-bhi* (*bhi* tritt in verschiedener Beziehung als casusbildendes Element auf, seine Herkunft und Urbedeutung ist dunkel) lautete „mit dem Sohne“, so war *sunu-bhi-s* der Instrumentalis Pluralis „mit den Söhnen“; *sunu-sa* war Nominativ Singularis, „Sohn“ (*sa* ist eine demonstrative Wurzel, von jenem *sa* „mit“ verschieden), *sunu-sa-s* Nom. Plur., „Söhne“.

Das namentlich durch die Glieder des Leibes der Anschauung so nahe gerückte Paarverhältnis gab zu einer Abart des Pluralis in der Sprache Veranlassung, zu einer besonderen Bezeichnung der Zweizahl, zur Bildung des Dualis. Im Indogermanischen erweisen sich die Formen des Dualis als aus denen des Pluralis hervor gegangen; sie setzen also diese voraus und der Dualis ist somit wohl jünger als der Pluralis. Die indogermanischen Sprachen pflegen sich im Laufe der Zeit, die eine früher, die andere später, dieser besondern Formen für die Zweizahl wieder zu entäußern.

Es liegt nun im Begriffe des Casus sowohl als in seiner Entstehung aus Postpositionen, daß die ihn ausdrückenden Elemente bei allen und jeden Nominibus dieselben sind. Mag das Nomen

ein Femininum oder Masculinum sein, mag sich der Stamm desselben auf einen Vocal oder einen Consonanten endigen — alles dies ist völlig gleichgiltig für die Beziehung, in welcher es im Satz erscheint; um ihm die Beziehung z. B. eines Instrumentalis Pluralis zu geben, werden jedem Nomen ein und dieselben Elemente beigefügt, denn diese Beziehung bleibt sich unter allen Verhältnissen stets gleich. Doch ist zu bemerken, daß in manchen Casus der Plural sich anderer Elemente bedient als der Singular; bisweilen ist es noch deutlich ersichtlich, daß ursprünglich eben mehrere Elemente in wenig verschiedener Beziehung in Anwendung waren; im Singular blieb dann nur das eine haften, das andere verlor sich ganz oder bis auf Reste, im Plural setzte sich das andere fest, und so bildete sich jene eben erwähnte Verschiedenheit der Casusbezeichnung in beiden Zahlen.

Es gibt also ursprünglich nur eine Declination, nicht aber verschiedene Declinationen. Besonders unwissenschaftlich ist es, von erster, zweiter u. s. w. Declination zu reden, als könnte in diesen Dingen eine Reihenfolge stattfinden.

Nichtsdestoweniger aber lehrt uns schon ein flüchtiger Blick auf die vorhandenen Sprachformen, daß bei verschiedenen Nominibus dieselben Casus verschieden lauten. Woher nun doch diese Unterschiede, die nach dem Gesagten im Casus- und Numerusaussdrucke nicht liegen können? Die Antwort auf diese Frage ist leicht. Die Stammauslaute der Nomina sind verschieden; dasselbe Casussuffix wird mit einem auslautenden Vocale andere lautliche Verbindungen im Laufe der Zeit eingehen, als mit einem auslautenden Consonanten, bei älteren Sprachen finden sich auch Stammbildungen, die sich vor antretenden Casuselementen verkürzen oder dehnen. Die Verschiedenheit desselben Casus bei verschiedenen Nominibus beruht also in der Verschiedenheit der Nominalstämme, und wir werden also nicht von verschiedenen Declinationen, sondern von verschiedenen Nominalstämmen zu handeln haben. Eine besonders Eigentümlichkeit der Pronominalstämme, denen sich im Deutschen die unbestimmten Adjectiva anschließen, besteht darin, daß sie vor gewissen Casusendungen ihre Stämme durch Zusätze erweitern, daß also in diesen Casus eine andere Stammform zu Grunde liegt als in den andern. Seltner und sehr wechselnd finden sich solche Zwischensätze auch bei anderen Stämmen; beim Pronomen

sind sie constanter und alterthümlicher. Hauptsächlich durch diese Zwischenelemente zwischen Stamm und Casusendung setzt sich die pronominale Declination von der der übrigen Nomina, der nominalen Declination ab. Das ungeschlechtige persönliche Pronomen der ersten und zweiten Person bietet Wechsel im Stamme selbst dar, außer manchen andern Besonderheiten; das Reflexivpronomen schließt sich diesen Eigenthümlichkeiten an. So zerfällt die Declination zunächst in drei Verschiedenheiten; wir haben 1) die nominale Declination, 2) die pronominale Declination, 3) die Declination des ungeschlechtigen persönlichen Pronomens. Diese Reihenfolge schreitet von den einfacheren Bildungsweisen zu den zusammengesetzteren vor, und es hat also diese Anordnung ihren in der Sache selbst liegenden guten Grund. Zahlwort und Eigennamen folgen im Deutschen theils der nominalen, theils der pronominalen Weise.

Das Deutsche kennt in seinen ältesten vorliegenden Sprachformen im Singularis fünf Casus, nämlich Nominativ, Accusativ, Dativ (in welchem der Locativ aufgegangen ist), Genitiv (welcher zugleich die Stelle des ihm nahe verwandten Ablativs vertritt) und Instrumentalis, letzterer ist, außer im Althochdeutschen, nur noch in Resten vorhanden. Außerdem gab es einen Vocativ, der aus dem reinen Stamme bestand, er war also kein Casus, überhaupt eigentlich keine Wortform, kein Satzglied; im Mittelhochdeutschen ist er längst mit der Form des Nominativs zusammen gefallen. Der Dualis ist verloren; er hatte nur im Zahlwort „zwei“ längeren Bestand und existirt beim persönlichen Pronomen der ersten und zweiten Person in Mundarten bis zur Stunde. Der Plural hatte schon von Alters her keine besondere Form für den Vocativ, sondern der Nominativ galt hier von jeher auch als Vocativ; im Deutschen gilt die Dativform zugleich als Instrumentalis, so daß hier also nur vier Casusformen, nämlich Nominativ, Accusativ, Dativ, Genitiv bleiben. Beim Nomen ist im Singular und Plural im Mittelhochdeutschen bereits Accusativ und Nominativ in eine Form zusammengefallen, so daß wir in dieser Sprache, wie im Neuhochdeutschen, nur noch drei Casusformen und auch diese nur in schwachen Resten noch vorfinden, Nominativ (Accusativ), Dativ, Genitiv. Die pronominale Declination hat jedoch für den Accusativ Singularis eine besondere Form bewahrt.

Das Element, welches den Nominativ Singularis bezeichnet, ist s; sein Ursprung aus dem demonstrativen Pronominalstamme sa „der“, Fem. sâ (gotisch sô) „die“, ward oben bereits erwähnt. Dieser Pronominalstamm lautet in allen andern Casus und eben so im Neutrum ta; die Wandlung des t in s findet nur im Nominativ Singularis und nur da statt, wo sich das Pronomen auf ein Masculinum oder Femininum, also auf etwas Belebtes oder sprachlich als belebt Empfundenes bezieht. Das s ist also nur für Masculinum und Femininum Zeichen des Nominativus Singularis, fürs Neutrum gilt in der pronominalen Declination t (als Auslaut im Deutschen unvershoben geblieben); die Nomina Neutrius Generis haben gar keinen Nominativ, sondern lassen den Accusativ für den Nominativ eintreten. Die Feminina auf ursprüngliches â haben das s des Nominativs in uralter Zeit bereits verloren.

Der Nominativ Pluralis fügte zum s des Nominativ Singularis noch das plurale s und lautete ursprünglich also -sas; bald aber blieb nur eines der beiden s übrig. Das Neutrum hat im Accusativ und Nominativ, die auch im Plural beim Neutrum gleich lauten, die in ihrem Ursprunge dunkle Endung â.

Accusativzeichen ist m oder, im Litauischen und Deutschen, n, dunkler Herkunft. Dieß m gilt bei Neutris, deren Stamm auf -a auslautet, zugleich für den Nominativ; die übrigen Neutra zeigen im Nominativ und Accusativ den reinen Stamm. Im Accusativ Pluralis tritt zu diesem m oder n noch das Zeichen des Plurals hinzu; die älteste Endung dieses Casus ist also -ms oder -ns. Von den Neutris war schon die Rede.

Im deutschen Dativ Singularis sind meist ursprüngliche Locative zu erkennen, deren Suffix i war; das eigentliche Dativsuffix ist ursprünglich ai.

Der Dativ Pluralis lautete ursprünglich bhj-as, d. h. bhi, Casuselement, und s des Plurals; a ist ein weniger wesentlicher Zwischenlaut. Im Deutschen, Litauischen, Slawischen ist für bh in diesem Casussuffixe stets m eingetreten, dieß ist im Deutschen allein übrig geblieben als Rest des Suffixes des Dativs Pluralis. Dieß m aus bhi bildete ursprünglich im Deutschen auch den Instrumentalis Singularis, der jedoch dem Mittelhochdeutschen bis auf schwache Spuren abhanden gekommen ist.

Element des Genitiv Singularis ist das aus dem t des Ablativs abgeschwächte s. Im Plural ist die älteste Genitivendung wahrscheinlich *sām-s*; s ist Pluralzeichen, *sām* Casuselement. Von diesem **sāms* blieb jedoch nur *sām* und *ām* übrig.

Diese Elemente treten nun zum Zwecke der Declination an den Auslaut der Nominalstämme an, welcher vor gewissen Casusendungen Veränderungen (Steigerung, Schwächung) erleidet, außerdem machen sich im Laufe der Zeit die Lautgesetze geltend, namentlich beim Zusammentreffen consonantisch anlautender Casusuffixe mit consonantischem Stammauslaute. Die verschieden auslautenden Stämme werden sich also bei ihrer Verbindung mit Casuselementen in verschiedener Weise verhalten, und es hat die Lehre von der Declination diese Verschiedenheit der Stammauslaute zu Grunde zu legen.

Die Nominalstämme zerfallen ihren Auslauten nach — denn nur der Auslaut kommt hier in Betracht — zunächst in zwei Classen, in vocalische und consonantische Stämme. Die ersteren sind nun folgende:

I. *a*-Stämme. Da ein diesem *a* vorausgehendes *j* — und *ja* ist eins der häufigst angewandten Stammbildungselemente — besondere Lautwandlungen im Laufe der Zeit hervor zu rufen pflegt, trennen wir die *a*-Stämme in solche, deren *a* ein anderer Laut als *j* vorausgeht und in Stämme auf *ja*.

I, a. *a*-Stämme. Masculinum, Stamm *taga* (Tag); Neutrum, Stamm *worta* (Wort); Femininum, mit gesteigertem Auslaute, Stamm *gebā* (Gabe).

I, b. *ja*-Stämme. Masculinum, Stamm *hirtja* (Hirte); Neutrum, Stamm *kunja* (Geschlecht, Verwandtschaft); Femininum, Stamm *sipja* (Sippe).

II. *ʒ*-Stämme. Masculinum, Stamm *gasti* (Gast); Neutra dieser Stammform kommen im Deutschen nicht vor; Femininum, Stamm *krafti* (Kraft).

III. *u*-Stämme. Diese Stämme sind im Mittelhochdeutschen zwar nur noch in Spuren erkenntlich, dürfen aber, als im älteren Sprachstande scharf von den andern geschieden, nicht übersehen werden. Masculinum, Stamm *schatu* (Schatten), Neutrum, Stamm *vihu* (Bieh); das Femininum hat sich schon im Althochdeutschen verloren; d. h. die weiblichen Stämme auf *u* sind in ihrer Declination der Analogie der häufigeren Stammauslaute gefolgt.

Nur diese drei Grundvocale erscheinen im Deutschen als vocalische Stammauslaute. Noch viel einfacher gestalten sich die consonantischen Auslaute. Während von den verwandten Sprachen z. B. das Griechische, Indische dem Ursprünglichen darin treu geblieben sind, daß sie eine große Anzahl verschiedener consonantisch auslautender Nominalstämme besitzen, hat das Deutsche diese Art von Stammauslauten bis auf wenige Stammformen von großer Häufigkeit fast gänzlich verloren. Wir fassen die consonantischen Stämme des Deutschen als eine Classe von Stämmen, die vierte, zusammen. Sie wird fast ausschließlich gebildet durch die im Deutschen ungemein beliebten N-Stämme, die sich zu einer durchgreifenden Analogie entwickelt und namentlich dadurch ein außerordentlich weites Gebiet eingenommen haben, daß von jedem Adjectivum ein N-Stamm gebildet werden kann, um dem Adjectivum die bestimmte Beziehung zu geben. Diese Neubildung von N-Stämmen bei Adjectiven mit der eben angedeuteten Function wird mit Recht unter die charakteristischen Unterscheidungsmerkmale unserer Sprachfamilie gerechnet.

Seit Grimm nennt man die Declination der vocalischen Stämme starke Declination, die der N-Stämme, schwache. So wichtig und richtig die Sonderung beider auch ist, so ist doch, meines Erachtens, die Bezeichnung „stark“ und „schwach“ nicht gut gewählt, denn sie nennt die Sache nicht mit ihrem rechten Namen, sondern deutet sie mit einem Bilde an, dessen Berechtigung ich wenigstens nie begriffen habe. Diese unklare Bezeichnung hat denn auch zu vielen Mißverständnissen und Unklarheiten Anlaß gegeben; überdies gehören uneigentliche Bezeichnungen in die poetische Ausdrucksweise, nicht aber in die Sprache der Wissenschaft, deren einziges Ziel Einfachheit und zwingende Klarheit sein muß. Oben fanden wir dieselbe Bezeichnungsweise „stark“ und „schwach“ in völlig verschiedener Anwendung; „starke Verba“ werden die Stammverba, „schwache Verba“ die abgeleiteten genannt. Schon diese Mehrdeutigkeit der Ausdrücke stark und schwach läßt die Entfernung der in Rede stehenden Bezeichnungsweise aus der wissenschaftlichen Sprache der deutschen Grammatik wünschenswerth erscheinen.

Außer den N-Stämmen haben nur die Verwandtschaftsworte, als N-Stämme, consonantischen Auslaut bewahrt; wir unterscheiden demnach

IV, a. A-Stämme. Masculinum, Stamm hasan (Hase); Femininum, Stamm zungan (Zunge); Neutrum, Stamm hēzān (Herz). Letztere beiden dehnen in der älteren Sprache vielfach den Vocal vor dem auslautenden n, was beim Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen wegen der Verflüchtigung aller Vocale der Endsilben in e eben so wenig in Betracht kommt, als die nicht umlautwirkende Schwächung der Endung -an in -in, welche bei den männlichen und sächlichen Stämmen dieser Art in mehreren Casus stattfind.

IV, b. A-Stämme. Masculinum, Stamm bruodar (Bruder); Femininum, Stamm muotar (Mutter).

Die Declination des Mittelhochdeutschen und noch mehr des Neuhochdeutschen hat durch die in diesen Sprachen eingetretene Verflüchtigung der Auslaute solche Einbußen an Formen erlitten, daß wir hier füglich nur von Resten der Casusbildung sprechen können. Um diese Reste deuten zu können, müssen wir ihnen die ursprünglichen Formen, wie sie etwa in der deutschen Grundsprache lauteten, zur Seite stellen, die gotischen Formen sehen wir ebenfalls bei, um neben dem erschlossenen älteren die in der alterthümlichsten deutschen Sprache wirklich vorkommenden Bildungen nicht zu vermissen. Das Neuhochdeutsche erwähne ich bloß da, wo es auch abgesehen von den Gesetzen des Auslauts-e vom Mittelhochdeutschen abweicht. Auch vom Uebertritte einzelner Worte in eine ihnen ursprünglich fremde Analogie sehen wir hier ab; so ist z. B. unser hān, Gen. hānes u. s. f. ursprünglich ein A-Stamm und der Nom. hätte hane, der Gen. hanen (vgl. hanenkamm, *crista galli* u. a.) u. s. f. zu lauten; ähnliches findet sich nicht selten,

I, a. A-Stämme.

Masculinum.

Singul. Deutsche Grundsprache.	Gotisch.	Mhd. und Nhd.
Nom. daga-s	dags }	tac, nhd. tag.
Acc. daga-n	dag }	
Dat. dagāi aus daga-ai	daga	tage.
Gen. dagā-s mit Steigerung des Stammanschlusses, wie bei den 3- und 4-Stämmen.	dagis, aber altfächisch dagas, was auf älteres dagās hinweist.	tages.

Plural.	Deutsche Grundsprache.	Gotisch.	Mhd. und Nhd.
Nom.	dagō-s mit zweiter Steigerung des Stammanklantes.	dagōs	} tage.
Acc.	dagā-us	dagans	
Dat.	dagā-ins ¹	dagam	ingen.
Gen.	dagām aus daga-(s)ām	dagē	tage.

Das Neutrum unterscheidet sich vom Masculinum im Singular ursprünglich nur durch den Nominativ, welcher in der Grundsprache *vrda-m* gotisch *vaurd* lautete, im mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen wort ist auch dieser Unterschied geschwunden; die übrigen Casus wurden schon ursprünglich völlig ebenso wie beim Masculinum gebildet; im Plural hatte der Nominativ und Accusativ in der deutschen Grundsprache die Form *vrda* aus *vrda-ā*; gotisch lautet diese Form *vaurda*, mhd. wort; das Neuhochdeutsche hat hier die Analogie des Masculins wahren lassen und bildet also worte wie *tage*.

Nicht im Gotischen erhalten, aber dennoch uralte und also der deutschen Grundsprache zuzuschreiben sind die Neutra, welche das ursprünglich ihnen zukommende Wortbildungssuffix *-as* im Singular verlieren und dann in die Analogie der A-Stämme übertreten, im Plural aber jenes *as* beibehalten. So lautet von *rat*, mhd. *rad*; der Plural *reder*, Dat. *rederen*, Gen. *redere*, nhd. *räder*, *rädern*, *räder*; die Grundformen dieser Casus des Plurals sind Nom. Acc. *ratas-ā*, Dat. *ratas-ams*, Gen. *ratas-ām*; das *as* schwächte sich zu *is* und dieß gieng nach der Regel in *ir*, *er* über, von dem also unursprünglichen *i* stammt der Umlaut. Diese Worte entsprechen z. B. den lateinischen Neutris auf *-us*, wie *genus*, Plur. Nom. Acc. *genera* für *genes-ā*, Gen. Pl. *genes-um* aus *genes-ām* u. s. f., nur daß hier der Singular das Suffix bewahrt hat. Im Deutschen aber verfährt man so, als wenn der Lateiner den Singular mit **genum*, *geni*, *geno* bildete, d. h. das Suffix *us* (ursprünglich *as*) abwürfe und es durch die Endungen der A-Stämme ersetzte. Die Plurale mit *-ir*, *-er* wären also ursprünglich nur jenen mit dem Suffixe ursprünglich *as* gebildeten Nominibus eigen; mit der Zeit aber entwickelte sich aus diesen Pluralen eine Analogie, die eine Menge Worte in ihre Bahn riß, die ursprünglich kein solches Suffix besaßen, so daß im Mittel-

¹ Vielleicht noch *daga-mus* oder in ähnlicher Weise.

hochdeutschen und noch mehr im Neuhochdeutschen solche Neutra mit er im Plural häufig geworden sind. Manche Worte haben auch beide Pluralformen mit und ohne er; wie z. B. denkmale und das weniger edle denkmäler. Das Neuhochdeutsche geht so weit, daß es dem er eine Function verleiht, die wir die vereinzelnbe, individualisirende nennen können; worte, die ältere Form, deutet auf eine ganze Rebe, während das jüngere wörter nur einzelne Worte bezeichnet; tuche sind Tucharten, tücher einzelne fertige zur Kleidung dienende Stücke u. s. f. Die älteren Formen verdienen den Vorzug; geradezu gemein sind dinger, ungetümer, anstatt dinge, ungetüme u. a., oder gar der nur in schimpflicher Anwendung gebrauchte abscheuliche Plural menscher (anstatt menschen, ein N-Stamm liegt hier vor; das Genus Neutrum aber ist alterthümlich).

Selbst aufs Masculinum erstreckt sich jetzt dieses ursprünglich durchaus neutrale er, z. B. geister, leiber, irtümer, götter, wälder u. s. f. Der erwähnte Unterschied in der Function dieser Plurale auf -er von den älteren Formen ohne dasselbe tritt hier bei einigen Worten besonders stark hervor; man vergleiche orte und örter, mannen und männer.

Femininum.

Eingul	Deutsche Grundsprache.	Gottsch.	Mittelhochdeutsch.
Nom.	gibá ohne Nom. -s wie bei den entsprechenden Stämmen der verwandten Sprachen.	giba	} gebe.
Acc.	gibá-n	giba	
Dat.	gibái aus gibá-ai	gibai	
Gen.	gibó-s, mit Steigerung des Stammauslautes.	gibós	
Plural.			
Nom.	gibó-s	gibós	} gebe.
Acc.	gibó-ns	gibós	
Dat.	gibó-ms	gibóm	geben.
Gen.	gibóm aus gibó-(s)ám	gibó	geben, ahd. gebóno, eine hochdeutsche Neubildung nach Analogie der N-Stämme gebildet durch Einschlebung von n zwischen Stamm und Casusendung; wäre diese Form dem Grunddeutschen zuzuschreiben, so würde sie hier gibón-ám zu lauten haben.

Es versteht sich bei diesen wie bei allen Stämmen, daß im Mittelhochdeutschen die Tonverhältnisse maßgebend für das e der Endsilben sind (vgl. S. 159 flg.); es lautet also der Gen. und Dat. Singularis des Neutrum spër (Speer), spërs und spër; der Nom. Singularis des weiblichen Stammes zala, zal, Dat. Gen. Pluralis zaln u. s. f.

Die Neigung dieser weiblichen A-Stämme der Analogie der N-Stämme zu folgen, tritt im Mittelhochdeutschen bereits stark hervor, indem viele derartige Worte nach IV, a. schwanken und N-Formen anstatt der vocalischen zeigen. Im Neuhochdeutschen ist aber eine völlige Mischung der weiblichen A-Stämme und N-Stämme eingetreten, der Art, daß im Singular nur die A-Formen, im Plural nur die N-Formen gebraucht werden. Da beide ihre Casusendungen längst verloren haben, so lautet also der ganze Singular gäbe, der ganze Plural gäben; eben so von den ursprünglichen N-Stämmen der Singular zunge, der Plural zungen. Das Volk hat bekanntlich vielfach auch im Singular die älteren N-Formen gewahrt; diese Genitive und Dative Singularis weiblicher Stämme auf -n (z. B. der zungen) finden sich selbst bei Bürger, Wieland, Göthe, ja bei Rückert u. a. hier und da noch vor — ich erinnere nur an das allbekannte „Röslein auf der Heiden“ — in der Verbindung „Kirche unserer lieben Frauen“ hat sich mit der älteren Bedeutung (Herrin) auch die ältere Form des letzteren Wortes erhalten, die unelgentlichen Zusammensetzungen (Frauenschuß, Zungenspitze u. s. f.) haben sie ausschließlich.

I, b. Die Ja-Stämme unterscheiden sich ursprünglich in nichts, als eben durch das j vor a, von den übrigen A-Stämmen. Bald jedoch trat in gewissen Fällen Zusammenziehung von ja zu i, ei, ein; z. B. Nom. Sing. Masc. Grundform hirdja-s, gotisch aber hairdeis, ahd. hirti, Neutr. Grundform kunjja-m, ahd. kunni u. a. Im Mittelhochdeutschen ist nun von ja oder vielmehr von dem aus ja durch Zusammenziehung entstandenen Vocalen nichts anders übrig geblieben als e (mit Umlaut oder Richtverwandlung des i der vorhergehenden Silbe), so daß der ganze Unterschied dieser Ja-Stämme von den A-Stämmen im Nom. Acc. Sing. Masc. Neutr. und im Nom. Acc. Plur. Neutr. durch das auslautende e (der Rest von i aus ja) gebildet wird: hirte, künne (gegenüber

von *tae*, wort). Alles übrige, so wie das ganze Femininum (*sippe*) ist völlig wie bei den übrigen A-Stämmen (Genit. *hirtes*, *künnes* u. s. f.).

Das Neuhochdeutsche ist noch einen Schritt weiter gegangen und hat sich auch dieses einzigen unterscheidenden Restes der J-Stämme fast völlig entschlagen; wir sagen *fischer*, gegenüber von mhd. *vischære*, *hirte* u. a. gehen nach IV, a; nur das einzige Masculinum *käse* hat das *e* in der Schriftsprache gewahrt, doch beginnt das volkstümlichere *käs* bereits Eingang zu finden. Reichlich findet sich das *e* noch beim Neutrum. Wir sagen zwar *bett*, *bild*, *gemüt*, *geschlecht* u. s. f., und nicht mehr *betto*, *hilde*, *gemüte*, *geschlechte*, behalten aber *erbe*, *gemälde*, *gefolge*, *geweße*, u. a. unabgekürzt bei.

II. J-Stämme.

Die männlichen J-Stämme sind schon im Gotischen im Singular in die Analogie der A-Stämme (I, a) ungeschlagen, *gasts* wird vollständig so declinirt wie *dags*; es versteht sich, daß im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen dasselbe stattfindet. Der Plural hat aber bis auf den Genitiv, der ebenfalls wie von den A-Stämmen gebildet wird, die alten J-Formen erhalten:

Plural.	Deutsche Grundsprache.	Gotisch.	Mhd. und Nhd.
Nom.	<i>gastei-s</i> , mit Steigerung des <i>i</i> zu <i>ei</i> .	<i>gasteis</i>	} geste (Gäste).
Acc.	<i>gasti-ns</i>	<i>gastins</i>	
Dat.	<i>gasti-ns</i>	<i>gastim</i>	<i>gesten</i> .
Gen.	<i>gastj-äm</i> , vielleicht <i>gastij-äm</i> oder <i>gastajäm</i> , mit Steigerung des Stamm- auslautes.	<i>gasté</i> (wie <i>dagé</i>)	<i>geste</i> .

So gehen mhd. *dôn*, Plur. *dœne*; *gruoz*, *grüeze*; *stôz*, *stœze*; *fuoz*, *fueze*; *wurm*, *würne* u. s. f.

Das Femininum bewahrt dagegen im Singular seine ursprüngliche Stammform, die uns also zugleich als Bild der verlorenen Urformen des Masculins dienen kann, denn bei den J-Stämmen unterscheiden sich ursprünglich Masculina und Feminina nicht.

Singul.	Deutsche Grundsprache.	Gotisch.	Mittelhochdeutsch.
Nom.	krafti-s	ansts (Gnade, ein krafts kommt nicht vor).	kraft.
Acc.	krafti-n	anst	
Dat.	kraftaj-i	ánstai	krefte ober kraft.
	mit Steigerung des Stammhaften i zu ai, das vor dem locativisch-dativischen i zu aj ward; im Gotischen ist das auslautende kurze i nach der Regel weggefallen.		
Gen.	kraftaj-as (kraftaj-is?)	anstais	krefte ober kraft.
	mit derselben Steigerung des Stammauslaufes.		

Der Plural unterscheidet sich in nichts vom Masculinum.

Man bemerke, daß im Genit. Dat. Singularis mit dem Verluste des auslautenden e im Mittelhochdeutschen auch der Umlaut der Stammsilbe schwindet. So gehen im Mittelhochdeutschen brüt (Braut), briute; burc (Burg), bürge; gans, gense; nôt, noete; stat (Ort); stete u. s. f. Die nicht umlautsfähigen, wie diet (Volk), zît (Zeit), eich (Eiche) u. a. unterscheiden sich von den U-Stämmen (I, a) nur durch das Fehlen des auslautenden e.

Im Neuhochdeutschen ist im Dat. Gen. Singularis nur die abgekürzte Form ohne Umlaut bräuchlich, überhaupt sind nur umlautsfähige dieser Weise treu geblieben, die übrigen folgen jener aus der Analogie der U-Stämme und der N-Stämme gemischten Abwandlung, die wir bereits besprochen haben.

III. U-Stämme.

Obgleich das Mittelhochdeutsche nur noch schwache Spuren der U-Stämme aufzuweisen hat, so dürfen wir diese ursprünglichen und im Gotischen so rein durchgeführten Stämme doch keinesweges übergehen; sie bilden eine schöne Parallele zu den J-Stämmen.

Masculinum.

Singul.	Deutsche Grundsprache	Gotisch.
Nom.	skadu-s	skadus.
Acc.	skadu-n	skadu.
Dat.	skadav-i	skadau.
Gen.	skadav-as (skadav-is?)	skadaus.
Plural.		
Nom.	skadiu-s	skadjus.
Acc.	skadu-ns	skaduns.
Dat.	skadu-ms	skadum.
Gen.	skadiv-âm	skadivê.

Das Femininum unterscheidet sich in nichts vom Masculinum; das Neutrum, auch im Gotischen nur im Singular erweislich, bildete seinen Nom. Acc. Singular mittels des reinen Stammes; also Grundsprache *filu*, gotisch *faihu*. Der Nom. Acc. Pluralis lautete in der deutschen Grundsprache etwa *filu-a*, *filv-a* oder *filiv-a*.

Im Mittelhochdeutschen geht *schate* (deutsche Grundform und gotisch *skadu-s*), *mëte* (Grundform *midu-s*) gerade so wie *hirte*, und ist nur der Nichtumlaut des *a* und die Wandlung des *i* zu *ë* Zeuge, daß hier das auslautende *e* nicht für älteres *ja*, *i* steht; *sige* (*sign-s*), *sîte* (*sidu-s*), *vride* (*frithu-s*) sind nur auf wissenschaftlichem Wege mittels der älteren Sprache als U-Stämme zu erkennen. Manche, wie *sun* Plur. *süne* (Sohn, Söhne), *vuoz* Plur. *vüeze* sind in die Analogie der F-Stämme eingetreten, älter, so im Gotischen, lauteten diese Worte *sunu-s*, *fötu-s*.

Die Neutra *vihe* (*filu*), *wite* (*witu*, Holz, erhalten in *widehopf*), sind ebenfalls von I, b nicht mehr zu unterscheiden.

Das Femininum war schon im Althochdeutschen geschwunden; ein gotisches *handus*, Acc. Plur. *handuus* ist z. B. zum F-Stamme geworden: *hant*, Plur. *hende*; der umlautslos erhaltene Dat. Plur. in „zu *handen*, vor *handen*“ zeugt noch von dem ursprünglichen *handu-ms*, gotisch *handu-m*.

Im Neuhochdeutschen geht *sig*, *met* wie *tag*; *fride*, *schatte*, gewöhnlich *schatten*, gehen nach der Analogie der N-Stämme, *sitte* wie der ebenfalls männliche U-Stamm *lust*, sind Feminina geworden (in fränkischer Mundart aber ist *lust* noch als Masculinum in Gebrauch); *son* und *fuß* gehen, wie *mhd.*, nach *gast*. Das Neutrum *vih* geht wie *wort*.

IV, a. N-Stämme.

Singul.	Deutsche Grundsprache.	Gotisch.	Mhr. und Nhd.
Nom.	<i>hasā</i> (aus <i>hasans</i> , wie lateinisch <i>homō</i> aus <i>homon-s</i>).	<i>hasā</i>	<i>hasc.</i>
Acc.	<i>hasān-an</i> , mit Steigerung des <i>a</i> der Stammendung.	<i>hasan</i>	<i>hasen.</i>
Dat.	<i>hasan-i</i>	<i>hasin</i>	<i>hasen.</i>
Gen.	<i>hasan-as</i> (<i>hasan-is</i> ?)	<i>hasins</i>	<i>hasen.</i>

Das Wort kommt in den gotischen Sprachdenkmälern nicht vor. Wir erlauben uns, es zu erschließen, da es höchst wahrscheinlich der Sprache nicht fehlte.

Wir haben der deutschen Grundsprache überall den vollen Vocal a in der Stammendung an belassen; wäre hier schon die Schwächung in in eingetreten, so würde das spätere Deutsch wahrscheinlich Umlaut der Stammsilbe zeigen.

Plural.	Deutsche Grundsprache.	Gothsch.	Mhd. und Nhd.
Nom.	hasân - as	hasans	hasen.
Acc.	hasan - ans	hasans	hasen.
Dat.	hasan - ams	hasam	hasen.
Gen.	hasan - am	hasanê	hasen.

Man sieht, das Mittelhochdeutsche und Neuhochdeutsche haben alle Casusendungen verloren. Im Neuhochdeutschen nehmen viele das n auch im Nominativ an, wie haufen, garten, funken u. a. Manche dieser Art schlagen nach II. um, wie bogen; magen, graben, garten, Plural bögen, mägen, gräben (besser und edler jedoch ohne Umlaut bogen, magen, graben), gärten. Das Masculinum mhd. man (und ieman, nieman oder iemen, niemen) hat schon im Nominativ das n (das hier wurzelhaft ist), lautet also im Singular und Plural gleich. Uebrigens wird man auch nach vocalischer Weise declinirt; Gen. mannes, Dat. manne, Plur. Nom. Acc. man, Gen. manne, Dat. mannen (Gen. Sing. iemannes, iemans, iemens; Dat. iemaune, iemen; das Neuhochdeutsche hat in jemand und niemand nn in nd gewandelt).

Dem Masculinum völlig gleich ist das Femininum, mhd. Nom. zunge, alle andern Casus zungen; das Neuhochdeutsche weicht hier, wie oben bei I, a gesagt, im Singular ab. Auch die Neutra hërze, òre, ouge, wange, gehen im Mittelhochdeutschen vollkommen so wie hase (die Grundformen weichen jedoch in manchen Stücken ab, namentlich mußte ja der Nom. Acc. Pluralis des Neutrums die Endung â haben, also etwa *hirtân-â oder hirtôn-â lauten).

Im Neuhochdeutschen bildet herz (nicht mehr, wie noch vor wenigen Decennien, herze) den Gen. herzens, als laute der Nominativ herzen; auge und òr sind im Singular vocalischer Analogie beigetreten, wange ist Femininum geworden. Dagegen bilden bette und leid ihren Plural nunmehr nach der Analogie der R-Stämme.

Die bestimmten Adjectiva folgen im Mittelhochdeutschen in ihrer Declination genau den substantivischen R-Stämmen, haben

also im Nom. Sing. Masc. Fem. (der, die) blinde, Nom. Acc. Sing. Neutr. (daz) blinde, alle übrigen Casus des Singulars aber und der ganze Plural aller Geschlechter haben blinden. Das Neuhochdeutsche hat hier die mittelhochdeutschen Formen unverändert beibehalten, nur wird im Femininum der Accusativ Sing. dem Nominativ gleich gebildet, also nicht mehr die schone vrouwen, sondern die schöne frau.

IV, b. Die Verwandtschaftsworte auf -er wie mhd. vater, bruoder, muoter, swëster, tochter bleiben im Mittelhochdeutschen ebenfalls im Singular unverändert; die Grundformen waren z. B. Sing. Nom. bröthâr, mûthâr (für bröthars, mûthars, wie πατήρ, μήτηρ für πατέρας, μητέρας), Acc. bröthar-an, mûthar-an u. s. f. vollständig so wie bei den N-Stämmen. Schon im Mittelhochdeutschen tauchen die Plurale mit Umlaut auf, wie veter, bröder, müeter, töchter, die also eben so zu beurtheilen sind, wie gärten, gräben u. s. f.

Pronominale Declination; Declination des geschlechtigen Pronomens und des unbestimmten Subjectivs.

Um die Art dieser Declination wenigstens einigermaßen vor Augen legen zu können, wählen wir als kürzesten Weg die Betrachtung der Declinationsformen des Demonstrativstammes da, di, der auch als Relativum im Gebrauche ist und mit einiger Abschwächung seiner demonstrativen Function als sogenannter bestimmter Artikel gilt.

Der Nominativ Masc. lautet mhd. dër; hier ist, wie überhaupt in dieser Declination, das s des Nominativs erhalten, aber in r übergegangen, wie so häufig; die ältere Form von dër wäre also thi-s (übrigens ist diese Form eine Neubildung nach Analogie der andern Casus; im Gotischen lautet der entsprechende Nominativ im Masculinum noch sa, im Femininum sô, = griechisch ó, ἡ, sanskrit und Urform sa, sâ; diese Formen sind im Hochdeutschen verloren); Neutr. Nom. Acc. daz, gotisch tha-ta, a ist hier späterer Zusatz, Grundform *tha-th, indogermanisch ta-t, t ist das dem s der belebten Genera entsprechende Nominativzeichen des Neutrums, vgl. S. 240; Femininum Nom. diu. In der gesammten pronominalen Declination finden wir die auffallende Erscheinung, daß das ursprüngliche a des Nom. Sing. Femin. und Nom. Acc. Plur. Neutr. in u und weiterhin in iu übergeht; wir erwarten

hier *dā* und finden dafür *diu*, das übrigens auch für *di-ā* stehen kann, vgl. den Accusativ. Das Neuhochdeutsche hat die, was schon mhd. für dieß *diu* wie für den Nom. Acc. Plur. Neutr. sich findet.

Acc. Masc. dēn aus älterem **thi-na* und dieß für *thi-n*; in für *m* ist Accusativzeichen, die ältere Sprache gesellte ihm ein *a* bei (gotisch lautet diese Form *tha-na* für **tha-n*, wie *tha-ta* für **tha-t*); Neutr. *da-z* wie im Nom.; Fem. *die* für ahd. *di-a*, eine Neubildung, die an den Stamm *di* noch das *a*, ursprünglich am der *A*-Stämme fügt (gotisch *thō*, d. i. *tā-m*).

Dativ. Masc. Neutr. *dē-me*, *dē-m*; gotisch *thamma*. Urform ist das im Sanskrit wirklich vorkommende *ta-smāi*; hier ist nämlich an den Pronominalstamm *ta* das Zwischenelement *sma* angetreten — *sma* ist ursprünglich ebenfalls ein Demonstrativ-Pronomen — und erst an diesen Zwischensatz schloß sich das Dativzeichen *ai* an. Fem. *dēr* für veraltetes *dēre*, gotisch *thi-zai* d. i. *thi-sāi*; auch hier ist *s* = gotisch *z* = hochdeutsch *r* Rest jenes Zwischenpronomens *sma*.

Gen. Masc. Neutr. *dēs*, gotisch *thi-s*, *s* ist Genitivelement. Femin. *dēr*, gotisch *thi-zōs*, zu zerlegen in *thi*, Stamm des Pronomens, *zō* Rest des Feminins des Zwischenpronomens, und *s*, Casuszeichen.

Der Instrumentalis, der vom Neutrum nicht selten vorkommt, lautet *diu*, die ältere Form *du* zeigt nur noch das Althochdeutsche; *du* ist aus **da-mi*, **da-m* entstanden, wie *wir* in der Conjugation z. B. ahd. *biru*, ich trage, für **hiram*, **hirami*, sanskrit und Urform *bhārāmi*, finden werden.

Dieser Instrumentalis steht fast nur noch nach Präpositionen, z. B. *sit diu*, jetzt „seit dem“. Wenn er allein stehen sollte, in der Bedeutung „hierdurch, damit“ (z. B. vor Comparativen ahd. *diu mēr*, *eo magis*), wird er fast durchaus durch den Genitiv desselben Pronomens verstärkt: *dēs diu*, wörtlich „dessen dadurch, eius eo“, hieraus ward mhd. *dēste*, ja mit unorganischer Comparativendung *dēster*. Unser neuhochdeutsches *des-to* ist also in seinem Schlußgliede *to* für *do* (wegen des vorausgehenden *s*) Rest des alten Instrumentals *du*, *diu*.

Der Plural lautete im Gotischen Masc. Nom. *thai*, mit einer nur dem Pronomen eigenen Endung; Acc. *thans*. Femin. Nom. Acc. *thōs*, Neutr. Nom. Acc. *thō*, letztere ganz regelrecht gebildet,

Grundformen sind *tā-s* und *tā*. Ueberall ist hier nun vor diesen Endungen im Althochdeutschen ein *i* eingetreten, und auch im Masculin der Accusativ dem Nominativ gleich geworden: Masc. Nom. Acc. *di-e*, Fem. *di-ō*, Neutr. *di-u*; mhd. sind die ersteren beiden zu *die* geworden, das Neutr. *diu* ist geblieben.

Dativ Plur. aller Geschlechter ist *dēn*, verkürzt aus ahd. *dēm*, gotisch *thai-m*, wo *m* die bekannte Casusendung, *thai* aber eine Erweiterung des Stammes *tha* ist, die zu den Eigenthümlichkeiten der pronominalen Declination gehört.

Gen. Plur. aller Geschlechter ist *dēr*, ahd. *dēro*, aus gotisch Femin. *thi-zō*, Masc. Neutr. *thi-zē*, wo *-zō*, *-zē* Vertreter von *-sām* ist, der vollen Endung des Genit. Pluralis (vgl. S. 241) die nur in der pronominalen Declination sich erhalten hat.

Sehr alterthümlich war also das im älteren Neuhochdeutschen noch gebrauchte rein althochdeutsche *dero* für *der*. Dieß *dēro* ist völlig gleich dem gotischen *thizō*.

Die Formen *dessen*, *deren*, *derer* sind dagegen nur neuhochdeutsche Verlängerungen.

Wie unser neuhochdeutsches *am* für *an dem*, *im* für *in dem*, *ans* für *an das* und ähnliches auf der Verflüchtigung des leichten Pronomens beruht, so die zahlreichen ähnlichen Bildungen des Mittelhochdeutschen wie *anme*, *vonme*, für *an deme*, *von deme*; *anz* für *an daz*, *giengens* für *giengen des* (*wirtes geste*), *sküneges* für *dēs küneges* u. s. f., bequeme und lebendige Kürzungen, die wir unserer Schriftsprache haben entgehen lassen, so daß sie nicht selten durch den so häufigen Gebrauch der vollen Formen dieses und anderer Pronomina etwas Steifes, Schleppendes hat.

Die Casusformen des Fragepronomens, Stamm *hwa*, *hwī* (vgl. lat. *quo-d*, *qui-s*; Urform ist *ka*, *ki*; das *w* ist spätere Lauterweiterung des *k*), dessen *h* aber längst geschwunden ist, sind denen des eben besprochenen Pronomens völlig analog:

Nom.	wēr (= hwi-s)	wāz (= hwa-t-a).
Acc.	wēn	wāz.
Dat.	wēm(e).	
Gen.	wēs.	
Instr.		wiu.

Letzterer Casus ist besonders bräuchlich in der Verbindung *zwīu*, d. i. *ze wiu* „zu was, wozu, warum“.

Im Neuhochdeutschen ist auch hier anstatt des etwas veralteten Genitivs *wes* (z. B. in „*wes* Brot ich eß, *des* Lied ich sing“), das verlängerte *wessen* in Gebrauch.

Durch ein vorgesetztes *s*; ursprünglich *sô*, das eigentlich auch noch nach dem Pronomen stand, *sô wër sô*; *swër sô*, wird dieß Pronomen zu *swër*, *swaz*, einem Relativum mit der Bedeutung „wer irgend, was irgend“ *swiu*; der Instrumentalis, z. B. an *swiu* „woran auch“.

Der Comparativ von *wër*, nämlich *wëder* bedeutet „welcher von zweien“ ist aber mhd. wenig mehr bräuchlich und nhd. nur noch in Dialecten vorfindlich. Desto häufiger ist *his* zur Stunde dieses Wort als Conjunction in Anwendung.

Wëlich aus *hwëlich*, wörtlich „wie Leib habend“ (vgl. S. 230), d. h. wie beschaffen, nebst *swëlich* „welcher irgend“, wird wie jedes andere Adjectiv unbestimmter Form abgewandelt.

Der Pronominalstamm *i* entlehnt nicht wenige Casus von einem Stamme *si*: *er* (aus gotisch *i-s*), Neutr. *ê-z* (*i-ta*), Fem. *siu*, *sie* — Acc. *i-n* (*i-na*), Neutr. *êz*, Fem. *siu*, *sie* — Dat. *im(e)*, Fem. *ir* — Gen. Masc. Neutr. *es* (gotisch *i-s*); fürs Masculinum jedoch fast außer Gebrauch¹ und schon durch *sîn* ersetzt, Fem. *ir*. — Der Plural lautet für alle Geschlechter gleich: Nom. Acc. *sie*, Dat. *in*, Gen. *ir*. Dieß Pronomen findet sich im Mittelhochdeutschen vielfach verkürzt und andern Worten angehängt; so steht für *sie* auch *sî*, *si*, *ss* und bloßes *s*, z. B. *sturbens* d. i. *sturban sie* „starben sie“; ebenso *êz* = *er êz* u. s. f. Auch hier hat sich aus *in* und *ir* in der späteren Sprache ein *inen* und *irer* entwickelt (doch nicht im Acc. Masc. Sing. und Dat. Fem. Sing.); der *ahd.* Gen. *iro* hat sich, wie *dero*, im Jozf der Titulatur bis in die letzten Jahrzehnte erhalten, dürfte aber seit 1848 schwerlich mehr gebraucht werden.

Das Demonstrativ mhd. *diser* oder, mit Umstellung von *er* zu *re*, *dirre* aus **disre*, Neutr. *ditze*, *diz* auch wohl *diz* (nicht *disez* wie im Neuhochdeutschen), Fem. *disiu*, ist offenbar aus zwei Stämmen, aus *di* und *si* zusammengesetzt. Acc. Masc. *disen*, Neutr. *ditze*, *diz*, Fem. *dise* — Dat. Masc. Neutr. *diseme*,

¹ Z. B. Nib. 665, 2: *dies* *ê*, i. *die* *es*, so viel als *die* *stn*, nämlich des Wortes.

Fem. dirre, diser (beides aus disere) — Gen. Masc. Neutr. dises, Fem. dirre, diser — Plural. Nom. Acc. Masc. dise, Neutr. disiu, Fem. dise — Dat. aller Geschlechter disen — Gen. aller Geschlechter dirre, diser (auch hier beides aus disere, älter disero).

jëner, jenez, jeniu wird wie jedes andere unbestimmte Adjectiv behandelt.

Das unbestimmte Adjectiv unterscheidet sich in seiner Declination fast nicht von der der bisher behandelten Pronomina. Wir lassen das Paradigma in verschiedenen Altersstufen der deutschen Sprache folgen, wodurch am leichtesten die jüngsten Formen in ihrem Wesen anschaulich werden.

Masculinum. Neutrum.

Eing.	Deutsche Gruntsprache.	Gotisch.	Nhd.	Nhd. unt Nhb.
Nom. Masc.	blinda-s	blinds	blindër mit derselben Wandlung des Stammanschlusses, wie im Dat. Plur.	blinder.
	Neutr. blinda-th, später blinda-t, da im Auslaute th zu t warb.	blindata, auch blind.	blindaz.	blindez, nhd. bliudes.
Acc. Masc.	blinda-n	blindana	blindan	blinden.
	Neutr. wie Nom.			
Dat.	Masc. Neutr. blindamma aus blindasm-ai.	blindamma	blindemu	blindem(e).
Gen.	Masc. Neutr. blindâ-s ebenso wie beim Substantiv.	blindis	blindes	blindes.
Instr.	Masc. Neutr. blindami, blinda-m.	fehlt.	blindu	fehlt.
Plur.				
Nom. Masc.	blinda-i mit der dieser pronominalen Declination eigenen dunkeln Endung.	blindai	blindê	blinde.
	Neutr. blindâans blindada-â.	blinda	blindu	blindiu, nhd. blinde, wie ja dieß in überall in e geschwunden ist.

Plur.	Teutische Grundsprache.	Gotisch.	ſhb.	ſhb. und ſhp.
Acc.	Masc. blinda -ns Neutr. wie Nom.	blindans	blindê, nach Analogie des Nomina-tivs.	blinde.
Dat.	Masc. Neutr. blind-aj -ms, mit Erweiterung des Stammans-lautes zu af.	blindaim	blindêm	blindên.
Gen.	Masc. Neutr. blind-af -sân, mit derselben Erweiterung und der vollen Endung des Gen. Plural.	blindaizê	blindêro	blinder.

Femininum.

Sing.				
Nom.	blindâ	blinda	blinda	blindiu, ſhb. blinde.
Acc.	blindâ -n	blinda	blinda	blinde.
Dat.	blindai -s -âi, mit Stamm-Erweiterung und dem Zwischenfuge s aus sm-a; nach dem Gotischen aber, ohne denselben, blindâi. ¹	blindai	blindêru, blindêro.	blinder(e).
Gen.	blindai -sô -s	blindaizôs	blindêra, auch blindêro, blindêru.	blinder(e).
Plur.				
Nom.	blindô -s, Acc. -ns	blindôs	blindô	blinde.
Dat.	Gen. wie im Masc. und Neutr., nur das Gotische unterscheidet den Gen. Plur. Fem. blindaizô von Masc. und Neutr. blindaizê.			

Das Adjectivum kann im Mittelhochdeutschen in allen Casus die Casusendungen ablegen und lautet dann blint. Im Neuhochdeutschen ist diese Freiheit bekanntlich sehr eingeschränkt (ebenso wie das Nachstellen des Adjectivs), doch finden sich z. B. „ein lustig Lied“, „ein garstig Lied; psui! ein politisch Lied; ein leidtîg Lied“ sagt z. B. Goethe im Faust; ebenso bekannt ist das „Röslein roth“ desselben. Ueberhaupt erträgt der volkstümliche Ausdruck das

¹ Das Gotische scheint hier einer Form der nominalen Declination Eingang verschafft zu haben, vgl. das in alter Form erhaltene Pronomen, wie thi-z-ai, i-z-ai u. a.

nachgesetzte Adjectiv noch am leichtesten; während im gewöhnlichen Leben nur Wendungen wie „mein Vater selig, ein Thaler preussisch“ sich erhalten haben. Hierher gehört auch „Vater unser“, ahd. *fatar unsar*, als wörtliche Uebertragung des lateinischen *pater noster*; selbst der Gote übersetzte das griechische *πάτερ ἡμῶν* nicht durch *atta unsara*, den Gen. Plur., sondern mit *atta unsar*, *unsar* ist aber das Adjectivum. Das Prädicat hat jedoch im Neuhochdeutschen stets das Casuselement abgeworfen: „der Tag ist schön“ u. s. f. Außerdem findet sich das Abwerfen der Endung namentlich bei zwei (und mehr) Adjectiven, wie z. B. „großherzoglich herzoglich sächsische Universität“.¹

Im Mittelhochdeutschen sind die Tongesetze wohl zu berücksichtigen; aus *blindeme* wird *blindem*; aber *micheleme*, *michelere* muß zu *michelme*, *michelre*, wie *höhereme* zu *höherme* werden u. s. f.; *iu* wirkt bei *a* bisweilen Umlaut: *elliu* für *alliu*.

Daß auslautendes *w* im Mittelhochdeutschen wegfiel, ward oben (§. 201) bereits gelehrt; also *blâ*, *grâ*, *gar*, *far* (farb, Farbe habend), aber *blâwer*, *grâwer*, *garwer*, *farwer*.

Die Possessivpronomina sind Adjectiva aus dem Genitiv der Personalpronomina gebildet: *mîn*, *dîn*, *sîn* (Dativ Masc. Neutr. *mînem*(e), verkürzt *mîme*, *sîme* auch *sîm*), *unser*, *iuwer* (*iwer*; *iur*; Dat. Sing. Masc. Neutr. *iurme* u. s. f.). Das Possessivpronomen *ir* taucht im Mittelhochdeutschen erst auf, in der Regel wird es durch den Genitiv *ir* ersetzt, aber *wir* lesen doch z. B. in den Nibelungen *wisiu wîp badeten iren lip*, mit allen *irn* friunden u. a.

Das Zahlwort *ein*, *einer* ist völlig adjectivisch, ebenso *dehein*, *kein* (irgend *ein*, *kein*); Masc. *zwêne*, Neutr. *zwei*, Fem. *zwo* sind alte Duale, Dat. aller Geschlechter *zwein*, Gen. *zweier*; auch die andern Einer haben adjectivische Declination, wie z. B. Masc. Fem. *dri*, Neutr. *driu*, Dat. *drin*, Gen. *drier*; Masc. Fem. *vier*, *viere*, Neutr. *vieriu* u. s. f.

Die Ordinalzahlen sind Adjectiva und zwar, ihrer Function zufolge, fast ausschließlich bestimmter Form, von welcher oben (§. 250 ff.) bereits die Rede war.

¹ Bekanntlich gieng man hierin früher viel weiter und konnte z. B. „der alt und neuen Zeit, der Klein und großen Welt“ u. dergl. ohne Anstoß sagen. Im Rangestil erhielt sich nun auch diese außerdem veraltete Ausdrucksweise.

Die Eigennamen von Personen sind, wie alle Nomina, theils vocalische, theils N-Stämme. Der Accusativ Sing. der vocalischen Masculina wird nach Art der pronominalen Declination auf -n gebildet, z. B. Sifrit, Acc. Sifriden (aber auch Sifride, Sifrit), Dat. Sifride, Gen. Sifrides; aber Hagene hat als N-Stamm in den andern Casus Hagenen. Krimhilt bildet die andern Casus mit Krimhilde (Acc. auch Krimhilden); Uote lautet in den andern Casus Uoten u. s. f.

Die Flexion der Personennamen ist den jetzigen Süddeutschen ziemlich abhanden gekommen; wir sagen z. B. nie: „ruf Fridrichen“, sondern nur „Fridrich“, am liebsten fügen wir in volkstümlicher Weise den Artikel bei „den Fridrich“. Die übrigen Eigenheiten der neuhochdeutschen Schriftsprache in der Behandlung der Eigennamen übergehen wir hier als bekannt, die Erklärung der Endungen aber findet sich in dem bisher Beigebrachten.

Auf die Erklärung der vielfach dunkeln Formen des persönlichen ungeschlechtigen Pronomen und des Reflexivs müssen wir verzichten, es würde uns dieß zu weit führen. Wir lassen also nur das mittelhochdeutsche Paradigma mit einigen Bemerkungen folgen.

Sing.	Erste Person.	Zweite Person.	Reflexiv.
Nom.	ich	du, dū.	
Acc.	mich	dich	sich.
Dat.	mir	dir.	
Gen.	mīn	dīn	sīn.
Plural.			
Nom.	wir	ir.	
Acc.	uns	iuch.	
	unsich	iuwich (veraltend).	
Dat.	uns	iu.	
Gen.	unser	iuwer (iwer, iur).	

Das eh der Accusative mi-ch, di-ch, si-ch, uns-ich, iu-ch ist eine angehängte, ursprünglich hervorhebende Partikel, griechisch $\gamma\epsilon$; ein griechisches $\epsilon\mu\epsilon-\gamma\epsilon$ für $\mu\epsilon-\gamma\epsilon$ entspricht vollständig gotischem mi-k; mhd. mi-ch; ein $\sigma\delta-\gamma\epsilon$ für $\tau\epsilon-\gamma\epsilon$ ist gotisch thu-k, mhd. di-ch.

Der Dativ des Reflexivs fehlt, er wird durch die Dative des geschlechtigen Pronomen im, ir, in ersetzt; dieß findet, wie aus der lutherischen Bibelübersetzung bekannt ist, noch im älteren

Neuhochdeutsch statt: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, sie machten ihnen Schürzen“ u. s. f. Jetzt gilt der Accusativ sich auch als Dativ; ebenso wenden wir den Acc. Plur. euch auch als Dativ an.

Die Genitivformen meiner, deiner, seiner sind neuer und unedler als das richtige mein, dein, sein.

Von den Dualformen der Personalpronomina leben in oberdeutschen Mundarten, namentlich im Oesterreichischen, noch mehrere, meist aber werden sie als Plurale gebraucht, so vor allem der Rom. der zweiten Person es, z. B. was machts, was schaffts, d. h. „was macht ihr, was schafftet ihr“; hier ist also ja nicht ans Neutr. Sing. des Demonstrativstammes i, es älter ez, zu denken. Ferner hört man oft enk, z. B. halts enk zamin „haltet euch zusammen“, und das Possessivum enker, z. B. enker bub „euer Bube“ u. s. f. Die Anrede an Eheleute mag diese im Gotischen und Althochdeutschen, kaum aber im Mittelhochdeutschen nachweisbaren alten Formen gerettet haben. Ein dem es, enk, enker entsprechendes wiß oder wëß, unk, unker (gotisch vit, unkis, un kara „wir beide, uns beiden, unser beider“) findet sich meines Wissens nicht.

So viel über die Bildung der Casus bei den verschiedenen Arten der Nomina.

Den Gebrauch von Casusformen als Adverbia hat die Funktionslehre und Syntax darzulegen. Beide Theile der Grammatik haben wir von unserer sich nur auf Laut und Form, auf das Äußere der Sprache beschränkenden Skizze des mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Sprachbaues ausgeschlossen; um nun die Adverbia nicht völlig zu übergehen, wollen wir hier auf ihre Bildung einen flüchtigen Blick werfen.

Recht deutlich treten uns die Genitive Sing. Neutr. und Masc. als Casusformen entgegen, wegen der diesem Casus bis zur Stunde verbliebenen Endung s; so mhd. alles (gänzlich, neben dem auch adverbialen Acc. Neutr. allez immer; dieß als hört man in etwas abgeschwächter Bedeutung in süddeutschen Dialekten noch außerordentlich häufig); eines (einmal), strackes (geradezu), anders (sonst, übrigens) u. s. f.; straks und anders sind noch in Anwendung; auch längs ist ein solcher Genitiv; ip einst für eins ist ein t angetreten in Folge der Analogie der Superlativ-

formen, ebenso steht nebst für nebs (wohl aus nebens, holländisch nevens, verkürzt); zu vermeiden ist mittelst für mittels; anderst für anders hört man nur beim Volke, selbst aber für selbs (holländisch zelfs) ist fest eingebürgert; rechts, links, stäts, übrigens, eilends, erstens, höchstens, vergebens u. a. sind zum Theile Genitivformen von Stämmen, die sich nur in dieser Form finden und sonst nicht erscheinen.

Genitive von Substantiven sind mhd. tages nhd. tags, vormittags u. s. f., abendes nhd. abends, morgens, sumers; nhd. sommers, winters, gerades wegs, keines wegs, flugs (mhd. fluges) u. s. f. Der Genitiv nahtes nhd. nachts, der sich schon im Althochdeutschen findet, weicht von der gewöhnlichen Declination dieses Wortes ab; er ist wohl ein Rest der ursprünglich consonantischen Declinationsweise dieses Wortes; man empfand nun nahtes als einen Genitiv Masculini und sagte des nahtes nhd. des nachts, eines nahtes u. s. f.

Das s des Genitivs wird im Neuhochdeutschen oft gar nicht mehr als Casusendung, sondern als Adverbia bildendes Element gefühlt, und so entfielen die nicht richtigen Formen mitwochs und seits in jenseits, disseits, meinerseits u. s. f. Allerdings ist so für das ältere richtige aller dinge — Genitiv Pluralis — eingetreten, und ebenso schlechterdings, neuerdings, platterdings, für schlechter dinge u. s. f.

Dative (Instrumentale) Pluralis sind z. B. mhd. māzen, (mäßig), upmāzen, triuwen nhd. traun (für treuen „in Wahrheit“), allenthalben, anderthalben, minenthalben nhd. meinenthalben mit eingeschobenem t, nehten (in der vorhergehenden Nacht) A. a. Die neuhochdeutschen Verbindungen dermaßen, solchermaßen, dermalen u. dergl. sind eigentlich unrichtig, da maßen, malen kein Genitiv ist wie das beigefügte der, solcher.

Das mittelhochdeutsche hiure nhd. heuer (dieses Jahr), hiute nhd. heute (dieser Tag), hīnaht, hīneht, hīnt nhd. veraltend heint (diese Nacht) sind ursprünglich Instrumentale, in voller älterer Form hiū jāru, hiū tagu lautend „mit, in diesem Jahre, in diesem Tage“, von dem als selbständiges Pronomen verlorenen Demonstrativstamme hi (in hi-n, hē-r erhalten), auch hīnaht ist ein solcher Instrumental, dessen ältere Form aber schwer zu erschließen ist.

Accusative des Neutrum sind mhd. vil (sehr, gar), lützel (wenig), wēnec nhd. wenig, genuoc nhd. genug, meist u. a.; Accusative von Substantiven sind heim, allen tac (immer), ein teil (einigermaßen, theils) nhd. ein mal, manch mal, mhd. die wile nhd. die weil und alle die wile nhd. all die weil, mhd. den vollen (in Fülle, genug; volle ist Substant. Mascul. unserer IV. Stammform), vollen (völlig) u. s. f.

Schwer erkennbar ist der Casus, der sehr häufig Adverbia von Adjectiven bildet und der ahd. auf -o, mhd. also auf -e endet, und welcher da, wo im Stamme des Adjectivs Umlaut ist, diesen schwinden läßt, wie stille, grimme, kleine, die sich nicht vom Adjectiv so absetzen können wie späte von späete, suoze von süeze, schöne von schœne, vaste von veste u. s. f. Im Neuhochdeutschen ist das e weggefallen, z. B. still, gleich, laut u. s. f., bis etwa auf lange, gerne, ferne; auch der Umlaut bleibt im Adverbium, z. B. schön, fest, spät, süß u. s. f. Nur die in ihrem Zusammenhange mit den Adjectiven nicht mehr empfundenen und in ihrer Function abgeschwächten und verallgemeinerten fast (zu fest), schon (zu schön) lassen den Umlaut fallen; spät und früh, Adverbia zu spät und früh, sind veraltet.

Die Adverbia mhd. auf -lingen, wie rückelingen, sunderlingen (besonders u. s. f.), nhd. lings, rücklings, blindlings u. s. f. sind ursprünglich Casus von Substantiven auf -ling, welche sich zu Adverbialendungen entwickelten, die auch dann gebraucht werden, wenn keine derartigen Substantiva vorhanden sind.

Auch die Zusammensetzungen mit -lich (S. 230) sind im Mittelhochdeutschen oft nur als Adverbia gebraucht, besonders zu den Adjectiven auf -ec (eg), und zwar in der Form -liche, -lichen, in welcher natürlich ebenfalls ein Casus zu suchen ist, z. B. grimmeliche, -lichen, græzliche(n) (sehr), vriuntliche(n) u. s. f. Im Neuhochdeutschen sind sie, wie die andern Adverbia von Adjectiven, mit dem Adjectiv gleichförmig, z. B. freundlich, lieblich u. s. f. Wo kein Adjectiv auf -lich vorhanden ist, da pflegt man auch kein Adverbium auf -lich mehr zu bilden, daher ewig, gnädig; willig; kün u. s. f.; ewiglich, gnädiglich, williglich, künlich u. s. f. Klingt altväterisch, ist aber bisweilen recht am Platze; nur als Adverbia gebraucht werden jedoch noch warlich, frei-lich:

Die Menge der pronominalen Adverbia und der mit Präpositionen gebildeten (wie *ze wäre, zwäre „in Wahrheit“* nhd. *zwar; zu grunde, zu rüek, zu recht*, ahd. *in gagini* mhd. *engegene* nhd. mit eingeschobenem *t* entgegen, für wäre „in der That“ nhd. für *war*, über *al* „durchaus, insgesamt“ u. s. f.) überlassen wir dem Wörterbuche.

Conjugation.

Bei der Darstellung der Conjugation, d. h. der Formveränderungen, welche am Verbalstamm zum Zwecke des lautlichen Ausdrucks der Beziehungen (Person, Modus, Zeit), deren er fähig ist, stattfinden, haben wir mit dem den Anfang zu machen, was allen Conjugationsformen gemeinsam ist, nämlich mit der Personalbezeichnung. Der Modus wird sich sodann anschließen, denn er findet sich in verschiedenen Zeitformen; diese letzteren machen als das Speciellste den Schluß. Mit andern Worten: wir beginnen unsere Betrachtung vom Ende des Wortes aus; die letzte Stelle nehmen die Personalendungen ein, zwischen diesen und dem Auslaute des Verbalstammes finden die Moduselemente ihren Platz, den Kern des Wortes selbst bilden die Tempusstämme. Die Bildung dieser letzteren ist bei verschiedenen Verbalstämmen verschieden, Modus und Personalbezeichnung aber bei allen Verben dieselbe, und so ist denn die Bildung der Tempusstämme der einzige logische Eintheilungsgrund der Verba für die Grammatik.

Wir wenden uns also zunächst zur Personalbezeichnung, zur Deutung derjenigen Elemente, denen die Function obliegt, die Beziehung auf die Person lautlich auszudrücken.

Die Personalendungen sind nichts anderes als die an das Verbum angeschmolzenen Personalpronomina, die in der Urzeit der Sprache ohne Zweifel als selbständige Worte dem Verbum folgten, dann ihren eigenen Wortton verloren, sich verkürzten und mit dem vorangehenden Worte zu einem Worte verschmolzen. In allen deutschen Sprachen, außer dem Gotischen, kommen sie nur als Nominative vor, d. h. als Bezeichnung des Subjects des Verbum; im Gotischen und in der deutschen Grundsprache gab es auch noch ein Medium, wie z. B. im Griechischen, welches außer der handelnden Person auch noch dieselbe Person als Object der

Handlung enthielt; *φέρωμαι* z. B. steht für *φερο-μα-μι* und bedeutet eigentlich „ich trage mich“, *φέρεται* für *φερε-τα-τι* „er trägt sich“ u. s. f.; daraus entwickelte sich erst die passive Bedeutung. Dieß Medium lassen wir hier, wo es sich nur um mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch handelt, bei Seite. Da also jede Verbalform die handelnde Person enthält, z. B. nhd. *iß-t* (wörtlich „essen-er“), demnach schon für sich einen Satz bilden kann, so folgt, daß das hinzutretende Pronomen z. B. „er ißt“ eigentlich überflüssig ist („er ißt“ ist ja so viel als „er essen-er“); die früheren Sprachepochen enthalten sich auch der Personalpronomen beim Verbum (außer wenn der Nachdruck gerade auf der Person liegt), später empfand man aber die Function der Endung des Verbum nicht mehr und setzte das selbständige Pronomen noch zur Verbalform hinzu (vgl. S. 69).

Die Personalendungen sind einer volleren und einer abgekürzteren Form fähig, letztere tritt im Deutschen im Optativ — den man Coniunctiv zu nennen pflegt — ein. Das Perfectum hat ebenfalls die Personalendungen meist stark verkürzt, obschon es ursprünglich die vollen Endungen haben sollte, weil sich in Folge der ihm im älteren Sprachstande durchaus zukommenden Verdoppelung der Verbalwurzel, der Reduplication, das Gewicht der Aussprache von der Endung ab und auf den Verbalstamm selbst gezogen hat. Mit der Zeit verwischen sich auch diese Unterschiede in den Personalendungen immer mehr und ein und dieselbe Form stellt sich, dem Gesetze der Analogie zu Folge, überall ein.

Der Stamm des Pronomens der ersten Person ist *ma* (z. B. *mi-ch*, lateinisch *me*, sanskrit *mā-in*), das sich aber als Endung des Verbum in *mi* geschwächt hat, wie ja im Deutschen diese Schwächung auch beim selbständigen Pronomen stattgefunden hat. Ein althochdeutsches *nimu* (mhd. *nim*, nhd. mundartlich noch ebenso, in der Schriftsprache aber *neme*) ist aus **nima-m* und dieses aus einer Urform **namā-mi* entstanden, dieß lehrt uns die Geschichte unseres Sprachstammes mit Gewißheit. Die abgekürzte Form dieses *mi* war *m*. Im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen sind beide Elemente längst völlig geschwunden, im Perfectum aber fiel das Zeichen der ersten Person schon in Urzeiten hinweg. Nur in den Verben, welche die Endung im Präsens unmittelbar an den Wurzelauslaut fügen (s. u.) ist *m* aus *mi* im Mittelhochdeutschen als *n* erhalten, z. B. *stā-n* (nhd. *stehe*); *gā-n*

(gehe), tuo-n (thue), ahd. stā-m, gā-m, tuo-m für älteres *stā-mi, gā-mi, tō-mi. Diese Reste haben Volksmundarten gewahrt, die neuhochdeutsche Schriftsprache aber verloren; in dieser ist bi-n ahd. bi-m das einzige Ueberbleibsel des m der ersten Person Singularis.

Der Stamm des Pronomens der zweiten Person mag in seiner ältesten Form wohl tva gelautet haben (z. B. sanskrit tva-m, du); aus diesem tva ward durch Ausfall des v ta; dieß Element hat sich in den Perfecten, die Präsensbedeutung angenommen haben (s. u.), als Endung der zweiten Person Singularis erhalten; wir haben es in dem ursprünglich perfectischen sol-t (du sollst) und wil-t (du willst) noch bis ins ältere Neuhochdeutsch herein erhalten („du sollt nicht töbten“, Luther; „Herr wie du willst, so schicks mit mir“, bekanntes Gesangbuchslieb). Außerdem wandelte sich dieß ta in ti (wie ma der ersten Person in mi) und dieß ti weiter in si, abgekürzt s. Dieß s der zweiten Person findet sich vereinzelt noch bis ins Mittelhochdeutsche, z. B. du ladetes (Nib. 2038, 3), du wolles (1232, 2), nimes du (1183, 3). Im Mittelhochdeutschen ist aber Regel, daß diesem s ein t nachtritt, wie in dem Präsensperfectum vor jenem t sich fast durchgängig schon in der älteren Sprache ein s eingeschoben hat, so daß also mhd. und nhd. st als Endung der zweiten Person Singularis gilt, z. B. nim-st (ahd. nimi-s), kan-st. Die zweite Person des als Präteritum geltenden Perfects hat im Mittelhochdeutschen bei den Stammzeitwörtern eine Optativform, welche die Personalendung gar verloren hat; ahd. nāmi, mhd. nāme, nhd. aber nam-st, nach der nun völlig durchgreifenden Analogie des st. Der Imperativ hat bereits in früheren Sprachepochen die Endung der zweiten Person Singularis abgestoßen: nim.

Endung der dritten Person Singularis ist ti, abgekürzt t; wir finden hier das uns schon bekannte Demonstrativpronomen ta (gotisch tha, hochdeutsch da in tha-ta, da-z u. s. f.) wieder (S. 251), das ja auch als selbständiges Wort zu ti (hochdeutsch di in dē-r = *thi-s, ti-s u. s. f.) geschwächt wird. So haben wir nim-t, nime-t, ahd. nimi-t (t wegen des Auslautes nicht zu d gewandelt), Urform nama-ti. Das secundäre t ist völlig abgefallen: (er) nēme, Perf. nēme. Das Perfectum hat, wie in der ersten Person, so auch in der dritten in vorhistorischer Zeit bereits die Endung abgeworfen, nam ist daher eben so dritte als erste Person.

Was die Personalendungen des Plurals betrifft, so wird es den nicht sprachwissenschaftlichen Leser etwas befremden, daß wir als nach unserer Ansicht sicheres Ergebnis der scharfsinnigen Förschung unserer Fachgenossen folgendes über den Ursprung derselben festhalten.

Die älteste, im ältesten Jndisch (der Vedensprache) vorliegende Endung der ersten Person Pluralis ist masi. Dieß ma-si, die Verbindung von ma, dem Pronomen der ersten Person, und si, dem Pronomen der zweiten, bedeutet demnach ursprünglich „ich und du“, also „wir“ in der am leichtesten sich darbietenden Beziehung; die Function des „wir“ als „ich und er“ oder „ich und sie (mehrere)“ wird also im Indogermanischen nicht besonders bezeichnet, sondern das ursprüngliche „ich und du“ gilt für alle Verhältnisse, die das „wir“ bezeichnen kann.

Mit Sicherheit ist für die zweite Person Pluralis ta-si als älteste Form zu erschließen (vgl. z. B. lateinisch tis, das nur eine Verkürzung jenes tasi ist), mit der es sich ebenso verhält wie mit dem masi der ersten Person Pluralis. Dieß ta-si besteht aus dem zweimal gesetzten Stamme des Pronomens der zweiten Person, und bedeutet also „du und du“ d. i. „ihr“.

Die Endung der dritten Person Pluralis ist anti oder -nti, unterscheidet sich also von dem ti des Singulars durch ein vorgefügtes an, n. Nun gibt es einen Demonstrativstamm ana, der „er“ bedeutet (z. B. litauisch ana-s, an-s, slawisch onü „er“), das Hauptelement desselben ist n und dieß n glauben wir in -nti wieder zu finden, so daß also auch in der dritten Person die Mehrzahl durch ein zweimal gesetztes Pronomen der dritten Person bezeichnet wird; an-ti, -n-ti ist also so viel als „er und er“. So sind sämtliche drei Personen in wesentlich gleicher Weise entstanden; ganz abweichend vom Nomen ist hier kein Pluralzeichen vorhanden, sondern ähnlich wie in den Sprachen einfachsten Baues ist die Mehrzahl durch Zusammenfügung von Worten oder Wiederholung desselben Wortes bezeichnet, was uns darauf hinzuweisen scheint, daß diese Bildungen in der Entwicklung der indogermanischen Ursprache sehr frühe schon vor sich giengen. Die Scheidung von **Nomen** und Verbum ist also wohl im Indogermanischen sehr alt, ~~was~~ von höchster Bedeutung ist, da gerade in dieser Trennung das Wesen der Sprache hauptsächlich beruht.

Von dem *masi* der 1. Pers. Plur. war im Althochdeutschen noch *-mēs* (mit seltsamer Dehnung des *e*) vorhanden, bald aber gieng die Endung *ēs* verloren und *m* blieb allein, das mhd. und nhd. nun in *n* übergehen müste: (wir) *nēma-mēs*, *nēma-m*, mhd. und nhd. *nēme-n*; Pers. *nāmu-mēs*, *nāmu-m*; mhd. und nhd. *nāme-n*. Dieß *m*, *n* gilt für alle ersten Personen des Verbum, auch für den Optativ. Im Mittelhochdeutschen kann dieß *n* der 1. Person Pluralis dann wegfallen, wenn das Personalpronomen dem Verbum unmittelbar nachfolgt, und seinen Wortton an dasselbe abgibt, z. B. solte wir (Nib. 1410, 3), hēt wir (Nib. 422, 2), für sollen wir, hēten wir; si wir (Nib. 1387, 3; 2049, 3) für sīn wir (jetzt: sind wir); in wer ot wir (Nib. 149, 1) steht zwischen Verbum und Pronomen eine Partikel (wer wir = wern wir, „das wehren wir doch noch“).

Vom *tasi* der 2. Person Pluralis ist gar nur *t* (für *d* wegen des Auslauts) geblieben, das eben so für alle Zeiten und *Modus* gilt: (ihr) *nēma-t*, mhd. nhd. *nēme-t*, *nem-t*; *nāmu-t* mhd. nhd. *nāme-t*, *nām-t*. Wenn der Verbalstamm auf *t* auslautet, so wird bisweilen, wie oft in ähnlichen Fällen, das zwischen den zwei gleichen Consonanten stehende *e* ausgeworfen, so daß anstatt des übellautenden *tet* nur ein *t* (für *tt*) steht, z. B. *ir* gölt (Nib. 2241, 3) für *ir* göltt aus *ir* göltet.

Das *-nti* kürzte sich in *-nt*: (sie) *nēma-nt*, mhd. *nēme-nt*, nhd. aber *neme-n* ohne *t*. Der Optativ und das Perfectum haben schon in der älteren Sprache von *nt* das *t* fallen lassen, daher Optativ Präsens ahd. *nēmē-n*, mhd. nhd. *nēme-n*, Perfectum ahd. *nāmu-n*, mhd. nhd. *nāme-n*. Das *-nt* in der Endung der 3. Pers. Sing. Indic. Präs. ist also einer der Hauptunterschiede der mittelhochdeutschen Conjugationsformen von den neuhochdeutschen.

Im Mittelhochdeutschen findet sich bisweilen dieß *-nt* auch für die 2. Person Pluralis gebraucht, z. B. *ir* brāchent (Nib. 2249, 3); ähnlicher Uebergang der Endungen einer Person des Pluralis auf andere findet sich in den deutschen Sprachen gar nicht selten.

Vor den Personalendungen stehen die *Moduselemente* oder, wenn man so sagen will, die Suffixa, welche die Verbalstämme schließen. Die Optative zeichnen sich vor allem aus durch das Element *j* oder *i*, welches ihnen wesentlich ist; dieß *j*

oder *i* ist ohne Zweifel identisch mit dem Hauptelemente des Pronominalstammes *ja*, welcher im Indogermanischen relative Function hat (sanskrit *ja-s*, Neutr. *ja-t*; griechisch *ῥε, ῥ* nach den Lautgesetzen dieser Sprache für *jos, jot*) und außerordentlich häufig in der Wortbildung verwandt wird (vgl. z. B. S. 221). Die indicativen Stämme schließen im Präsens in der Regel mit dem Vocale *a*; jedoch kommen hier auch Stämme vor, welche mit dem Wurzelauslaute selbst schließen und also kein Bildungssuffix haben. Man pflegt die Stämme auf *-a* hindevocalisch, die andern hindevocallos zu nennen. Der Perfectstamm lautete ursprünglich mit dem Wurzelauslaute *aus*, welchem das Deutsche im Indicativ den Hilfsvocal *u* anfügte. Der Imperativ geht im Deutschen mit dem Präsens. Conjunctive, welche jenes *a* zu *ä* dehnen, oder es anfügen, wo es im Indicativ fehlte, gehen dem Deutschen wie seiner lettostlawischen Zwillingsschwester ab; die Optative fungieren im Deutschen zugleich als Conjunctive und deshalb pflegt man sie auch Conjunctive zu nennen.

Im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen ist natürlich von allen diesen vocalischen Lauten zwischen Wurzelauslaut und Personalendung nur *e* geblieben; je nachdem dieses *e* aber aus älterem *i*, *u* oder *a* hervorgegangen ist, wirkt es verschieden auf den Vocal der vorhergehenden Stammsilbe.

Im Indicativ Präsens ist das auslautende *a* des Präsensstammes nur im Plural geblieben, in der 2. 3. Pers. Sing. in *i* geschwächt, in der 1. Pers. Sing. aber ist, wie wir bereits sahen (S. 263), am zu *u* geworden. Daher gestaltet sich der Vocalwechsel im Präsens der Art, daß 2. und 3. Pers. Sing. Umlaut, 1. bis 3. Pers. Plur. Brechung wirken, also z. B.

Ursprache.	Altd.	Mhd.	Nhd.	Nhd.
nam - ä - mi	nimu	nim(e).	vallu	valle.
nam - a - si	nimis	nimst.	vellis	vellest.
nam - a - ti	nimit	nimt.	vellit	vellet.
nam - ä - masi	nemamés	nemen.	vallamés	vallen.
nam - a - tasi	nemat	nemet.	vallat	vallet.
nam - a - nti	nemant	nement.	vallant	vallent.

Das Neuhochdeutsche richtet sich mit der 1. Pers. Sing. nach dem Plural, hat also kein *nim*, wie seine oberdeutschen Mundarten, sondern ein weniger sprachgemäßes *neme*. Der Imperativ ist *nim*,

Pluralis nēmet, wie das Präsens (die bisweilen gehörten Formen neme, gebe u. s. f. sind Sprachfehler).

Der Optativ des Präsens setzt an den Stammauslaut a noch ein i an, also z. B. gotisch 1. Plur. nimai-ma, 2. Plur. nimai-th; dieß ai wird ahd. ē und wirkt also wegen des ihm eigenen A-Elementes Brechung:

Ursprache.	Ahd.	Mhd. und Nhd.
nama-i-m	nēme	nēme.
nama-i-s	nēmēs	nēmest.
nama-i-t	nēme	nēme.
nama-i-mas	nēmēmēs	nēmen.
nama-i-tas	nēmēt	nēmet.
nama-i-nt.	nēmēn	nēmen.

Ausgenommen die 2. Person Singularis, welche eine Optativform ist, hat der Indicativ Perfecti weder Brechung noch Umlaut:

Sing.	Ursprache.	Ahd.	Mhd. und Nhd.
1.	nanām-(m)a	nam	nam.
3.	nanām-(t)a	nam	nam.
Plur.			
1.	nanām-masi	nām-u-mēs	nāmen.
2.	nanām-tasi	nām-u-t	nāmet.
3.	nanām-anti	nām-u-n	nāmen.

Der Optativ des Perfects aber und die 2. Person Sing. Indic. haben wegen des Optativelementes i (aus ja) durchaus Umlaut.

	Ursprache.	Ahd.	Mhd.
2. Sing.	nanām-já-s	nāmi	nāme.
			Mhd. und Nhd.
Optat.	nanām-já-m	nāmi	nāme.
	nanām-já-s	nāmis	nāmiest.
	nanām-já-t	nāmi	nāme.
	nanām-já-mas	nāmimēs	nāmen.
	nanām-já-tas	nāmit	nāmet.
	nanām-já-nt	namīn	nāmen.

Es versteht sich, daß die Veränderungen des Wurzelvocal's nur dann eintreten, wenn die Natur desselben sie zuläßt (also z. B. im Präsens tribest, tribent u. s. f., nhd. treibst, treiben ohne alle Veränderung u. s. f.).

Die 2. Person Singularis Perfecti ist nhd. in die allgemeine Analogie der 2. Personen Singularis eingetreten: nam-st.

Wir lassen zu bequemerer Uebersicht eine Tabelle der Conjugationsendungen der mittelhochdeutschen Stammverba folgen, in welche wir auch die ans Verbum sich anschließenden Nominalbildungen, Infinitiv und Participia aufgenommen haben. Ein * vor der Endung bedeutet, daß die Endung Umlaut, ein * nach derselben, daß sie Brechung wirke; — bezeichnet den Verbalstamm; wo nichts nachfolgt, da ist die Endung hinweggefallen.

	Präs. Indic.	Optat.	Imper.	Inf.	Partic.
Sing.	1. —e	—e*		—en*	—ent*
	2. —*est	—est*	—		—ender* ꝛ.
	3. —*et	—e*			
Plur.	1. —en*	—en*			
	2. —et*	—et*	—et*		
	3. —ent*	—en*			
	(nhb. —en*)				
Perfectum.					Partic. Prät.
Sing.	1. —	—*e			(ge) —en*
	2. —*e	—*est			
	(nhb. —st)				
	3. —	—*e			
Plur.	1. —en	—*en			
	2. —et	—*en			
	3. —en	—*en			

Nur zwei Tempusformen kennt das Deutsche, ein Perfectum und ein Präsens. Das einst zweifelsohne vorhandene Futurum ist verloren; es ward (namentlich in der älteren Sprache) durch das Präsens der Verba perfecta ersetzt, oder es wird durch soln, wëllen (wollen) mit dem Infinitiv umschrieben. Diese Umschreibungen hat man wohl noch in niederdeutschen Volksmundarten; die jetzt allgemein übliche Umschreibung des Futurs mittels „werden“ ist erst im Neuhochdeutschen aufgekomen. Wie unser „würde“ so umschreibt im Mittelhochdeutschen wolde, solde den Conditionalis, z. B. er wolde sîn genesen (Nib. 1518, 1) „er würde am Leben geblieben sein“; er wände er solde triuten ir minneclîchen lip (Nib. 583, 7) „er meinte er würde lieben ihren reizend schönen Leib“.²

¹ Die beliebtesten neuhochdeutschen Imperativformen der Stammverba auf e, wie bleibe, trinke, verliere u. s. f., die sich nach Analogie der abgeleiteten Verba, die dieß e mit Recht führen, gebildet haben, meide man als sprachwidrig.

² So etwa in wörtlicher Umsetzung in neuhochdeutsche Worte, die jedoch weder triuten, noch minneclîch und lip völlig wiedergeben.

Das Perfectum hat Indicativ und Optativ. Häufig hat der Plural des Perfects und der Optativ einen etwas andern Stamm als der Indicativ im Singular (ausgenommen die 2. Person, die ja eine Optativform ist). Das Participium Präteriti hat, wie oben (S. 219 flg.) gelehrt, einen vom Perfectum völlig verschiedenen Stamm.

Der Präsensstamm dient zur Bildung eines Indicativs, Optativs, Imperativs und eines Participium, ferner des Infinitivs.

Vier Stammformen sind demnach zu scheiden; die des Präsens, des Indicativ Singularis des Perfects, des Plurals (und Optativ) des Perfects und des Participium Präteriti. Kennt man diese vier Stämme, so hat man mit Hinzunahme der eben besprochenen Endungen die gesäumten Formen des deutschen Verbum.

Die Bildung des Perfects scheidet zunächst sämmtliche Verba in zwei übrigens ihrer Stammbildung nach bereits durchaus verschiedene Classen; die Stammverba bilden ihr Perfectum mittels Reduplication oder, wo diese weggefallen, mittels Steigerung des Wurzelvocal, die abgeleiteten Verba (S. 217 flg.) mittels Zusammensetzung. Die Endungen des Perfects der abgeleiteten Verba sind nämlich nichts anderes als Reste der Perfectform des Verbum tuo-n, Wurzel ta, welche an den Verbalstamm antrat. Diese Bildungsweise ist eine unterscheidende Eigenthümlichkeit des Deutschen. Im Gotischen sehen wir sogar noch die dem Perfectum zukommende Reduplication dieser Verbalwurzel:

Sing.	Gotisch.	Nhd.	Nhd. und Nhd.
1.	nasi-da	neri-ta	ner-te.
2.	nasi-dēs	neri-tōs	ner-test.
3.	nasi-da	neri-ta	ner-te.
Plur.			
1.	nasi-dēdum	neri-tumēs	ner-ten.
2.	nasi-dēduth	neri-tut	ner-tet.
3.	nasi-dēdun	neri-tun	ner-ten.

Namentlich der Plural des Hilfsverbum ist also im Gotischen noch vollkommen erhalten, er würde nhd. lauten (wir) *när-täten, (ihr) när-tätet, (sie) när-täten. Der Singular muß ursprünglich auch Reduplication gehabt haben; die Verkürzung dieses mit der Zeit als bloße Endung empfundenen Hilfsverbum begreift sich leicht.

Der Optativ schied sich eben nur durch das optativische *i*, im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen fällt er also mit dem Judicativ zusammen, da hier alle Vocale der Endungen zu *e* geworden sind.

Eing.	Gottsch.	Nhd.	Mhd. und Nhd.
1.	nasi-déd-ja-u	neri-ti	ner-te.
2.	nasi-déd-ei-s	neri-tis	ner-test.
3.	nasi-déd-i	neri-ti	ner-te.
Plur.			
1.	nasi-déd-ei-ma	neri-timés	ner-ten.
2.	nasi-déd-ei-th	neri-tit	ner-tet.
3.	nasi-déd-ei-na	neri-tin	ner-tén.

Weiter als zur Scheidung dieser zwei großen Classen der Verba, der Stammverba und der abgeleiteten, gelangen wir aber durch die Bildung des Perfects nicht. Ursprünglich ward nämlich das Perfectum bei allen Stammverben auf wesentlich gleiche Art gebildet; die in der gegebenen Sprache vorliegenden Verschiedenheiten seiner Bildung sind erst später im Laufe der Zeit eingetreten, so daß wir die Bildung des Perfectum nicht als Eintheilungsgrund der Stammverba brauchen können (die abgeleiteten theilen sich von selbst nach ihren Bildungselementen).

Ursprünglich hatte der Perfectstamm aller Stammverba Reduplication und, wo der Wurzelvocal es zuließ, Steigerung des Wurzelvocales. Im vorliegenden Stande der Sprache ist die Reduplication (mit wenigen Ausnahmen) nur da geblieben, wo der Wurzelvocal unveränderlich war (höchst gesteigert, auch bei *a* im Präsens vor zwei Consonanten, aber auch bei *â*, das zu *ô* steigbar ist); wo aber das Perfectum im Verhältnis zum Präsens gesteigerten Vocal hat (bei allen Wurzeln mit dem Wurzelvocale *i*, *u* oder mit *a*, das im Präsens zu *i* geschwächt wird), da ist schon in den ältesten Vertretern unserer Sprache die Reduplication abgefallen.

Daß übrigens im Hochdeutschen die Reduplication durch Ausstoß des Wurzelanlautes und Zusammenziehung des Vocals der Reduplicationsfilbe mit dem Wurzelvocale unkenntlich ward, haben wir schon in der Lautlehre (S. 157) gesehen; ein mittelhochdeutsches und neuhochdeutsches hielt ist aus älterem *heihalt (gotisch haihald) entstanden, und so in allen ähnlichen Fällen.

Mit Gewißheit ist anzunehmen, daß in einem vorgeschichtlichen

Stadium unserer Sprache Perfecta wie nam, treip (jetzt trieb), bouc (jetzt bog) nanāma, didraiba, bubauga lauteten und später vielleicht *nainām, daidraib, baibaug mit jenem einförmigen Reduplicationsvocal ai, den wir im Gotischen in allen erhaltenen Reduplicationen finden. Man sieht, sie waren alle überein gebildet und sie sind es im erhaltenen Stande der Sprache auch, nämlich mittels Steigerung.

Verschieden dagegen bei verschiedenen Stammverben ward schon in der indogermanischen Ursprache gebildet der Präsensstamm; bei allen indogermanischen Sprachen gibt also die Lehre von der Bildung des Präsensstammes zugleich die Zerlegung der Stammverba in Classen.

Der Präsensstamm wird im Deutschen fast durchaus ohne äußere Zusätze (außer jenem Stammauslaute a, den man Bindevocal nennt) gebildet; die wenigen Fälle, in welchen das Präsens einen Zusatz am Ende der Wurzel zeigt, bilden also eine Classe für sich. Die Wandlungen des Wurzelvocales können aber nur zweierlei Art sein, entweder wird er geschwächt oder gesteigert; er kann aber auch im Präsens unverändert bleiben. So erhalten wir die drei Hauptarten der Präsensbildung: Präsentiā mit unverändertem, mit geschwächtem, mit gesteigertem Wurzelvocale. Die wenigen Reste der Präsensstämme ohne sogenannten Bindevocal machen ebenfalls eine Classe von Präsensstämmen aus. Ferner werden die Verba, welche eine Perfectform als Präsens gebrauchen, als eine weitere Classe zu betrachten sein. So gewinnen wir also für die Stammverba folgende leicht zu behaltende Eintheilung in Classen oder Präsensbildungen: Präsentiā ohne äußere Zusätze; 1) mit unverändertem, 2) mit geschwächtem, 3) mit gesteigertem Wurzelvocal, 4) Präsensstämme mittels Zusätze gebildet, 5) bindevocallose Präsensstämme, 6) Perfecta als Präsentiā gebraucht. Die abgeleiteten Verba werden wir ihrer Verschiedenheit von den Stammverben wegen von diesen völlig sondern.

I. Das Präsens hat den unveränderten Stammvocal.

I, a. Der Stammvocal bleibt in allen Formen des Verbum unverändert. Das Perfectum wird mittels Reduplication gebildet.

Stammvocal ist hier a mit folgenden zwei Consonanten, oder a oder die höchsten Steigerungen ro, ei, ou (ö), z. B. valle (vellest, vellet, vallen u. s. w.), viel (Plural vielen, Optativ viele), gevallen; walte (waltest, waltet nicht weltest, weltet); halte, spalte, falte, salze u. a., von denen manche jetzt ganz oder theilweise als abgeleitete Verba¹ behandelt werden (wir sagen nicht mehr spielt, wiert, fielt, sielz, Formen die man theilweise noch z. B. bei Hans Sachs findet, aber noch gespalten, **gesalzen**, und auch wohl gefalzen).

Zu vienc (auch vie) gevangen lautet im Mittelhochdeutschen das Präsens vâhe wie zu hienc (hie) hâhe; zu gieng,² gegangen ist ein Präsens gange selten, diese Formen gelten als Perfectum und Participium Präteriti zu dem bindevocallosen Präsens gā-n, gē-n (s. u. V.).

slâfe (slæfest, slæfet, slâfen etc.), slief (slieten, geslâfen); brâte (du brätst ist also einem du bratest vorzuziehen, letzteres ist Optativ; bratete ist aber völlig falsch), râte, blâse, lâze (jetzt laße mit verkürztem a, doch hört man das alte â in manchen Mundarten und mundartlich gefärbten Aussprachen). Letzteres Verbum hat mhd. im Perfectum liez und verkürzt lie; ferner stößt es z aus und zieht zusammen, z. B. er lât, ir lât, sie lânt, Imperativ lâ, lât, Infinitiv lâzen, lân, Particip. Prät. lâzen, lân.

ruofe (ruofest, nicht rüefest, das uo widersteht dem Umlaute, wie wir ja noch jetzt sagen rufst, ruft), rief u. s. f.

houfe (loufest, loufet ohne den Umlaut, den unser läuft, läuft zeigt; dem hier und da gehörten laufst, lauft braucht keine Folge gegeben zu werden), lief, geloufen (geloufen findet sich frühe schon, ist aber falsch und wird mit Recht aus den Mundarten nicht aufgenommen); houwe (houwest), hiu auch hie, hiew, Plur. hiewen, hinwen (jetzt hieb für hiew); stöze (stoezest und stözest, jetzt nur mit Umlaut), stiez, gestözen; schröte, schriet (jetzt schrotete, aber noch geschroten).

¹ Daß Verba wie salzen trotzdem, daß sie in der älteren Sprache die Form von Stammverben angenommen haben, dennoch ursprünglich abgeleitet sind, liegt auf der Hand.

² Die Schreibung sing, ging, hing ist also verwerflich, wie bereits früher bemerkt, S. 191.

heize, hiez; Plur. hiezen, geheizen; scheid, schiet, schieden, gescheiden (jetzt aber geschiden, als wäre es ein Verbum unserer III. Präsensbildung, aber noch bescheiden als Adjectiv); eische, iesch (auch heische, hiesch, jetzt in der Schrift wohl nur heischte); sweife, swief (schwingen, winden, jetzt nicht mehr gebraucht).

I, b. Stammvocal ist a, der im Perfectum zu uo gesteigert wird. 3. B. var (verst, vert), vuor, vuoren, Dptativ vüere, gevorn; male (melst, melt, malen), muol, muolen, Dptativ müele, gemaln (jetzt nur malte, nicht mehr mul, aber gemalen; das abgeleitete Verbum mäle, mälte, gemält ist ja nicht mit mal, muol zu verwechseln); grahe, gruob, gruoben, gegraben; schabe; schuop, schuoben, geschaben (jetzt nur schabte, geschabt); bache, buoch, gebachen (hat sich mit ch nur in oberdeutschen Dialecten gehalten, man hört gebachen z. B. in Nürnberg; jetzt backe buk, der Dptativ büke ist nicht durch bakte zu ersetzen); lade, luot, luoden, geladen (ursprünglich hladu, wird jetzt oft mit dem abgeleiteten lade, ladete verwechselt, mit dem es gar nichts zu thun hat; man halte darauf, nur zu sagen „er lud die Plinte, den Wagen“ u. s. f., aber „er ladete zu Gaste, ladete ein“); wate, wuot (jetzt nur watete, gewatet); schaffe, schuof; nage, nuoc (jetzt nur nagte); wasche, wahse n. a.; slahe, twahe (wasche), ge-wahe (erwähne) haben mit Wechsel von h und g (S. 198) sluoc, sluogen, geslagen u. s. f.; jetzt ist bei schlage überall g durchgedrungen, die beiden andern sind außer Gebrauch gekommen.

Zu stuont, gestanden gilt nicht stande, sondern das bindvocallose stā-n als Präsens (unser ich; er stand, Dpt. stände ist also nicht richtig; die Süddeutschen haben das zu allgemeiner Geltung zu bringende stund, stände auch in der Schrift gewahrt).

II. Das Präsens hat den geschwächten Wurzelvocal.

Wurzelvocal ist hier stets a, der im Präsens zu i geschwächt wird. Bei allen hat der Singularis des Perfects a (ursprünglich hatte das Präsens a das Perfectum ā), der Plural des Perfects und das Partic. Präteriti wird aber verschieden behandelt. Der Hauptunterschied ist der, daß ein Theil dieser Verba im Plural des Perfects das gesteigerte ā bewahrt hat, während die andern

hier die Schwächung des wurzelhaften a zu u eintreten lassen. Die ersteren haben im Partic. Präteriti theils ü (o), theils i (ë).

II, a. Präs. i, Perf. a, ä, Part. Prät. i (ë) und u (o). Die Wurzel schließt bei denen mit i (ë) im Part. Prät. auf einfache Consonanz, die nicht Liquida ist; die auf einfache Liquida nebst denen auf ff, ch, ck, sch, st, ht haben u (o) im Participium Präteriti.

Beispiele: Wurzel gab, Präsens gibe, gibst, gibt, geben u. f. f., Perf. gap, 2. Perf. gæbe, Plur. gâben, Part. gegêben; Wurzel az: izze, az, âzen, gëzzen; Wurzel sah, las u. f. f. Ueberall hat sich im Neuhochdeutschen hier die erste Perf. Sing. Präsens den Vocal des Plurals zugelegt, also ich gebe, e/ße, sehe, lese u. f. f.;¹ gihe, jach, jâhen, gejêhen (sagen, bekennen) ist jetzt verloren; jâte für jete ist nun ganz in die Analogie der abgeleiteten übergetreten, mhd. gite, jat (g vor i nach S. 198), ebenso knete, mhd. knite, knat; dasselbe gilt von pflügen (aber noch neben gepflegt ein gepflogen); genësen (mhd. ich genise) hat wohl genas, genësen regelrecht erhalten, aber sein Präsens hat nach Art der abgeleiteten festes e: er genest, Imperativ genesse.

Mehrere sind im Neuhochdeutschen nach II, b. (s. d. folg.) übergetreten; während mhd. noch ein wibe, wap, wâben galt, haben wir nhd. webe (Imperativ nur webe, nicht wib), wob, woben, gewoben; wige, wac, wâgen ist jetzt wige, Infinitiv wigen, seltener wâgen, wog, wogen, gewogen; ebenso erwâgen, verwâgen (verwog, verwogen) aber verwegen als Adjectiv hat sich in alter Form erhalten; bewegen flectiren wir ebenso (obwohl wir es transitiv brauchen), aber nur dann, wenn es bedeutet „zu einem Entschlusse bringen“, außerdem hat es als abgeleitetes Verbum bewegte, bewegt.

Während die bisher erwähnten im Partic. Präteriti i (ë) haben, zeigen die folgenden in derselben Form u (o), z. B. Wurzel stal, Präs. stil; stilst, stilt, Plur. stêln u. f. f., Perf. stal, Plur. stâlen, Opt. und 2. Perf. Sing. Indic. stâle, Part. Prät. gestoln; ebenso Wurzel hal (verbergen), nam Präs. nim(e) u. f. f., bar (tragen), traff (triffe, traf, trâfen), brach, sprach, stach,

¹ Diese Formen auch als Imperative anstatt gib, iß u. anzuwenden, ist bekanntlich fehlerhaft.

rach (riche, rachi), schrack (erschricke, erschrac, erschräken), drasch (drische, drasch, dräschen), lasch (lische, lasch), brast (briste, brast, brästen, gebrosten; jetzt bersten), vaht (vihte, vaht, vähten, gevohnten); vlaht u. a. Witzel quam sollte regelmäßig bilden quime, quam, quämen, gequomen; von diesen Formen ist aber nur quam, Opt. quæme noch bräuchlich, wofür aber auch, ohne w, kam, kæme vorkommt. Der Einfluß des w bringt aber hier mannigfache Abweichung zu Stande. Das Präsens lautet kum und kom, Plur. kumen, Inf. kumen und kumen; das Präteritum zeigt auch ein kom, Plur. kömen, Opt. kœme, während die älteren Formen quam, quämen nur noch im Reime haften, Part. Prät. kumen. Die neuhochdeutschen Formen dieses Verbums erklären sich leicht aus den mittelhochdeutschen; kömst, kömt (beim Volke noch kümst, künt) scheint uns weniger edel als komt, komt, obschon der Umlaut berechtigt ist.

Im Neuhochdeutschen ist auch hier überall das e in die erste Person des Präsens gedrungen: stele, neme, breche, treffe u. s. f., ja fogar gäre (mhd. gise, jas, jären, gejäsen), gebäre, räche, schwäre (mhd. swir, swar) mit ä; lösche (für lésche, 2. Pers. lischest, 3. Pers. lischt, Plur. löschen für léschen) fogar mit ö (das Causativum lösche für lésche, Prät. löschte ist vom Intransitivum lösche für lésche (erlösche) wohl zu scheiden; „das Licht erlöscht, löscht aus, erlöschte“ sind grobe Sprachfehler, die man öfters hört für „es erlischt, lischit aus, erlosch“).

Viele Verba dieser Classe haben im Neuhochdeutschen den Vocal des Partic. Präteriti in das ganze Perfectum aufgenommen, so die auf r meist; man sagt gebar aber gor, schwör; die auf sch: erlosch, drosch, selten noch richtiger und älter drasch; bärst ist vielleicht noch angenehmer als borst (zu bersten); die auf cht: flocht, focht. Der Plural hat überall denselben Vocal, wie jetzt überhaupt der Vocalwechsel im Perfectum durch Ueberhandnehmen der Analogie geschwunden ist: goren, fochten u. s. f. Helen ist ganz in die Analogie der abgeleiteten Verba übergetreten: helte, gehelt, aber noch unverholen, seltener verholen; räche hat ebenso rächte, nicht mehr rach, gerochen findet sich aber noch neben gerächt. Vom intransitiven stecken ist stak, stæke mit Recht der Volkssprache zu lassen und das richtige stekte

ausschließlich zu brauchen. Manche Optative Perfecti wie dräsche, stöchte, göre, schwöre (von schwären) sind wenig oder kaum im Gebrauch. Die Umschreibung mit würde (beim Volke mit täte) nimmt immer mehr überhand und entfremdet uns manche einfache Bildung.

II, b. Präs. i, Perf. Sing. a, Plur. u, Part. Prät. u (o).

Diese Vocalwechsel finden statt, wenn die Wurzel auf doppelte Liquida oder auf Liquida und Muta schließt. Bei diesen Verben ist stets im Auge zu behalten, daß vor doppeltem Nasale oder Nasal und Muta keine Brechung eintritt (S. 143). Z. B. Wurzel half, Präs. hilfe, Plur. helfen, Perf. half, Plur. hulfen, Part. geholfen; so gehen die Wurzeln warf, ver-darb; ward, barg, warb (thun, handeln), er-balg (zornig werden), warr (hindern), hall (ertönen) u. a. Dagegen heißt es z. B. von Wurzel brann im Präs. brinne, Plur. brinnen, Perf. bran, Plur. brunnen, Partic. gebrunnen; von Wurzel band binde Plur. binden, bant Plur. bunden, gebunden; ebenso flectiren die Wurzeln rann (rinnen), sland (schlingen), sank, stank, hank (hinken) u. f. f.

Das Neuhochdeutsche hat auch hier mannigfache Abweichungen und Störungen eintreten lassen. Im Präsens hat, wie in allen ähnlichen Fällen, der Plural auf die erste Person Singularis eingewirkt, also kein hilfe, werde u. f. f. mehr, sondern helfe, werde u. f. f., nur das Volk hält auch hier in manchen Mundarten noch am alten fest; bei den Verben, die im älteren Deutsch keine Brechung zulassen, also bei denen auf doppeltem Nasal oder Nasal und Muta, bleibt auch in der ersten Person Präsens das i, weil es im Plural ebenfalls vorhanden war: beginne, finde, winke u. f. f. Die auf mm, nn haben aber im Partic. Prät. die alte Regel verlassen und das u in o gebrochen: geschwommen, gesponnen, nur das oberdeutsche Volk hält auch hier noch meist das alte geschwummen, gespunnen fest.

Im Perfectum ist durchweg, wie bei allen Verben überhaupt, der Vocalwechsel in Folge der Analogie geschwunden; ein einziges Verbum hat sich in der echten Form des Perfects erhalten, nämlich ich werde, er wird (Imperativ aber nur werde anstatt wird), ich ward, wir wurden, Optativ ich würde, geworden; aber auch hier hat die Analogie des Plurals den merkwürdigen Singular

Perfecti ich wurde erzeugt, der von rechtswegen über Bord zu werfen und durch ward zu ersetzen ist. Daß die Schulmeister bereits einen Unterschied von wurde und ward zu demonstrieren wissen, vermag uns nicht zu rühren. Vereinzelt finden sich noch die veralteten Plurale des Perfects starben, sangen (wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen).

Im Perfectum hat sich also in allen Formen nur ein Vocal festgesetzt und zwar zumeist der Vocal des Singulars, z. B. starb Plural starben, galten, schwammen (er schwamm, nicht etwa er schwomm), sangen u. s. f. Der Vocal des Plurals Perfecti gilt nur in (dinge) dung, Plur. dungen, neben welchem man auch das richtigere zu den übrigen Verben dieser Classe stimmende dang, dangen hört (falsch ist dingte); auch der Vocal des Particip. Präteriti ist oft im ganzen Perfect üblich geworden, wie in glimme, glom̄m; geglommen; klimme, klomm, geklommen (beide auch nach Analogie der abgeleiteten glimte, klimte, was jedoch zu meiden), quelle quoll; schwoll, erscholl erschollen (meist ist im Perfect und Participium schalte, geschalt eingetreten, wie ja auch das Präsens schelle durch das abgeleitete schalle ersetzt wird), schmolz, molk (nicht melkte).

Die Optative des Perfects sollten nun der Regel nach stets den Vocal des Indicativs in ungelauteter Form beibehalten, hier aber ist noch vielfach der alte Pluralvocal, dem ja ursprünglich der des Optativs gleich ist, nicht völlig ausgestorben; einem Indic. warb, starb, verdarb, warf wird nur der bewusste Systematiker einen Optativ. wärbe, stürbe, verdärbe, wärfe zur Seite stellen, ungefücht bietet sich jedem das ältere, richtigere wärbe, stürbe, verdürbe, würfe dar. Selbst hülf sagt besser zu als das neuere hälfe; ein befähle, schälte, gälte hat wohl noch keiner gewagt, hier gilt beföhle, schölte, gölte mit dem aus älterem u entsprungenen ö.

Dagegen haben Formen wie verbärge, gewänne, sänne, bände, tränke, sänke, klänge, zwänge u. a. fast oder völlig sich eingebürgert, nur volksmäßiger Ton läßt noch das alte u hören; gewönne, entrönne, begönne findet man jedoch auch in der Schriftsprache. Die mit o im Indicativ zeigen natürlich im Optativ ö: schwölle, schmölze; dung hat dünge. Manche Optative Perfecti werden kaum gebraucht, selbst der Indicativ

Perfecti zu schinde, geschunden, der schand zu lauten hat, findet sich wohl wenig in Anwendung, die Optative mölke, sehände oder schünde wohl noch weniger; ränne zu rinne, rann, selbst begänne zu beginne, begann, ja manche der oben bereits angeführten Optative werden gerne vermieden; Nichtdeutsche, die unsere Sprache erlernt haben, gehen diesen Optativen des Perfects überhaupt gerne aus dem Wege, dasselbe thun auch gar manche eingeborne Deutsche; auch die Volksmundarten, die übrigens oft sogar den Indicativ Perfecti umschreiben, sind in der Bildung des Optativs des Perfects oft unsicher oder meiden ihn meist. Keine grammatische Form findet man so häufig falsch gebildet als diese. Man sieht aus dem Gesagten, daß in diesen Formen die neuhochdeutsche Sprache noch nicht zu einem festen Abschlusse gekommen ist. Quäle man sich nicht mit Herstellung einer Uniform für alle Verba, sondern wähle jeder die Form, die ihm mundrecht ist. Die Zeit wird wohl in nicht allzugroßer Ferne auch diese Formen durch die leidige Umschreibung entbehrlich machen.

Einige Verba dieser Art sind bereits in die Analogie der abgeleiteten gezogen worden, wie hinke, winke, das ein gewunken und gehunken beim Volke erhalten hat; auch belle (mhd. bille, bal, bullen) hat fast nur in Mundarten Formen wie er bilt, gebollen erhalten.

III. Das Präsens hat den gesteigerten Wurzelvocal.

Hierher gehören alle Verbalwurzeln mit dem Wurzelvocale i und u; das Präsens hat erste, der Singular des Perfects zweite Steigerung (wobei der in der Lautlehre S. 141 flg. besprochene Wechsel von ei und ou mit dem gleichwerthigen ê und ô nicht zu übersehen ist); der Plural des Perfects und was mit ihm in i u Vocale übereinstimmt, so wie das Participium Präteriti zeigt den reinen Wurzelvocal; z. B.

Wurzel biz, Präs. bize, bizest, Plur. bizen u. s. f., Perf. beiz, 2. Pers. und Opt. bizze, Plur. bizzen, Part. Prät. gebizzen ohne Brechung (nach S. 143 flg.); ebenso Wurzel swig (swige, sweic, swigen), stig, slif (slife, -sleif, sliffen), grif u. s. f.

Wurzel truf, Präs. triufe, triufest, triufet, aber Pluralis triefen mit Brechung, Perf. trouf, 2. Pers. und Opt. trüffe,

Plur. traffen, Partic. Prät. getroffen; aber von Wurzel *vluz* *vliuze*, *vliezen*, *vlöz*, *vluzzen*, *gevlozzen*; ebenso Wurzel *duz* (*schallen*, *rauschen*), Wurzel *but* (*biute*, *bôt*, *buten*), *vluh* (*vliuhe*, *vlöch*, *vluhen*) u. s. f.

Wurzel *kus* hat *kiuse*, *kôs*, *kür*, *kurn*, *gekorn* (*wählen*); ebenso *ver-lus*. (*verliuse*, *verlôs*, *verlür*, *verlurn*, *verlorn*).

Die mit dem Wurzelauslaute *d* haben im Perfectum und Part. Prät. *t* (S. 198) *snide*, *sneit*, *sniten*, *gesniten*; ebenso *lide*, *mide*, *siude* (*sôt*, *suten*, *gesoten*).

Auch wechselt *h* und *g*: *zihe* (*klage an*), *gedihe*, Part. Prät. *zêch*, *gedêch*, Plur. *zigen*, *gedigen*, Part. *gezigen*, *gedigen*; *lihe*, *lêch* behält das *h*: *lihen*, *gelihen*; *ziuhe*, *zôch*, *zugen*, *gezogen*; *vliuhe*, *vlöch* behält das *h*: *vluhen*, *gevlohen*.

schrê hat im Prät. *schrê*, Plur. *schrirn*, Part. *geschirn*; ebenso *spîe*; *schri-rn* lautet ahd. *scrirumês* aus **scri-sumês*. Dieß angehängte *-sumês* u. s. f. ist das verkürzte Perfectum von der Wurzel *as*, (*is* in *is-t*, *s-ind*). Die Formen *schrirn*, *spirn* sind also Reste einer früher gewiß weiter verbreiteten, im Nordischen nicht seltenen Perfectbildung mittels Zusammenfügung des Verbalstammes mit dem Perfectum, von *as* (wie *ja-ner-ten* u. s. f. mit dem Perfectum von *tuo-n* zusammengefügt ist), **scri-gumês* ist also ebenso gebildet wie lateinisch *scrip-simus*, *dic-simus* u. s. f. *Riuwe* (*leid sein*) hat im Perfectum *rou* (*rouw*), Plur. *riuwen* (*für ruwen*), Part. *geriuwen*, *gerouwen*, auch andere Nebenformen kommen vor; ebenso *blinwe* (*schlagen*) u. a.

Die Wurzeln *saf* und *sug* haben im Präsens *säfe* und *süge*, Plur. *säfen*, *sügen* (nicht **siufe*, *siuge*, Plur. **siefen*, *siegen*), also mit *ä* für *iu*, Dehnung anstatt Steigerung; übrigens flectiren sie wie die andern.

Im Neuhochdeutschen hat sich auch in dieser Classe im Perfectum ein Laut für beide Zahlen festgesetzt; vor *ch*, *ff*, *ß*, *tt* gelten die Kürzen *i* und *o* (*au*, *ei* und *u* sind völlig aus dem Perfectum geschwunden; *o* ist wohl durch Einfluß des Part. Prät. bei allen Wurzeln mit dem Wurzelvocale *u* eingetreten), in den andern Fällen die Längen *i* (geschrieben *ie*) und *ô*, also *z. B.* *schleiohe*, *schlich*, *schlichen*, *geschlichen*; *greife*, *griff*, *griffen*, *gegriffen*; *reiße*, *riß*; *schneide*, *schnitt* (mit demselben Wechsel

von d und t wie im Mittelhochdeutschen); rieche, roch; triefe, troff; schieße, schoß; siede, sott u. s. f., aber treibe, trib, triben, getriben; fliege, flög, flögen, geflögen. Hier sieht man recht deutlich die Einförmigkeit in Folge der Analogie; die alterthümliche, alle Möglichkeiten erschöpfende, dreifache Abstufung des Wurzellautes hat einem einfachen Wechsel des Vocals zwischen Präsens und allen Nichtpräsensformen Platz machen müssen.

Im Präsens ist bei den Wurzeln mit u der **gebrochene** Vocal des Plurals und des Optativs in den ganzen Singular und in die zweite Person Singularis des Imperativs eingebracht; ein beut, ¹ gebeut, flengt, fleucht, reucht, geußt, geneuß u. s. f. = mhd. biutet, fluket, vliuhet u. s. f. ist beinahe oder völlig (selbst aus der Poesie) geschwunden, manche Volksmundarten hegen aber diese Formen noch sämmtlich. Auch das r in friere, verliere hat sich nun durchaus festgesetzt, ein freust, verleust wird höchstens scherzweise noch gebildet.

Merkwürdig ist hier, daß preisen, ein Lehnwort und überdies erst von pris mhd. preis aus lateinisch pretium (vgl. französisch prix) abgeleitet, jetzt nicht mehr preiste, gepreist bildet (wie noch in Kirchenliedern richtig gepreist auf geist reimt), sondern ebenso, wie bereits in der älteren Sprache das Lehnwort schreiben (aus lateinisch scribere), die ihm zukommende Form eines abgeleiteten Verbs abgelegt und die Flexion eines Stammverbum angenommen hat.

schrauben und schnauben haben besser schraubte geschraubt und schnaubte geschnaubt als schröb schnob, geschroben geschnoben, verschroben hat sich als Adjektiv festgesetzt; stiebe, stob, gestoben ist dagegen besser als das versuchte stiebte; säugte und gesaugt ist sogar fehlerhaft anstatt sog, gesogen; zu schmiegen aber ist kein schmog mehr möglich, und schmiegte geschmiegt das allein bräuchliche.

Das falsche trügen betrügen für triegen (trog, wie biegen, bog) läßt sich noch vermeiden; lügen aber, das ebenfalls fehlerhaft für liegen (log) geschrieben und leider auch gesprochen wird, sitzt nun wohl unvertilgbar fest (wozu der mhd. stattfindende Gleichklang von liegen und ligen sein Theil beigetragen haben mag, nebst der falschen Rücksicht auf lüge).

¹ Für beutet.

schliefe, schloß, geschlossen (schlüpfe ist eine Intensiv- und Iterativbildung von diesem Verbum) und (zer)kliebe, (zer)klob, (zer)kloben sind gute alte Worte, die wir hegen sollten (man schließt in einen Ermel, das Hühnchen schloß aus dem Ei u. s. f.).

IV. Der Präsensstamm wird durch Zusätze gebildet.

Diese Bildungsweise, in der indogermanischen Ursprache reichlich vertreten und in manchen Töchtern derselben besonders beliebt, ist im Deutschen nur bei wenigen Verben gebräuchlich. Ist es doch ein Charakterzug unserer Muttersprache, von den Wechseln, deren die Vocale der Wurzeln fähig sind, möglichst reichen Gebrauch zu machen; dieß Festhalten und sich Anklammiern an das flexivische Wesen, das gerade in dieser inneren Wandlung der Wurzel besteht, gibt der Sprache jenes eigene alterthümliche Gepräge, das uns auch aus dem jetzigen Deutsch noch so mächtig anmuthet gegenüber dem rein äußerlichen Wortbildungswesen des Romanischen. So sind denn nur folgende wenige Präsentia mittels zutretender Laute gebildet, aber auch bei diesen Verben ließ es sich die Sprache nicht nehmen, außerdem Vocalwechsel in der Wurzel eintreten zu lassen.

IV, a. Das Präsens wird mittels j gebildet. Dieß j ist im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen natürlich nur noch an seinen Wirkungen zu erkennen. So lautet von Wurzel lag das Präsens lige, Plural ligen; Infinitiv ligen, für älteres ligju, ligjam u. s. f. (wäre das j nicht vorhanden, so würde Plural und Infinitiv *lügen lauten), Perf. lac, lägen, Particip. gelägen; Wurzel bat, Präf. bite ebenso; Wurzel saz, Präf. sitze, Plural sitzen (ohne j würde das Präsens *sizze, Plural *sëzzen lauten), aber saz, säzen, gesëzzen, weil hier kein j mehr vorhanden ist, das ja nur dem Präsens zukommt (mit j würde es nicht heißen saz, sondern *setz u. s. f., vgl. S. 197 flg.). Abgesehen vom j gehören diese Verba zu II, a.

Die Wurzeln hab und swar (schwören), welche Verbis nach der Art von I, b (Präf. a, Perf. uo) zu Grunde liegen; bilden ebenfalls Präsentia mittels j, also hebe (habju), swer (swarju), Perf. hnop, swuor, Particip. gehaben, geswarn, jeßt nur hob, schwor (hub¹ und schwur sind veraltet), gehoben (aber

¹ Ven anheben ist hub an, huben an noch im Gebrauche.

erhaben als Adjectiv neben erhoben erhalten), geschworen nach der Analogie von II, a. (geschworn ist schon mhd. bräuchlich, durch Verwechslung mit swir, swar, swären, geschworn, *ulcerare*). Vereinzelt ist das reduplicirende (I, 1) er (aus älterem arju), Perfect. ier, Part. Prät. gearn (pflügen) dialektisch noch gebräuchlich, in der Schriftsprache aber ausgestorben.

IV, b. Das Präsens wird durch einen Nasal gebildet. Die älteste Art der Präsensbildung mittels eines Nasals ist ohne Zweifel die, daß n (voller nu, na; ein pronominales Element, wie j auch) ans Ende der Wurzel tritt, eine in vielen indogermanischen Sprachen sehr beliebte Bildung (z. B. τέμ-νω neben ἔ-ταμ-ον, δεικ-νω-μι neben ἔ-δεικ-σα, sper-no neben spre-vi u. f. f.). Aber, merkwürdig genug, dieß präsensbildende n kann sich auch in die Wurzel hineinschlagen; in λαμβάνω neben ἔ-λαβ-ον, λαγχάνω, ἔ-λαχ-ον sehen wir n am Wurzelauslaute und, natürlich sich nach dem Wurzelauslaute richtend, zugleich in der Wurzel; in frango neben frac-tus für frag-tus, rumpo neben rup-tus u. f. f. ist der Nasal nur in der Wurzel, und so sind die wenigen Präsensia der Art gebildet, die unsere Sprache erhalten hat.

Diese Verba bilden im Deutschen ihr Perfectum nach Art der abgeleiteten. Es sind folgende: Wurzel brag, Präs. bringe (mit der Vocalschwächung von II.), Perf. brähte für brag-de (nach S. 199), Optativ (und 2. Person Sing.) brächte, Particip. Prät. brächt. Das Neuhochdeutsche hat hier vorcht die Dehnung des a wieder fallen lassen.

Wurzel dak bildet, wie die verwandte Wurzel duk, ihr Präsens außer durch Nasaleinschub auch noch mit j, also dankju, dunkju, d. i. mhd. denke, dunke nhd. dünke, das Perfect wird ganz so wie von bringe gebildet, also dächte, dächte, Optativ dächte, diuchte (und dächte), Particip. gedächt, gedächt. Während denke dachte dächte gedacht sich gut erhalten hat, ist im Neuhochdeutschen bei dünken eine heillose Verwirrung eingerissen. Der Vocal des Optativs ist in den Indicativ Perfecti und ins Particip. Präteriti eingedrungen, also dünke, deuchte, gedeuht; dieß ist die allein richtige Weise, allein man hört und liest oft genug mir deucht als Präsens, mir dünkte als Perfectum mit so viel Sprachfehlern als Worten; es heißt mich dünkt, mich deuchte.

V. Das Präsens ist bindevocallos, d. h. der Präsensstamm hat kein a am Ende angenommen. Nur Reste bei vocalisch schließenden Wurzeln, die fast alle ihr Präsens ursprünglich mittels Reduplication bildeten nebst der Wurzel as, is (sein).

Wurzel ta, gesteigert tā, tuo.

Präs. Indic.	Opt.	Imper.	Inf.
tuo-n ¹ (jetzt bindevocalisch tne)	tuo u. f. f.	tuo	tuo-n.
tuo-st		tuo-t.	
tuo-t			
tuo-n u. f. f.			

Perf. Indic.	Opt.	Particp.
tēte (nhd. nach dem Plural tāt, tātest u. f. f.)	tæte u. f. f.	getān.
tæte		
tēte		
tāten u. f. f.		

Wurzel sta, Präsens stā-n und stē-n u. f. f., von letzterem unsere jetzige bindevocalische Form stehe für stēe; Perf. stuont (s. v. S. 274) gestanden und, nach dem Präsens, gestān.

Wurzel ga, Präs. gā-n,² gē-n (jetzt gehe) u. f. f.; Perf. gienc (s. v. S. 273), Part. gegangen, gegān.

Wurzel bi (aus ursprünglichem bu) und as (beide „sein“ bedeutend) ergänzen sich in den verschiedenen Formen des Verbum, nebst der Wurzel vas.

Präs. bi-n (ahd. bi-m)
bi-st
is-t

Plur. s-in (eine Optativform, für welche wir nun die 3. Perf. Plur. sind haben eintreten lassen; s-in steht übrigens für *is-in, wie z. B. lateinisch sum, sunt für *es-um, es-unt; die Wurzel as verliert leicht ihren Anlaut)

s-it (nhd. seit, für welches man lächerlicher Weise seid schreibt)
s-int.

Es findet sich auch die 1. und 2. Perf. Plur. bi-rn; bi-rt, welche eigentlich Perfectformen sind; Wurzel bi, bu bedeutet ursprünglich „wachsen, werden“. Die Perfecta bi-r-n, bi-r-t aus

¹ Urform da-dhā-mi, griechisch τιδημι, vgl. S. 263 ff.

² Urform ga-gā-mi, griechisch βιβημι mit β für g.

*bi-su-mês, bi-su-t, ahd. bi-ru-mês, bi-ru-t, befragen also „wir sind geworden, ihr seid geworden“. Vgl. S. 280.

Optativ st, sîst u. s. f. Alles übrige von dem hindevoalischen Verbum wësen (II, a), also Imperativ wis (auch bis mit Anklang an die 2. Pers. Sing. Präs. Indic. bist älter bis), Inf. wësen (sîn), Perf. was (jezt war), Plur. wären, Part. Prät. gewësen (auch gewëst und gesîn, Formen die man in deutschen Mundarten noch hört). Dieß wësen (1. Pers. Sing. Präs. wise) hört man in plattdeutschen Mundarten noch im Präsens gebraucht.

VI. Perfecta als Präsentia gebraucht.

Von einer Reihe deutscher Stammverba ist die Präsensform verloren gegangen, das Perfectum, das, wie z. B. in weiß, griechisch *φοιδω*, Urform *vaida für vivaida von der Wurzel vid („sehen“, eigentlich „ich habe gesehen“, d. h. „ich weiß“) in Folge der Bedeutung der Wurzel Präsensfunction hatte, blieb allein im Gebrauche und es entwickelte sich nun von diesen als Präsentia geltenden Perfectformen eine neue Perfectform nach Art der abgeleiteten Verba mittels Zusammensetzung mit dem Perfectum der Wurzel ta (vgl. S. 270 fig.).

Im folgenden gebe ich nur die mittelhochdeutschen Formen; die neuhochdeutschen, die bekannt sind, erwähne ich nur hier und da, wo sie besonders stark von den älteren sich entfernt haben.

Von der alten Endung t (st) der 2. Pers. Sing. dieser Verba war oben (S. 264) bereits die Rede.

1) kan, kanst, kan, Plur. kunnen, können, also eine Perfectform der Art, als wäre das Präsens *kinne (II, b), Perf. kunde, konde, Optativ künde.

2) an in g-an (aus der untrennbaren Präposition ge mit dem Verbalstamme an) ebenso; Perf. gunde, Partim gegunnen und gegunnet. Das neuhochdeutsche gönnen ist ganz in die Analogie der abgeleiteten Verba getreten und hat in allen Formen unwandelbares ö.

3) darf, darft und darfst, darf, dürfen u. s. f.; Perfectum dorfte, dörfte (Noth, Ursache haben).

4) tar (ge-tar), tarst, turren, türren; torste, törste („wagen, sich getrauen“, nhd. verloren).

5) sol (für scal) auch schol, sal, 2. Person solt, Plural suln, stül, Optativ sül, Perfect solde.

6) mac, maht, mac, mügen, mugen, auch megen, Opt. müge, mege, Perf. mohte, alterthümlicher auch mahte (z. B. Rib. 1987, 2), Opt. möhte, mehhte (können, vermögen).

7) muoz (nach I, b als wäre das Präsens *māze), muost, muoz, müezen, Perf. muoste, muose, Opt. müeste, müese. Diese haben alle den Wurzelvocal a:

8) weiz (als wäre das Präsens *wīze nach III.), weist, weiz, wizen, Opt. wizze, Imperativ wizze, Perf. wiste, wēste, wisse, wesse, Opt. ebenso, Part. Prät. gewizzen, gewist u. s. f.

Den Wurzelvocal u hat

9) touc, Plur. tugen, tügen (als laute das Präsens *tūge nach III.), Opt. tüge, Perf. tohte, töhte (wohl von statten gehen, sich ziemen). Jetzt wird taugen mit unverändertem Vocal ganz wie ein abgeleitetes Verbum behandelt.

Ein Optativ des Perfects ist ursprünglich.

10) wil (gotisch viljau), 2. Perf. wilt und mit älterer Form wil (z. B. Rib. 642, 1. 948, 4. 1097, 1; gotisch vileis, ahd. wili), 3. Perf. wil, Plur. wēllen, wēln, Opt. wēlle, Perf. Indic. und Opt. wolte. Das durch Einfluß des w eingetretene o hat schon im Mittelhochdeutschen hier und da weiteren Umfang gewonnen; im Neuhochdeutschen ist bekanntlich nur im Singular des Indicativs i erhalten, überall sonst aber o eingetreten.

Hiermit haben wir die mannigfachen Präsensbildungen, deren die deutschen Stammverba fähig sind, erschöpft. Zum Schlusse noch ein Wort über die abgeleiteten Verba.

Die abgeleiteten Verba sind keiner jener stamhaftesten Veränderungen fähig, die wir so eben bei den nicht abgeleiteten zum Zwecke der Bildung des Präsens- und Perfectstammes angewandt sahen. Sie gehören also eigentlich sämmtlich in unsere erste Art der Präsensbildung, da derselbe Verbalstamm durch alle Formen bleibt.

Die Endungen sind dieselben wie bei den Stammverben. z. B. Präs. salbe, salbest u. s. f., Imperativ aber salbe, rege, lobe u. s. f., da ja das e Theil des Verbalstammes ist (hier sind also jene neuhochdeutschen oft fälschlich auf Stammverba übertragenen Imperativformen mit schließendem -e richtig), Perf. salbe-te, salbe-test u. s. f., der Optativ des Perfects fällt vollständig mit dem Indicativ zusammen; Part. Prät. ge-salbe-t.

Das den Stamm schließende e, in welchem das ursprünglich wortbildende Element (i, ai, ð) steckt, fällt vor Consonanten außerordentlich oft weg; bei denen, welche Umlaut haben (in Folge der Bildung mittels i, j), hat der Wegfall dieses e aus i im Perfectum und Participium Präteriti zugleich den Wegfall des Umlauts dann im Gefolge, wenn die Stammsilbe durch Position oder langen Vocal lang ist. Man sagt also im Mittelhochdeutschen brenne brante gebrant, heste haste (für hast-te), nütze nuzte, drücke dructe, erschrecke (transitiv) erschraete, zürne zurnde, küsse kuste, wæne wænte, liute (läute, mache tönen) lüte (für lütte), liuchte lühte, müeje (mache Beschwerde) muote, doch vröuwe vröute; überhaupt ist in Verben dieser Art bald Umlaut, bald nicht zu finden. Von Formen wie schihte, druhte für schichte, dructe war S. 200 die Rede.

Das Ausstoßen des wortbildenden e erspart also dem Mittelhochdeutschen übellautende Formen, wie die neuhochdeutschen hettete, antwortete (mhd. antwurte), lütete, wartete (mhd. warte) u. s. f., Formen, die dem Streben nach sogenannter Regelmäßigkeit ihren Ursprung danken. Auch für wäfenen (mhd. waffnen) gilt fast ausschließlich wäfen.

Wir bilden also richtiger und wohltonender ein sante, gesant von senden, als sendete, gesendet. Von dem nicht gebräuchlichen behaften hat sich behaftet (mhd. behaft), in dem Namen eines Orgelregisters mit gedeckten Pfeifen sogar das rein mittelhochdeutsche gedakt für das jetzt allein übliche gedekt von decken erhalten; von den Participien durohlaucht, erlaucht, getröst und ähnlichen Archaismen für durchleuchtet, erleuchtet, getröstet war gelegentlich der Bildung dieses Participium bereits die Rede.

Die kurzsilbigen mit Umlaut behalten ihn auch bei der Ausstoßung des e überall bei: ner nerte genert; lege legte; bür (erhebe) bürte; hüge (gedenke) hügte u. s. f.

Man bemerke vürhte und würke (wofür wir jetzt meist nicht richtig wirke schreiben), Perf. vorhte, worhte, Optat. vörhte, wörhte, Part. gevorht, geworht (seltener gevürhtet, gewürket), welche im Perfectum und Participium nicht u, sondern o eintreten lassen. Beide haben nunmehr den Vocalwechsel aufgegeben und sind der gewöhnlichen Analogie der abgeleiteten beigetreten.

Schon oben (S. 218) sahen wir, daß die nicht mit j

abgeleiteten nur am Mangel des Umlauts oder an der Brechung des Wurzelvocal's (also in vielen Fällen gar nicht) kenntlich sind, z. B. lobe, lobte (ahd. lobdm, lobem, Perf. lobôta, lobêta), gër, gërte (ahd. gërdm, gërdta). Die mit ô gebildeten behalten es bisweilen im Reime archaisch bei: gewarnôt, ermorderôt u. a. Dieß erwähnten wir schon oben (S. 160), ebenso die Zusammenziehungen wie seit, leit für saget, leget (S. 158).

Bei dem Verbum haben ist die Zusammenziehung besonders bemerkenswerth; die Formen desselben lauten: Präs. 1. Pers. Sing. hâ-n mit dem n für m der ersten Person, nach Art der bindvocallosen wie gâ-n, stâ-n, mit denen es nun in Folge der Zusammenziehung allerdings große Uebereinstimmung zeigt (Stamm hâ wie gâ, stâ), 2. Pers. hâst, 3. Pers. hât, Plur. hân, hât, hânt, Opt. habe und hâ, Inf. hân, Perf. hâte, hête und daraus gekürzt hête, hiete. In der Bedeutung „halten“ unterbleibt meist die Zusammenziehung. Unsere Mundarten haben bekanntlich die zusammengezogenen Formen dieses Wortes beibehalten; die Schriftsprache aber hat gerade in den Formen ohne h den kurzen Vocal: du hâst, er hât, Perf. hatte, Opt. hätte. Es scheint, daß hier nicht Zusammenziehung, sondern Assimilation vorliegt, daß also hast, hat für habst, habt (vgl. das kurze a in ir habt), hattê und hattê für habte, hâbte steht.¹

¹ Beiläufig sei bemerkt, daß in einer Partikel unserer Sprache eine Verbalform steckt, die wir freilich nicht mehr herausfühlen. Unser nâr lautet nämlich in der älteren Sprache niur, niwer, niwær, newære, das auf ein althochdeutsches ni wâri führt. Dieß ist also die Negation ni im Sinne von „wenn nicht“ und die 3. Pers. Sing. Opt. Perfecti ahd. wâri, mhd. wære; ni wâri, niwære, niwer, nâr bedeutet also eigentlich „wenn nicht wäre (wörtlich lateinisch nisi esset, nisi fuisset), es wäre denn“; wie sich dieß zur Bedeutung unseres jetzigen nur abschwächen konnte, ist klar. Auch das mittelhochdeutsche deiswâr, dêswâr, Zusammenziehung von daz ist war, hat fast das Ansehen einer solchen Partikel; dasselbe gilt von dem mittelhochdeutschen wæn für wæne ich, z. B. den wæn wir hân verlorn „den, glaube ich, haben wir verloren“ (Nib. 517, 3).

Anhang.

I. Einiges aus der mittelhochdeutschen Syntax.

Es wäre vom höchsten Interesse, die großen Unterschiede, welche die Function der neuhochdeutschen Worte von denen des Mittelhochdeutschen darbietet, genauer ins Auge zu fassen und unter allgemeinere Gesichtspunkte zu bringen. Indeß fehlt es in diesem Theile der Grammatik leider noch völlig an Methode, so daß wir vorderhand es noch dem Wörterbuche überlassen müssen, für jedes einzelne Wort die Function anzugeben, die es im Mittelhochdeutschen hat, ohne daß wir es wagen könnten, den Gang im Ganzen und im Einzelnen darzulegen, den die Veränderung der Function von mittelhochdeutsch bis neuhochdeutsch eingeschlagen hat.

Die Functionslehre ist freilich der für unser Verständnis der mittelhochdeutschen Sprachdenkmale wichtigste Theil der gesammten mittelhochdeutschen Grammatik. Nichts liegt näher, als einem mittelhochdeutschen Worte, welches uns aus unserer jetzigen Sprache bekannt und geläufig ist, dieselbe Function beizulegen, die wir jetzt mit demselben zu verbinden pflegen, und in unzähligen Fällen verstehen wir in diesem Falle das Mittelhochdeutsche falsch oder fassen es doch wenigstens schief auf. Denn gerade die Function hat sich bedeutend geändert; viele Worte werden jetzt theils in kaum merklicher Weise anders empfunden als im Mittelhochdeutschen, theils ist ihre jetzige Function von der, welche sie früher besaßen, mehr oder weniger stark verschieden. Hierin, besonders in den häufigen leisen Functionsunterschieden der Worte, liegt der Grund der Thatsache, daß das wörtliche Uebersetzen aus dem Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche eine Sache der Unmöglichkeit ist. Dieselben Worte

machen jetzt einen ganz andern Eindruck als im Mittelhochdeutschen. Einige Beispiele, bei deren Wahl nur die gröberen und mehr in die Augen fallenden Funktionsunterschiede berücksichtigt werden, mögen das Gesagte beweisen.¹

So ist z. B. ab im Mittelhochdeutschen (wie das entsprechende englische *of*) auch Präposition und bedeutet „von“; arebeit ist „Noth, Beschwerde“; balt Adj. „kühn, muthvoll“, als Adv. „kühnlich, zuversichtlich“, aber auch „geschwind, schnelle“; bekennen „kennen, erkennen, in Erfahrung bringen“, das Particium bekant hat sich ja in diesem Sinne erhalten; bescheiden „wissend was sich gehört, verständig“, Adv. bescheidenlichen; brüeven „berelten, zurecht machen“; ê „Recht, Sitte, Ehe“; ergetzen „vergessen machen, entschädigen“; veige „dem Tode verfallen“; verklagen „aufhören zu klagen, zu beklagen“; versprechen „verreden, ablehnen“; voget, vogt (voit) „Fürst, Regent“; vrouwe „Herrin“; vrum Adj. „nützlich, tüchtig“; wie noch in unserem davon abgeleiteten Verbum frommen, mhd. vrumen „helfen, vorwärts bringen, schaffen, machen“; gar Adj. „fertig, bereit“, davon gerwen „bereiten, rüsten“; gelt „Ersatz, Zahlung“; gemeine Adj. „gemeinsam, allgemein“; genåde „Gunst, Dank“; höchzit, höchgezît „Fest“; kraft „Menge, Kraft“; lieben „Freude

¹ Diet, wie überhaupt in diesem Buche, habe ich bei der Wahl der mittelhochdeutschen Beispiele die Nibelungenidichtung fast ausschließlich zu Grunde gelegt, von der Ansicht geleitet, daß jeder gute Deutsche zunächst nach dieser Dichtung greift, wenn es ihm darum zu thun ist, das Große, was die deutsche Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts geleistet, in der Ursprache zu lesen. In der That wirkt auch in dieser Dichtung der uralte, unserem Stamme tief eigene Sagenkern trotz aller oft ungeschickter, oft aber auch wohlgelungener Um- und Zubichtung der späteren Zeit noch immer mächtig und in ganz eigenthümlicher Weise ergreifend. Schade, daß gerade die ersten Strophen — der Theaterzettel — der Dichtung zu den besten Theilen derselben gehören, und geeignet sind, jeden Leser von einigem Geschmacke zurückzuschrecken. Wir citiren nach Lachmanns Ausgabe, da wir den von ihm gegebenen Text als älteste bekannte Recension erkennen und die Entstehung der mittelhochdeutschen Dichtung aus einzelnen älteren Liedern für ein sicheres Ergebnis der deutschen philologischen Wissenschaft halten, ohne jedoch damit unsere Uebereinstimmung mit allen Einzelheiten der Lachmann'schen Kritik an den Tag legen zu wollen. Leider fehlt zu der Nibelungenidichtung ein dem Bedürfnisse des Anfängers entsprechender erklärender Commentar mit den nöthigen Einleitungen. Inzwischen behelfe man sich mit Müllers Wörterbuch zu der Nibelunge. Ndr. Oldenburg 1864.

machen; lieb sein“; miete „Belohnung“; milte „freigebig“, als Substantiv „Freigebigkeit“; minne „Angedenken, Liebe“; nügen „vermögen, können“; muot „Sinn, geistiges Wesen“; nern, ernern „retten, vor Verderben bewahren“; niht wird noch als Substantiv gebraucht; es bedeutet dieß Wort, das für nicht, niemiht, niowiht aus ni so wiht steht, ursprünglich „nicht irgend eine Sache, nicht irgend etwas, nichts“; nit „Haß, Eifersucht“; ort Neutr. „Spize“; riche, rich „mächtig, gewaltig“; tump „unerschaffen, jung“; understên „dazwischen treten, hindern“; wërben „thätig sein, handeln, sich bewerben“; wunisch „das Höchste, Vollkommenste“ u. f. f. Gerade die feineren Unterschiede sind es, welche selbst der Umschreibung Schwierigkeit machen, eine Uebersetzung aber bisweilen geradezu nicht zulassen.

Dieß einladende Capitel der Grammatik übergehen wir also und wenden uns zum Satzbau des Mittelhochdeutschen. Wir beachtlichen indeß keineswegs eine Syntax des Mittelhochdeutschen zu geben, dieß ist eine der größten Aufgaben der deutschen Philologie, deren Lösung der Gründer und Meister der deutschen Grammatik, Jakob Grimm, nur zum Theile gegeben hat — sein großes Werk, die deutsche Grammatik, ist bekanntlich leider unvollendet geblieben — sondern wir wollen nur einiges von dem zusammenstellen, was dem Anfänger zunächst als abweichend vom jetzigen Deutsch auffällt und ihm theilweise wenigstens das Verständnis erschwert.¹

Man braucht nur die ersten Zeilen der Nibelungendichtung zu lesen, um einer Eigenschaft des mittelhochdeutschen Satzbaues gewahr zu werden, die ihn in durchgreifender Weise von dem des Neuhochdeutschen unterscheidet. Die Wortstellung ist im Mittelhochdeutschen noch bei weitem freier als in unserer Sprache; der große Vortheil,

¹ Stellen der Nibelunge, die in Müllers Wörterbuch erklärt sind, werden hier nach Thunlichkeit übergangen. Ueberhaupt überlassen wir sehr Vieles dem Stoffar, so z. B. Abweichendes im Gebrauche der Präpositionen und Adverbien u. f. f. Manches der Art ergibt sich übrigens bei einigem Nachdenken aus unserer jetzigen Sprache, z. B. var näch bluote, wörtlich „särbig nach Blut“, d. h. „blutgefärbt“, wie wir jetzt noch sagen „nach Blut riechend, schmechend“; zuo als Adverbium vor der Präposition ze, z. B. man brächte in zuo zin allez ir gewant (365, 2), wörtlich: „man brachte ihnen zu zu ihnen alles ihr Gewand“, d. h. „ihre gesammte Kleidung“, wie wir ja auch sagen können „hinzu zu ihnen“, wo ebenfalls Adverbium und Präposition vereint angewandt ist n. a. dergl. Die Zahlen bezeichnen Strophe und Zeile der Lachmann'schen Ausgabe.

den die älteren Sprachen durch die in ihnen mögliche freiere Beweglichkeit der Elemente des Satzes vor den späteren Sprachepochen voraus haben, ist im Mittelhochdeutschen noch vielfach erhalten.

So ist das Adjectivum viel freier in Stellung und Form als in unserer Sprache; vgl. von helden lobebæren „von lobwürdigen Helden“, in einer bürge rîche „in einer mächtigen Burg“, dër helt guot „der gute Held“, ir helde mære „ihr berühmten Helden“, wîn dër allerbeste „der allerbeste Wein“, her daz grôze „das große Heer“, von golde in peken rôt (560, 1) „in Beiden roth von Golde“, ja sogar in truogen kâme zwelfe dër küenen helde unde snel. (425, 4) „der kühnen und streithaften (schnellen) Helden“, die bluo^twarwen helde und ouch harnaschvâr (2025, 2) „die blutgefärbten und auch harnischgefärbten Helden“.

Namentlich das seinem Substantivum nachstehende Adjectiv enträth leicht der grammatischen Endung, z. B. von brenden-grôz „von großen Bränden“; aber auch Beispiele wie ein schoene wîp „ein schönes Weib“, ein edel man¹ „ein edeler Mann“ sind nicht selten. Die unbestimmte Form für die bestimmte zeigen Fälle wie sô die wêgemüede tuont (454, A) „wie die Wegemüden thun“, die sturmküene man „die sturmkühnen“ d. i. „Kampfmüthigen Mannen“; unbestimmte Form steht häufig da, wo wir die Endung fallen lassen, wie dër noch wunder lit (256, 4) „der noch verwundet“ d. h. „als ein Verwundeter liegt“, die da wunde lagen (307, 1); ich bringe iu in gesunden (364, 3) „ich bringe euch ihn als gefunden“ d. h. „gesund“ u. s. f.

In ähnlicher Weise frei ist Stellung und Gebrauch des sogenannten Artikels, d. h. des in seiner Function abgeschwächten Demonstrativpronomens und des Zahlwortes „ein“. So fehlt der Artikel nicht selten da, wo wir sein bedürfen, z. B. daz er — Sifriden sluoc, sterke^t aller recken, vroun Kriemhilde man (1671, 2. 3) „daß er Sigfrid schlug, den stärksten aller Recken“ u. s. f., iru saget mir wâ von Kriemhilt wine Sifrides sî (576, 4) „wenn ihr mir nicht saget, weshalb Kriemhilt die Geliebte Sigfrids sel“, zuht dës jungen heldes têt Albrîche wê (466, 4) „die Zucht (d. h. hier auch das Ziehen am Barte) des jungen

¹ Daher stammt unser edelmann.

Selden thät Albrich wehe“, vater aller tugende lag an Ruedegere todt (2139, 4) „ein Vater aller Tugenden lag an Ruedeger todt. (war in N. gestorben)“; owe liebes herren — — der hier lit erstorben (2223, 1) „weh des lieben Herren — — der hier gestorben liegt“ d. h. „wehe daß der liebe Herre“ u. s. f.; daz herze¹ (Dativ) niemer sampfle tuot (1461, 4) „das thut dem Herzen niemals wohl“.

Der bestimmte und der unbestimmte Artikel steht vor dem Possessivpronomen (oder dem Genitiv des Personalpronomens) z. B. die schar der iwer starken vinde, daz sin gewant, in der siner zeswen (rechten Hand), mit dem ir gesinde, ein ir gesinde (Dienstmann) u. s. f.

Ebenso ist der Artikel neben andern Genitiven frei in seiner Stellung; Fügungen wie das Niblunges swert, daz Siglinde kint, den grimmen Guntheres muot, sun den Sigmundes, hort der Niblunges u. s. f. haben wir nur eine gegenüber zu stellen: das Schwert N., das Kind S., den Sohn S., der Hort N. u. s. f.

Der unbestimmte tritt sogar noch zu dem bestimmten Artikel hinzu, z. B. ein der aller beste (1157, 2), ein diu frouwe (131, 3); auch zu dehein (irgend ein), z. B. deheinem einem wibe (1070, 2); überhaupt steht er häufig da, wo wir ihn nicht brauchen.

Vor allem fällt dem Anfänger auch auf der häufige Gebrauch des Genitivs da, wo wir ihn durch andere Casus meist zugleich mit Präpositionen ersetzen. Hier zeigt sich auch große Freiheit der Wortstellung; z. B. wonders vil, vil ist Substantiv, davon hängt der Genitiv wonders ab „viel des Wunderbaren“; degene (Gen. Plur.) vil, ir vil („ihrer viel“, jetzt sagen wir nur „ihrer viele“), vil der riche („viel der Reiche, viele Ländergebiete“) u. s. f. So steht der Genitiv bei iemen, niemen, z. B. hân ich guoter iemen (146, 3) „habe ich der Guten jemand, irgend welche Getreue“, daz in niemen sach aller die dâ wâren (411, 3. 4) „niemand von allen“; bei iht, niht (etwas, nichts); z. B. habet ir iht guoter friunde „etwas an guten Freunden“, niht schoeners

¹ Statt herzen; dieß Wort hat bisweilen die Endungen nach Classe I. anstatt der der N-Stämme IV, a.

„nichts des Schöneren, *nihil pulchrioris*“ u. s. f.; bei *waz*, *swaz* (oder *swaz sô*; das, wie *swie sô*, *swâ sô* noch Rest des alten *sô waz sô* u. s. f. ist), z. B. *waz sîn dër künec wolde* (84, 1) „was von ihm“, *waz êren „wie viel der Ehren“*, *waz sneller dëgne „wie viel schneller Degen“*, *daz gehûnde, swaz ês den bërî sach* (899, 3) „so viel nur (swaz) dessen“ (Ês, Gen. zu Êz, S. 254) d. h. von ihm, nämlich von dem Gehûnde, von der Meute, „den Bären sah, so viele Hunde nur den Bären sahen“; *swaz sô man dër vant* (148, 1; 217, 2) „so viele nur man deren fand“. Bei *swër*, z. B. *swërz (swër êz) ander boten wære* (1161, 4) „wenn es irgend wer der anderen Boten wäre“, *sô wend ez dannë swër dër mac* (1766, 4) „dann wende es (Hndere den Ueberfall) wer kann“, wörtlich „wer nur deren“ (dër) oder „von denen kann, wer es kann von denen“, wo der Genitiv *dër*¹ nach unserem jetzigen Gefühle überflüssig steht.

Der Genitiv dës wird außerordentlich häufig im Sinne unseres „darum, deshalb“ gebraucht, ebenso wie *wës* unserem „warum, weshalb“ entspricht; in ähnlicher Weise müssen wir oft den alten Genitiv umschreiben, z. B. *hëtet irs (ir dës) gewalt „hättet ihr dazu Gewalt“*, ob ich *gewalt dës hëte*; *daz sis (= si dës) êre muosen hân* (1285, 4) „so daß sie davon Ehre haben mußten“; *dës frâgte Hagne „darnach fragte S.“*; *dës half im Hagne „dazu half“*; *hëlfet mir dër reise „zu der Reise“*; *dës (davor) sulî ir gewarnet sîn*; *dësn (davon, darüber) hân ich niht (nichts) vernomen u. s. f.*; überhaupt steht der Genitiv bei sehr vielen Verben, die ihn jetzt nicht mehr oder nur im alterthümlichen Stile dulden, z. B. *âne dies (die ês) ê pflâgen* (665, 2); „außer (âne) denen (die ausgenommen) die fetn (des Hbrtes) frûher pflâgen“, d. h. die den Hort frûher besaßen; *frides êr do gërte (begehrte) u. s. f.*

Die Demonstrativpronomina fehlen nicht selten vor dem relativen, z. B. *tuot dës ich iuch bit „thut das um was ich euch bitte“*; *ez gewan nie küneges tochter rihthuome (Gen. Plur.) mër, dannë dër mich Hagne hât âne getân* (1216, 2. 3) „mehr Reichthümer als (die waren) deren mich Hagen ohne gethan

¹ Der Anfänger hüte sich, den Genit. Plur. mit dem gleichlautenden Nom. Sing. Masc. zu verwechseln, z. B. *dër achîn* (282, 2) ist „deren (der Sterne) Schein“, *dër lîp* (492, 2) „deren (der Jungfrauen) Leib“ u. s. f.

(beraubt) hat“ „nu sit willekomen swem iuch gerne siht (1677, 1) „dem der mir, jedem der euch gerne sieht“.

Merkwürdig ist der Gebrauch der Conjunction unde, unt da, wo man ein Relativum erwartet; z. B. ergetet si der leide und ir ir habet getân (1148, 3) „macht sie vergessen der Leiden, die ihr ihr gethan habet“; ich maere iuch der genâden und ir mir habet gesworn (2086, 1) „die ihr mir“; dô sach ein Hiunen recke Ruedegêren stân mit weinunden augen und hêtes vil getân (2075, 1. 2) „der dessen (hêtes = hête es, des Weinens) viel gethan hatte“; al die wile unt (welche, während dem) Etzel bi Kriemhilde stuont (1293, 1).

Selten fehlt das Personalpronomen beim Indicativ des Verbun, ausgenommen das häufige wæne, wæne, für ich wæne (vgl. S. 288); z. B. der denke mîner leide und (ich) wil im immer wesen holt (1655, 4); warumbe râtet (du) ane mich (1960, 4); daz lieht truoc (er) an der hant (947, 3); beim Optativ z. B. in sô wær (er) ein küene man (1993, 3).

Häufig aber fehlt das Pronomen beim Optativ da, wo er in Aufforderungen gebraucht wird, z. B. die lâzen (wir) ligen tût (149, 2) „lassen wir die todt liegen“; heizen (wir) boten rîten (817, 3); nu rîten (wir) 1034, 1; nu enruochen (wir) 1069, 4; bieten (wir) 1718, 3; nu lâzen (wir) 1446, 1; nu binden (wir) 1541, 4; dâ legen (wir) uns (1563, 3); nu tuon (wir) 2069, 2; nu spilen (sie) 424, 3; daz wizzest (du) 1490, 4; während mit dem Pronomen sich findet gâhen wir (1557, 4); ir heizet (288, 1); lât ir (344, 4) u. a. In si jâhen wolten tragen (2272, 1) fehlt nicht nur das Pronomen, sondern auch die Conjunction: „daß sie tragen wollten“.

Verbun. Von der Umschreibung des Futurs und des Conditionalis war bereits in der Formenlehre (S. 269) die Rede. Eben daselbst (S. 226) erwähnten wir auch des weniger in die Lehre vom Satzbaue, als in die Functionslehre gehörigen Unterschiedes der Verba perfecta und imperfecta; das Perfectum der Verba perfecta kann, wie bereits gesagt, mit der Function eines Plusquamperfectum gebraucht werden, z. B. dô si urloup genâmen (genommen hatten) si schieden vroeliche dan (giengen sie fröhlich von dannen) 165, 4; vil kûme beite Sifrit daz man dâ gesanc (300, 1) „kaum wartete S. (so lange bis) daß man (zu Ende)

gesungen hatte“, so wie die Präsensform in der Function des Futurum, z. B. ich weiz vil wol, waz Kriemhielt mit disme schatze getuot (thun wird).

Bei Substantiven, die mit „und“ verbunden sind, findet sich bisweilen das Verbum im Singular, z. B. Gunther unde Prünhilt niht langer daz verhie (= verliezen, unterließen), sie giengen zuo dem münster (594, 2); vereinzelt findet sich der Singular des Verbum beim Plural, z. B. dō stoup üz dem hēlme die vierrōte vanken „da stoben aus dem Helme die feuetrotzen Funken“.

Im negativen Satze ist in der Regel auch das Verbum negativ, d. h. mit ne, en, n versehen; z. B. ine weiz niht, daz er niht ensprach, ich enhān dēr minen niht, jän mag ich die swære niht gesagen. Doch findet sich auch häufig neben einer negativen Partikel das Verbum ohne ne, z. B. er hēt ir niht gesehen (aber dine hānt niemen 1135, 3); wir mügen niht (1561, 4) u. s. f.

Sehr häufig hat ne die Function unseres „daß nicht, wenn nicht, es sei denn daß“ (lateinisch quin, quominus), z. B. die dēgne wolden dēs niht lān, sin drungen (283, 2) „sie wollten nicht davon lassen, daß sie nicht sich drängten“; die molte uf dēr strāze die wile niē gelac si enstūbe — — allenthalben dan (1276; 2. 3) „der Staub auf der Straße lag nicht — — er entstöße denn nach allen Seiten“; an edeler frouwen minne wold ich immer sīn, ich enwurbe dar mīn hērze grōze liebe hāt (58; 2. 3) „wenn ich nicht würbe, es sei denn daß ich würbe dahit, wohin mein Herz große Lust hat“.

In abhängigen Sätzen können ie, iht (ieht, irgend etwas), iemer, iemen so viel gelten als nie, niht (nicht irgend etwas, nichts), niemer, niemen. z. B. jā wæn ēz von helden mit solhem willen ie (nie) geschach (1761, 4) „fürwahr, glaube ich, es geschah von Helden nie mit solchem Willen (so gerne)“; dēs wil ich haben pürgen daz si miniu lant iht (niht) rāmen āne halde (250, 3. 4) „daß sie meine Lande nicht ohne Erlaubnis verlassen“; ich wæne man dā iemen (niemen) āne weinen vant (992, 2); ich wæn sō grōzer jāmer an helden immer (nimmer), mēr ergê (2055, 4); si hētes vaste hæle, daz ēz ieman (nieman) kunde sehen (1311, 3) „sie hatte des sehr

Verheimlichung — sie verhehlte es sehr, so daß es niemand sehen konnte“; daz dës iemen (niemen) wæne (1533, 3) „auf daß niemand denke“; dës ir dâ habet gedingen, ich wæne êz iemen (niemen) tuo (1761, 1) „was ihr da vor habt, glaube ich, thut niemand“.

Die Relativsätze stehen gerne voraus, z. B. dar nâch ie rane mîn hërze, wol ich daz verendet hân (503, 4) „wornach mein Herz je rang, das habe ich wohl zu Ende gebracht“; swaz sô man dër vant, die truogen bluotes varwe (217, 4); dër iu sînen dienst so gûetlichen bôt, dêm sult ir tuon alsam (287, 2. 3) „dem, der euch seinen Dienst so freundlich bot, dem sollt ihr desgleichen thun“.

In der Anordnung der einzelnen Satzglieder herrscht große Freiheit, so lesen wir z. B. si willekomen mîn bruoder (344, 1), während wir nur sagen können „mein Bruder sei willkommen“; die sehse sult ir küssen und diu tohter mîn (1592, 3), jetzt ist nur möglich „ihr und meine Tochter sollt die Sechse küssen“; dô bat er im der mære dën kûnec Gunther verjehen (152, 4) „da bat er den König Günther, ihm die Sache (im Mittelhochdeutschen Genitiv) mitzutheilen“; gûetlichen (Adverbium) umbevâhen (Infinitiv als Substantiv) was dâ vil bereit von Sifrides armen daz minneclîche kint (570, 2. 3); hier gehört daz minueclîche kint als Objectaccusativ zu gûetlichen umbevâhen „freundliches Umfassen des lieblichen Kindes“ u. s. f.

Nicht selten findet sich namentlich die Construction; daß ein und dasselbe Satzglied zugleich zweien Sätzen angehört, also eigentlich doppelt stehen oder durch ein Pronomen wieder aufgenommen sein sollte, z. B. dâvon wart im kunt dër wille sînes kîndes was im harte leit (51, 3) „davon ward ihm kund der Wille seines Kindes, der Wille seines Kindes (oder „der“) war ihm sehr leid“; gip mir von handen dën schilt lâ (laß) mich tragen (429, 1); dô riten allenthalben die wêge durch das lant dër drîer kûnege mâge hête man besant (528, 2); ich wil in hœren lân vil gar dën mînen willên sol ich im sêlbe sagen (1162, 2. 3); in ir kemenâten bat diu kûnigîn bringen tougenlîchen die boten si gesprach (1353, 2. 3); unz daz si sach Hagene von Tronje ze Gunthere dô sprach (1371, 3. 4); durch sîner swêster liebe die boten gërne sach Gîsêlher

der junge zuo zin dô minneclîchen sprach (1950, 1. 2); dô wolt er zuo im springen, wan daz in niht enlie Hildebrant sin æheim in vaste ze im gevie (2208, 1. 2).

Wechsel in der Construction, Anklaffung hinzu zu ergänzender Worte und Satztheile u. dgl. findet sich hier und da; doch können wir auf die Erklärung der durch solche Freiheit des Satzbaues weniger leicht zu fassenden Stellen hier nicht weiter eingehen. Hoffentlich werden bald die bedeutenden Dichtungen unserer Vorzeit durch bequem eingerichtete Erklärungen, die nichts übergehen, was dem Verständnisse des Anfängers hemmend in den Weg treten könnte, leichter zugänglich gemacht. Bis jetzt ist in dieser Richtung viel zu wenig geschehen; man darf sich daher auch nicht wundern, wenn die bis jetzt namentlich durch Selbststudium nur mühevoll zu erwerbende Vertrautheit mit der älteren Sprache und die unmittelbare Bekanntschaft mit unserer älteren Litteratur sich viel seltner findet, als man von einem vaterländisch gesinnten Volke hoher Bildung voraus zu setzen geneigt ist.

II. Ueber die mittelhochdeutsche Verskunst.

Der altdeutsche Versbau, besonders aber der unserer großen volkstümlichen Epen der mittelhochdeutschen Zeit, gehört in metrischer Beziehung zu dem Schönsten, Formvollendetsten, das in den Litteraturen aller Völker und Zeiten niedergelegt ist. Er ist classisch. Dazu ist er uns Deutschen ganz und gar eigenthümlich, schon im Principe völlig verschieden von dem Versbaue der Griechen (dem einzigen, der an Großartigkeit und Formvollendung den deutschen übertrifft) wie von jeder bekannten Art des Versbaues überhaupt. Die deutsche Verskunst beruht auf der Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache, wie sie in früheren Epochen ihres Lebens war; der altdeutsche Vers entstand von selbst mit der Sprache, und mit der Veränderung der Sprache ist er für alle Zukunft unmöglich geworden. Es ist unthunlich, echt mittelhochdeutsche Verse in neuhochdeutscher Sprache zu machen, wie die Uebersetzungen selbst eines Simrock beweisen. Zum Genusse einer mittelhochdeutschen Dichtung,

vor allem aber der auch in metrischer Beziehung ausgezeichneten Ribeküngendichtung, gehört Vertrautheit mit der mittelhochdeutschen Verskunst. Niemand wird die Mühe bereuen, sich mit der altdeutschen Metrik bekannt gemacht zu haben; der Vollgenuß der Formsönheit der älteren Dichtung mit der Freude darüber, daß unser Volk solche Kunstwerke zu schaffen vermochte, werden das nicht allzuschwierige Studium unserer älteren nationalen Metrik¹ reichlich lohnen.

Abgesehen vom Reime (Alliteration oder Endreim), der den Vers abgrenzt und bei größeren metrischen Gebilden (Strophen) die Gliederung in einzelne Theile scharf hervortreten läßt, ist das Princip des älteren deutschen Verses bei allen deutschen Stämmen die Hebung. Nicht wie bei Griechen, Römern, Indern u. s. f. die Prosodie, d. h. das Zeitmaaß der Silben, die Dauer der zu ihrer Aussprache nöthigen Zeit, die in metrischer Beziehung entweder eine Zeiteinheit oder zwei Zeiteinheiten beträgt, neben welcher die Betonung der Silben nicht in Betracht kommt, noch auch, wie in unserer heutigen Metrik, die Betonungslänge bei fest bestimmter Silbenanzahl des Verses und bestimmtem Rhythmus desselben, nichts von alledem ist Princip des altdeutschen Verses, sondern einzig und allein die grammatische Betonung, im Mittelhochdeutschen also die eigenthümlichen Tonverhältnisse des mittelhochdeutschen Wortes, das größere oder geringere Gewicht seiner Silben. Diese Verhältnisse haben wir oben (S. 161 flg.) dargelegt; das folgende setzt Vertrautheit mit denselben voraus. Maaß des Verses sind nun einzig und allein die betonten Silben, die nicht betonten zählen gar nicht mit. Länge und Kürze der Silben ist wesentlich gleichgiltig, die Anzahl der Silben eines Verses (und somit sein Rhythmus) ist innerhalb ziemlich weiter Grenzen ebenfalls beliebig. Eine solche betonte Silbe nennt man, insoferne sie als metrisches Element eines Verses betrachtet wird, Hebung; eine metrisch unbetonte Silbe heißt, wenn sie nach einer Hebung steht, Senkung, wenn sie vor der ersten Hebung steht, Aufstakt.

In der altdeutschen Metrik kennt man also keine Versfüße, als Jamben, Trochäen, Daktylen, Anapästien u. s. f., denn diese

¹ Die Wissenschaft der deutschen Metrik ist das unsterbliche Werk Karl Lachmanns. Jakob Grimm und Karl Bachmann sind die beiden großen Begleiter der deutschen Sprachwissenschaft und Philologie.

beruhen ja auf Prosodie, auf dem Gegensatz von kurz und lang (von 1 und 2 Zeitelementen) noch Verse von bestimmter Silbenzahl, sondern nur Verse von so und so viel Hebungen. Metrisches Zeichen der Hebung ist'; einen Vers von vier Hebungen stellt man also so dar:

Verse wie:

man sūn Sifrit (4 Silben)

Liudgast und Liudger (5 Silben)

Sigmunt und Sigelint (6 Silben)

dō sprach der künene Sifrit (7 Silben)

des sint die gēste wōl behuot (8 Silben)

nu sit uns grōze willekōmen (9 Silben)

ir enmūget die stāde mit frīde behāben¹ (13 Silben)

u. s. f. sind also metrisch völlig gleich, da sie aus einer gleichen Anzahl von Hebungen bestehen. Beim Lesen sind demnach die Hebungen gehörig zu Gehör zu bringen, besonders der Anfänger hebe sie recht stark hervor.

Auf den ersten Blick scheint also der mittelhochdeutsche Vers viel willkürliches zu haben und nach wenig festen Gesetzen gebaut zu sein. Dem ist aber durchaus nicht also, wie das folgende zur Genüge zeigen wird.

Betrachten wir vor allem die Hebung² etwas genauer. Sie ist stets einsilbig (Kürze mit folgenden stammen e, i als eine Silbe gerechnet, z. B. sagen). Hebungsfähig ist jede betonte Silbe, also jeder Hochton und Tiefton (demnach auch jedes einsilbige Wort mit vollem Worttone, vollem Vocale), ja in gewissen Fällen kann selbst eine tonlose Silbe als Hebung verwandt werden. Also z. B. dēr, dāz, vīl, ich, mūot, gegen, nēmen, tugent, koment, gab-er,

¹ Nicht aus den Nibelungen.

² Der Anfänger verschmähe nicht den praktischen Rath, in Fällen, die ihm zweifelhaft sind, die Hebungen vom Ende des Verses aus zu zählen, da hier der Versbau strenger ist, als zu Anfang des Verses.

größer, biderbe, Düringa, Sifrit und Sifrit, künheit und kuönheit, mīneclīche, vierzēhenden, Gūnthēres¹ u. s. f.

Wir werden sehen, daß die einsilbigen Worte und die meisten Liestöne auch Senkungen sein können.

Einsilbige Worte, die völlig außerhalb des Satztones stehen, wie ze, ez, ver- u. s. f. können natürlich keine Hebung tragen.

Die Fälle, in denen tonloses e Hebung sein kann, sind folgende:²

1) Als letzte Hebung der Verse der epischen Strophe. In den ersten Halbversen der epischen Langzeilen ist dies sogar Regel, in den zweiten Halbversen aber nur Ausnahme. Die ältere Sprache, die ja auch in den Schlußsilben der Worte volle Vocale hatte, erklärt diese im Mittelhochdeutschen auf den ersten Blick auffällige Erscheinung.

Es ist also zu messen:

uns ist in alten mēren |³

von hēlden lobebēren |

ēz wuohs in Būrgōnden |

daʒ in allen lānden |

zēiner kūrzwīle |

an dēm āchtzēhenden mōrgēn |

ēr dāhte: ich bīn noch lebēdec | 1985, 3 u. s. f.

Diese Verse (mit der fälschlich so genannten schwachen Schlußhebung) sind also Versen wie

Gērnōt und Gfoelhār | 990, 1

ēr brāht ēz an die wīwarstāt | 891, 3

wēss ich wēr es hēt getān | 953, 4

sīlber gāp man unde wāt | 1001, 3

¹ eres ist nicht Endung, sondern das Wort ist aus gund (Krieg, Schlacht) und her (Heer) zusammengesetzt, bedeutet also „Schlachtheer habend“.

² Wir behalten auch im folgenden vor allem die volkstümliche Epik im Auge.

³ | bezeichnet uns den Einschnitt der epischen Langzeile; nach einer Halbzeile bestimmt also | diese Halbzeile als erste Vershälfte, vor derselben als zweite.

si leiten in uf einen schilt | 940, 2
 ez künde länger nicht gewern | 1630, 1
 Hagen sânt ich wider heim | 1694, 4
 dô sprach der alte Hildebrant | 2312, 1
 zehant dô meister Hildebrant | 2213, 3
 Rãmunc und Hornboge | 1818, 2
 nu sit uns grôze willekomen | 1748, 1
 ir helde ir sult mirs ufgeben | 1683, 3

u. s. f. metrisch völlig gleich. Auch jene häufigeren Halbverse sind demnach als mit vier vollen Hebungen versehen zu betrachten, denn sonst würden sie nicht mit Versen, wie die zuletzt angeführten, beliebig abwechseln können.

Auch in dem zweiten, drei Hebungen haltenden Theile der epischen Langzeile sind die seltneren Verse wie

| ir muoter Uoten
 | baz der guoten. 14
 | diu edele Uote
 | helde guote. 1449
 | sich uz huoben
 | ein michel uoben. 1462
 | diu schif verborgen
 | zen grozen sorgen. 1767
 | rnowe genamen
 | nu naher quamen. 1571
 | sprach dô Hagene
 | hie ze jagene. 873
 | ez tet Hagene
 | in dem gademe. 2248

Stücke wie die letzten sind sehr selten.

| des frágte Hagéné
| unkunde dēgené. ¹ 84

den gewöhnlichen wie

| wúnders vil geseit u. f. f.

völlig gleich.

Überall, wo eine tonlose Silbe Hebung wird, stoßen also zwei Hebungen unmittelbar zusammen, was ja überhaupt sehr häufig statt findet.

2) Innerhalb des Verses kann tonlos zur Hebung werden, wenn die vorhergehende lange Silbe ebenfalls Hebung ist, und auf das tonlose e entweder noch eine Senkung mit e oder einfache Consonanz und stummes en folgt.

Eine Senkung mit e folgt aber dann auf eine tonlose Endsilbe, wenn das folgende Wort mit be-, ge-, er-, ent- u. a. dergleichen flüchtigen Silben beginnt oder wenn der Artikel folgt. Hiatus schließt die Hebungsfähigkeit aus, also nicht etwa beide entließen, wohl aber z. B.

| diu wás ze Sántén genánt
| die sint mir lángé bekánt
| diu mære geseit
| sam ez wáte der wint
| só si giengé derfúre u. f. f.

Dieser Fall ist häufig. Der Artikel, flüchtig wie er ist, gilt auch mit vollem Vocale als solche leichte Silbe, z. B.

| vliezen daz blúot.
| strúhte daz márc.
| darúmbe zürnént diu wíp.

Ferner also:

| daz **Etzelen** wíp
| die **Etzelen** man

¹ Die für den Druck unbequeme Bezeichnung der metrischen Einheit einer kurzen mit folgender stummen Silbe können wir wohl im Folgenden weglassen.

| des freút sich Étzélen muót

| den swértgrimmégen tót u. s. f.

Aber nicht z. B. rúowétést, rúowéte, weil hier nicht en auf die tonlose Silbe folgt (wohl aber rúowéten); hier können die auslautenden Silben nur Senkung sein, z. B. ér mánnete Kriémhildén.

Folgen auf ein nach grammatischer Betonung tonloses e zwei Consonanten mit folgendem e, so kann dieß tonlose e metrisch als tiefsonig behandelt werden und Hebung tragen, z. B.:

| ze trüténne hán. 47, 3

| hie ze wérbénne gán. 1132, 4

| vil mánegen sórgénden mán. 1773, 4 u. s. f.

Da dieß e tiefsonig ist, so wird das folgende e tonlos und demgemäß, wie die andern tonlosen Endsilben, unter den bereits angegebenen Bedingungen ebenfalls hebungsfähig:

Swaz mán der wérbéndén | 47, 1

ez hábent víéndé | 1498, 2

lúte seríéndé | 1005, 1.

Worte mit kurzer Stammfilbe, auf die noch eine volle Silbe folgt (also kein e oder i) passen eigentlich gar nicht in das mittelhochdeutsche System. Metrisch werden sie behandelt als wäre die erste Silbe lang, z. B. biz für den pálás | 557, 2; góte unt gótinne (Parziv. 748, 21).

Eine Silbe nach einer Hebung (die nicht selbst Hebung und von leichterem Gewichte ist als die vorhergehende Hebung) ist Senkung. Die Senkungen bilden kein wesentliches Element des Verses, sie können theilweise und sämmtlich fehlen. Z. B.:

zúo dém-séwe | 1061, 2

zúo dém gáste | 398, 2

dó sprach Sírít | 313, 4

dó jách Sírít | 764, 2

¹ Natürlich aber nur bráchte mán ze séhenné (716, 3), weil hier die Stammfilbe kurz, die folgende also stumm, nicht tonlos ist.

durch dich mit im | 401, 3
| sprach Dancwart. 1863, 1.

Dennoch ist die Sentung ein nothwendiges Element des altdeutschen Verses, ohne welches er ein unerträgliches Einerlei bieten würde. Die Sentung ist stets einsilbig; ¹ Beispiele wie: nu näheten zúo ein ánder | (735, 1); | wie kúnde er (Verschmelzung von -de er f. u.) grímmeger sîn gewesen (2223, 4); man bát Sífriiden sítzén | (145, 3) mit grímmegen muóte stúonden | 115, 1; Er mínnete Kriemhildén | 1960, 3 u. f. f. machen ja bekanntlich keine Ausnahme von diesem Gesetze, da zwei Silben der Art nur als eine Silbe gelten.

Zwei e aber, die in zwei Worte vertheilt sind, bilden nicht eine Silbe; eine genaue Durchsicht aller Fälle, in welchen (im Lachmannschen Texte) in den Nibelungen zwei Silben mit e, die zwei Worten angehören, eine Sentung zu bilden scheinen, hat mich belehrt, daß stets eines der beiden e auszustoßen ist. So ist für ze dem, ze der, ze den stets zu lesen zem, zer, zen; z. B. do sprach der gást ze dem (lies zem) kúnegé | 105, 4; dô sprach der kúnec ze dem (lies zem) gásté | 563, 1; | hié ze den (lies zen) Búrgonden séhen (1032, 4) u. f. f. daz ich íe gesáz in dem (lies im) háse | 1942, 2; dô huóp sich únder den (lies úndern) vróuwén | 772, 2; ferner stellt sich als Gesetz heraus, daß vor anlautendem d das e der Endung -te, -de stets wegfällt, z. B. des ántwúrt(e) dem kúnegé | 1691, 1; | si lónd(e) den spílmán (1438, 3); so in mehr als zehn Fällen, ² hier und da ist bloß sogar durch die Schreibung verbitrgt; an andern Stellen ist -lich für -liche, und für unde u. dergl. zu lesen, ferner ist gselle für geselle überall Regel, oft ist einfach durch Annahme zweisilbigen Auftactes zu helfen — kurz unter den zahlreichen Stellen mit scheinbar zweisilbiger Sentung

¹ Die scheinbaren Ausnahmen in den bereits angeführten Beispielen werden sich uns im Verlaufe der Darstellung als umgestellter Auftact erklären, oder ein e ist zu verschmelzen.

² Kenner des Mittelhochdeutschen finden hierin einen neuen Beleg für die Abneigung des Mittelhochdeutschen gegen den Uebelklang zweier auf einander folgenden gleichen Silben; so heißt es gestatte nicht gestatete, wáfen nicht wáfenen (waffnen) u. f. f. S. 328.

ist kaum eine einzige, die sich nicht leicht einsilbig lesen ließe, oder leichter kritischer Hilfe bedürfte.

Auslautendes e mehrsilbiger Worte verschmilzt mit folgenden Vocalen, besonders mit betonten, und fällt so für den Vers hinweg, z. B. | die máge und alle ir mán (1382, 3); | der márográve Eckewárt (1223, 1); | sláfende éinen mán (1571, 3); ir enkúnde in dírre wérldé | 13, 4; sin kúnde in níht bescheídén | 14, 2 u. s. f. Gleiche Vocale sind zu verschmelzen, z. B. ein lieht bát sí ir bringén | 946, 3; dō gáben sí ím ze miéte | 94, 1; | já vréute sí ín dēn múot (1617, 2).

Die Sentung ist außer diesen Beschränkungen (eine betontere Silbe als Hebung vorher und Einsilbigkeit) völlig frei, sie kann aus einer Silbe von jeder grammatischen Betonungsart bestehen, also sogar aus einem Hochtone (aber nur nach hochtoniger Hebung), z. B. Kriemhilt twáne grôz jámér | 988, 1; was allerdings nicht schön ins Ohr fällt, da solche Sentung zu schwer ist; hier entscheidet der Sagton für das eine Wort als Hebung, wodurch das andere Sentung wird.

Eine stumme Silbe für sich allein ist jedoch keine Sentung, denn sie bildet mit der vorhergehenden Silbe ein Ganzes (sagen, tugende); will man ze-, ge-, be-, zer-, ver- u. dergl. als stumm betrachten, so bilden diese allerdings sehr häufig Sentungen, aber sie sind nicht eigentlich stumm, weil ihnen keine Silbe voraus geht, welche ihren grammatischen Ton bestimmt.

Wie der Rhythmus der altdeutschen Sprache ein absteigender, sinkender ist, so ist auch der des altdeutschen Verses, weil er eben durch das Gesetz der absteigenden Betonung bedingt ist, ein absteigender. Der altdeutsche Vers hat stets nach der Arsis die Thesis, die Sentung ist durch die voraus gehende Hebung bedingt und sie hat an ihr allein ihr Maß.

Allein es braucht der Vers nicht sogleich mit der Hebung zu beginnen, er kann eingeleitet werden durch minder betonte Silben und Worte, die eigentlich außerhalb des Verses stehen und daher auch andern, viel looser gezogenen Gesetzen folgen als die Elemente, die den eigentlichen Vers bilden. Dieß ist der Auftact. Die Sprache hat den Auftact vorgebildet durch die unbetonten Silben, die der Wurzelsilbe vortreten können, wie ge-, zer-, ver-,

be- u. f. f., durch den Artikel und andere hebungsunfähige Elemente die doch nothwendigerweise in den Anfang des Satzes zu stehen kommen. So ergibt sich ein ge | sáteht mánie máre; ze | Wórmz bí dem Ríne; von | hélden lóbebæren; ez | wúohs in Búrgóndén; ein | ríchiu kúneginné; dër | zierliche dëgen u. f. f. von selbst; ohne großen Zwang war der Austact in der deutschen Dichtung gar nicht zu vermeiden. Er ist also von der Sentung völlig verschieden, er hat kein bestimmtes Maß wie diese, und ist also durchaus beliebig, so daß er ganz fehlen, aber auch bis zum Umfange von zwei, ja drei Silben anwachsen kann. Länge und Kürze der Silben des Austacts ist gleichgiltig. Beispiele für zweisilbigen Austact sind in allen Theilen der Nibelungendichtung nicht selten, z. B.:

ich wil | sêlbe kâmerære sîn | 1684, 4

dës | ántwúrte Hildebránd: | zwiu ver | wízet ír. mir dáz?

nu wër | wás dër úfem schilde | vor dem | Wasgensteine saz? 2281, 1. 2

ir wider | ságt uns nú ze spáté | 2116, 1

| kunnet | ír uns áne geságen. 1424, 1.

Dreisilbiger Austact findet sich im volksthümlichen Epos nicht, wohl aber hat sich die höfische Epik diese Freiheit erlaubt, z. B. er wære | bíderbe hóvesch únde wís (Iwein 3752); si bientent | sích zuo íwern fúezén (Iw. 2170).

Schon jetzt können wir — und wir kennen noch nicht alle Mittel der Abwechslung im Versbaue — wohl sagen, daß die mittelhochdeutsche Verskunst überaus reiche Mittel besaß, um einer gegebenen metrischen Einheit, d. h. einer bestimmten Anzahl von Hebungen, die reichste Mannigfaltigkeit zu verleihen. Die Berechnung aller Möglichkeiten, z. B. für ' ' ' ' dürfte eine ganz ungeheuerere Ziffer ergeben.

Werfen wir noch einen Blick auf Anfang und Schluß des Verses.

Es liegt im Wesen des Verses, daß sein Anfang freier im Maße ist, als der die Form des Verses am strengsten zeigende Schluß. Während der Vers Tact für Tact gebildet wird, entwickelt er sich gewissermaßen; anfangs wird das Maß gesucht, dann ist es gefunden und zuletzt erst kommt es in seiner strengsten Form

zur Anwendung. Daher hat die Metrik für den Versanfang die Freiheiten, die dem Dichter gestattet sind, zu verzeichnen, für den Versschluß aber die strengen und feinen Gesetze aufzusuchen, die hier sich geltend machen.

Nehmen wir die erste beste jambische Dichtung neuerer Zeit, so finden sich hier vollkommen unjambische Versanfänge, wie z. B. (aus Tell):

Sterben ist nichts, doch leben und nicht sehen.

Solcher Gewaltthat hätte der Tyrann

Wider die freie edle sich verwohen.

Unter den Trümmern der Tyrannenmacht u. f. f.

Für $\sim \sim \sim$ hat sich also hier der Dichter $\sim \sim \sim$ erlaubt.

Dieselbe Freiheit gilt auch im mittelhochdeutschen Verse. Der Auftact kann umgestellt werden, d. h. nach der ersten Hebung anstatt vor derselben stehen, bei zweisilbigem Auftacte ist solche Umstellung aber nur einer der beiden Silben des Auftactes verstattet. So entstehen folgende Formen des Versanfanges (* bezeichnet eine Senkung, • einen Auftact, * eine Hebung):

1. * • * * als Veränderung von • * * *

2. • * • * * als Veränderung von • • * * *

Einige Beispiele für die erste dieser beiden Formen des Versanfanges:

sîdîniu vûrbûege |
 Sîfrîde und Kriemhîlde |
 | Gûnther den kûenen mân
 | mârgrâve Rûedegêr
 | ûnder die bêtewât
 | nê ich ûf sîn gewânt
 | êzzent des kûneges brôt
 | Kriemhilde hôchzît
 | vrowe ir sult stîlle stân
 | Êtzel ein kûnec hér
 | wêrde ze sôrgen bewânt
 | schenken den Gûnthêres win
 | Wâlther mit Hîldegûnde eutrân u. f. f.

Für die zweite Form :

dô kómen von Béchláren |
 wir sámen uns mít den máren |
 dér bíschof mit síner níftel |
 hête íemen geseit Étzeln |
 | und hienc in an éine wánt
 | dés síchert ir Rúedegéres hánt
 | dén gésten ze gégené
 | ouch Sítrit ein héld guot' u. f. f.

Vom Verschlusse. Die letzte Senkung ist bei weitem weniger frei in ihrer Form als die übrigen Senkungen des Verses. Lautet die Schlußhebung consonantisch an, so darf die letzte Senkung weder grammatisch zweifilbig sein, noch irgend wie empfindlich gekürzte Formen enthalten. So ist z. B. *vólgeten dán* kein richtiger

Verschluß; entweder sind diese Silben zu lesen *vólgeten dán*, also als drei Hebungen, oder *vólgeten dán*; die Dative auf *em* für *eme* (S. 252) dürfen nur vor *m* gebraucht werden;² *ktiénem mán*, noch *dém mán* u. f. f. ist also zulässig (für | *sô vérre áf dem sé* (477, 3) ist besser *áfine* zu lesen, wie für | *wíchen úz dem wége* (1556, 1) *úzme* u. f. f.) An Kürzungen ist bloß *unt für unde* gestattet, allenfalls *án für áne* (noch *wás es béidenthálb án(e) nít* (580, 4) ist aber doch kein schöner Vers). Lautet die letzte Hebung vocalisch an, so darf kein zu elidirendes *e* vorangehen, ja sogar die Consonanten, die vor solche Hebung zu stehen kommen, sind nicht willkürlich, sondern durch Gesetze bestimmt. Alles dieß zu wissen ist jedoch weniger dem Leser als dem kritischen Bearbeiter der Texte unentbehrlich; wir führen es hier nur an, um die feine Art und die strenge Regel des mittelhochdeutschen Verses in klares Licht zu stellen.

Der Reim ist in unserer Dichtung stets stumpf (einfilbig); auch in Fällen wie *guóten : Uótén, Hágené : ságené, Hágené :*

¹ Sin mohten niht geherbergen | 1303, 1 ist entweder ein Beispiel dreifilbigen Auftactes: *sin mohten | niht gehérbérgén* oder es ist niht zu streichen.

² Weil aus *-me + m- mm* wird, wie aus *-de, -te + d- dd*, S. 307.

gâdemé reimt nur die letzte Silbe; klingende (zweifüßige) Reime finden sich nur hier und da als Binnenreime (mæren: lobebæren). Manche alterthümliche Form ist nur im Reime erhalten (ermörderôt (955, 3); gewárnôt (1685, 3); vorderôst (1466, 1; 1957, 2); quam, quâmen u. a.); ein Factum, das für die Geschichte der Nibelungendichtung von großem Belange ist.

Die beste Zeit der mittelhochdeutschen Dichtung hält den Reim vollkommen rein. Von der Nibelungendichtung kann man dies jedoch keinesweges behaupten; gegenüber ihrer außerordentlich feinen Metrik ist der Reim auffallend ungenau (auch dies ist eine Alterthümlichkeit). So reimt bisweilen ê auf e, wie dëgen: legen, slegen: dëgen, namentlich reimen oft kurze Vocale mit langen, z. B. man: hân, mër: her, mîn: hin, gehôrt: hort, ja fogar uo auf u, tuon: sun (wofür nicht mit Lachmann das unerhörte suon zu schreiben ist); ô und uo, z. B. fruo: dô (Lachmann duo), Gêrnôt: tuot; auch die Consonanten sind bisweilen nicht völlig gleich, z. B. sun: frum, dan: gizam.

Wir haben so den Vers bis zu seinem Ende verfolgt; wir fanden ihn durchaus als Product der Sprache, und von der Natur derselben bedingt. Indessen wirkt doch nicht nur die Sprache auf den Vers, sondern, wenngleich in verschwindend geringem Maße, auch der Vers auf die Sprache. Für solche Einwirkung war nun gerade die mittelhochdeutsche Sprache ausnehmend geeignet, sie bot dadurch für den Versbau einen außerordentlichen Vortheil, daß sie in sehr häufigen Fällen durch ab- und auswerfen von e, durch Verschmelzung von Worten und Wörtchen mit und ohne Consonantenausstoß dem Dichter die freie Wahl gewährt zwischen mehreren Möglichkeiten in Silbenzahl und quantitativen Verhältnissen überhaupt, bei denselben gegebenen Worten. So besteht neben einander z. B. vloren vliessen und verloren verliesen, eins = eines, wâr = wâren, badet = badete, wær = wære, -lich = -liche u. s. f., iuz = iu êz, tuonz = tuon êz, dazs = daz si, dëns = dën si, fuortens kômens u. s. f. = fuorten si kômen si u. s. f., dazs = daz daz, deiz = daz êz, deist = daz ist, deich = daz ich, wier = wie êr, wiez = wie êz; im = ich im (1962, 4), iu = ich iu (470, 4), iuch = ich iuch (1417, 1); zim, zir, zin = ze im, ze ir, ze in; zallen = ze allen; zem, zen = ze dem, ze den u. dergl.; dâ, dô, sô, jâ u. a. können vor Vocalen

und vor Consonanten (vor unbetonten Silben) kurz werden: da er, do er, so ist, ja enweiz, do versuohten, da der schade, jane, done, oder jan, don (ne die Negation) u. s. f.

Während so die Sprache in hohem Grade sich biegsam und schmiegsam in die Formen des Verses fügt, ist sie in Bezug auf ihre Tonverhältnisse mit wenigen nur scheinbaren Ausnahmen völlig fest und unveränderlich. Hier muß der Vers sich nach der Sprache richten. Die Tonverhältnisse des Wortes sind der gegebene, feste Stoff, die Grundlage, das Princip der Metrik. Wer dieses Princip verlegt, zerstört damit die Grundlage der mittelhochdeutschen Metrik. Ein Vers mit Verstößen gegen den Wortaccent ist kein Vers. Der Leser hat ja nicht das Metrum im Kopfe, um es den Worten aufzudrängen, sondern das Metrum liegt in den Worten und muß beim Lesen von selbst sich ergeben. In unserer Dichtung wird denn auch der Wortton nie verlegt, nie setzt ein Vers eine ungrammatische Betonung voraus. Man darf also nicht etwa lesen: unkünde dégné, sondern únkunde d. (umgestellter Auftact), nicht mír ist vil unmaéré, sondern mír ist vil únmaéré, also auch únmaére wás ir dáz (umgestellter Auftact), lóbeten mit úntríuwén (deßgl.), owé wie réht únsánké (deßgl.), úrloubes vón dán (deßgl.) wir héten éz vil bíllíché (deßgl.) u. s. f. Auch der Sagton muß so viel als möglich gewahrt werden, also z. B. nicht: zwiú sold ich dén éren dér mir ist geház, sondern: zwiu sóld ich dén éren, denn auf dén liegt der Sagton; nicht etwa éz sí wíp óder mán, sondern éz sí wíp óder mán; nicht éz záme só sprach Hágné, sondern éz záme só sprách H. (umgejt. Auftact) u. s. f. ¹

Die scheinbaren Ausnahmen des unverbrüchlichen Gesetzes, daß der Vers nie dem sprachlichen Tone zuwider laufen dürfe, sind folgende: 1) die Erhebung grammatisch tonloser Silbe in den

¹ Beiläufig bemerke ich, daß im Worte Düringe, Düringen, das i, als zur Endung gehörig, natürlich stumm ist, das Wort also Düringen (Hochton tonlos) als zweifelsbig zu lesen ist, wie dieß die Schreibungen Dürengen und Dürngen klar erweisen; also die Ténen und die Düringé; dén von Düringen lánt u. s. f.

Ebenso wird betont müniché (998, 2), vgl. unser mönch, München, f. S. 162. Ferner ist stets alsó zu betonen, aber alsám.

Tiefton, wodurch sie hebungsfähig wird (f. S. 305). Dieß verstößt nicht gegen das Gesetz der absteigenden Betonung und ist überdieß nur ein Archaismus aus der Zeit herrührend, da die Endungen der Worte noch volle Vocale besaßen. 2) Alle Worte mit folgendem grammatischen Tonverhältnisse $\text{—} \text{—} \text{—}$ (Hochton und zweimaliger Tiefton) werden im Verse so behandelt, daß der erste, nicht der zweite Tiefton Senkung wird, weil sie außerdem kaum in den Vers einzufügen wären,¹ also stets: márcgrávinne, márcgrávin, únvrœliche, únmaezlichen, únfriuntliche, árâbischen; z. B. dër jûngen márcgrávinné; gab mír diu márcgrávin; vil dícke únfœlichen tác; vil hárté únmaezlichen grôz; wie réht únfriuntliche; die árâbischen sídén u. s. f. Gewiß hatte im Mittelhochdeutschen der zweite Tiefton noch viel mehr Gewicht als in unserer jetzigen Sprache, und überdieß ist es ja völlig dem Gesetze des Versbaues gemäß, daß ein Tiefton nach Hochton Senkung werde.

Die Nibelungenstrophe, die wir schließlich noch betrachten wollen, ist hervorgegangen aus der uralt deutschen alliterirenden epischen Langzeile, deren einzelne Halbzeilen ursprünglich zwei, später vier Hebungen hatten, z. B.

dat Hiltibrant hétti | mîn fater ih heittu Hádubrant
(daß Hiltibrant hieße mein Vater, ich heiße Habubrant).

Man sieht aus diesem Beispiele, daß die Messung dieses uralten epischen Metrum dieselbe ist, wie die der mittelhochdeutschen Verse. Vier solcher Langzeilen wurden später, nachdem sich aus der Alliteration der Reim entwickelt hatte, paarweise durch den Endreim gebunden, wodurch bereits eine unvollkommene Strophe entstand. Unvollkommen nenne ich eine solche Strophe, weil ihr der Abschluß fehlt und weil sie in zwei völlig gleiche Hälften zerfällt. Vollkommen und künstlerisch schön ward die Strophe erst dadurch, daß die drei ersten Langzeilen am Schlusse um eine Hebung gekürzt wurden. So entstand die Nibelungenstrophe, deren Maasß also folgendes ist:

'	'	'	'		'	'	' a
'	'	'	'		'	'	' a
'	'	'	'		'	'	' b
'	'	'	'		'	'	' b

¹ Sie würden sonst drei oder meist vier Hebungen bilden müssen, nämlich jede Silbe eine Hebung.

3. B. Brünhilde stærké grözlichen schein.
 man truóc ir zuó dem ringé einen swären stein,
 gróz und ungeflüege michel unde wél:
 in truogen kúme zwélfé der kúenen helde unde snél.

Diese Strophe ist ein Kunstwerk im wahren Sinne des Wortes, denn sie verbindet Einheit mit Mannigfaltigkeit in schönster Weise. Die Einheit erhält sie durch das gleiche metrische Princip in allen Versen, die Mannigfaltigkeit durch die Ungleichheit der zwei Theile, in die sie zerfällt (erstes Langzeilenpaar a a und zweites Langzeilenpaar b b). Jeder der ersten drei Verse ist ferner wieder mannigfaltig durch die Ungleichheit der beiden ihn bildenden Halbzeilen, indem jede Langzeile durch eine nie fehlende Cäsur in zwei Halbverse zerfällt, von denen der erste vier, der zweite drei Hebungen hat. Die ersten beiden gleichen Langzeilen bilden, um mich nach Art unserer einheimischen Metriker auszudrücken, ein Stollenpaar, ein paar gleicher metrischer Einheiten (der Strophe und Antistrophe griechischer metrischer Kunstwerke vergleichbar); die beiden folgenden Langzeilen bilden den ungleichen, den Abschluß gebenden dritten Theil, den Abgesang (die Epode). Die beiden ersten Langzeilen sind zwei gleichen Säulen vergleichbar, die durch einen aufgelegten Giebel (durch die folgenden zwei ungleichen Langzeilen) ihren Abschluß erhalten.

Am Ende der ersten Halbzeilen findet sich nicht allzu selten noch nach althochdeutscher Art der Schluß $\cup \cup$ anstatt $\cup \cup$, z. B.

- ich wil daz gérne séhen 65, 4
 von swannen sie kóment 86, 4
 dô was ouch Sifrit kómen 198, 2
 im und Sifridé 598, 3
 swáz si nâch éren stritén 227, 3
 óder iú geschihét 614, 4.

Die Hebung lángt hier gewissermaßen die erste Silbe, so daß die zweite nun hebungsfähig wird; im Althochdeutschen kamen die vollen Vocale der Endsilben unterstützend hinzu, z. B.

dára scál quémán.

Nicht gar selten hat auch der zweite Halbvers der vierten Langzeile nur drei Hebungen, z. B.

zer wérldē nīe gebórn. 2037

an trīwen nīe verliē. 2043

nīeman scheiden lán. 2074

zen Búrgónden sīnt. 288 u. f. f.

Scheinbare vier Hebungen in den zweiten Halbversen der ersten drei Langzeilen der Strophe lassen sich meist durch richtige Annahme des Auftactes beseitigen, wo dieß aber nicht thunlich ist, da haben wir hierin einen Rest der ursprünglich allen Halbversen zukommenden vier Hebungen zu sehen, z. B.

| méte móraz únde wín, 1750, 3,

wo man méte doch nicht gerne als Auftact nehmen wird, da es im Tone den beiden andern Worten móraz und wín völlig coordinirt ist. Nie darf man der Betonung Zwang anthun.

| Gíselhér und Gérnót 734, 3

| im zæme níht ze dágené 2044, 1

ist nicht anders denn mit vier Hebungen zu lesen.

Deßwegen kann auch der Handschrift gemäß ohne Aenderung belassen werden:

| ér ist sô grímmé gemúot

| sprach Vólkér der dégen guót. 2209, 1. 2.

Dagegen ergeben sich Halbverse wie

| von lánde ze lánde¹ 1362, 2¹

| dēn gēsten ze gēgené 1811, 2

| únkunde dégené 84, 2

| sprách aber Hágéné 810, 1

und andere von selbst als nur dreimal gehoben mit umgestellten Auftacte; in Fällen wie

| zuo dem Ríne sándé 1362, 1

ist wohl zweisilbiger Auftact zu lesen.

¹ So ist zu lesen, nicht von lant ze lande, wodurch der proverbiale Gleichklang zerstört wird.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Inhalt unserer Dichtung, die uralte deutsche Sigfridsage in Verbindung mit historischen Sagenkreisen, in althochdeutscher Zeit bereits in alliterierenden Dichtungen gesungen ward, aus denen allmählich durch Veränderung in Form und Inhalt unsere Dichtung erwuchs. Daher stammt denn die Alliteration in den Namen wie Sigefrid, Sigemunt, Sigelint; Gunthere, Gernôt, Giselher; Liudgast, Liudgêr, die sich gerade so zu einander verhalten, wie die Namen, die in der einzigen aus jener Zeit (in einem Bruchstücke) auf uns gekommenen Dichtung erscheinen, nämlich *Heribrant*, *Hildebrant*, *Hadubrant*. Wie es im Hildebrandsliede heißt:

Hiltibraht gimahaltá Héribrantes sunú
(Hilibracht sprach, Heribrantes Sohn),

so in unserer Dichtung:

dés ántwurt íme dô Sífrit dés kúneges Sígemúndes sún (123, 4)

oder:

dés ántwürte Sífrit Sígemúndes sún (332, 1)

und auch außerdem finden sich noch Spuren der Alliteration, die schwerlich auf Rechnung des Zufalls gesetzt werden können, da nach dem eben Gesagten die Namen der Sage selbst den Beweis ihrer einstigen Darstellung in alliterierenden Versen in sich tragen. So z. B.:

wie liebe mit leide ze jungest lónen kan (17, 3)

schirmen mit den schilden und schiezen manegen schaft (307, 3)

und Anderes der Art.

III. Wortverzeichnisse zur Lehre von der richtigen Schreibung des Neuhochdeutschen.

1. Worte mit ie und Worte mit i (zu S. 188 und 183).

Mit ie sind zu schreiben:

betriegen, das in die Analogie der Stammerba mit der III. Art der Präsenzbildung gehört: betriege, betrog wie biete, bot, und nicht von betrug abgeleitet ist (in welchem Falle sein Perfectum „betrügte“ heißen würde), s. S. 281.

bieten, Wurzel but.

bier, ahd. bior, urdeutsch wohl *birus für eine Grundform *div-as vgl. slawisch pivo (Getränk, Bier). Die Ableitung von latein. bibere ist völlig abgeschmact, beide Worte haben nur die Wurzel pi, trinken, gemeinsam.

blies, redupl. Perf. zu blasen.

brief, Lehnwort aus latein. breve.

briet, redupl. Perf. zu braten.

die.

dieb, ahd. diub, gotisch thiubs.

die-nen, vgl. mhd. diu, Magd, davon dirne, älter

die-rne ahd. diorna.

dienstag, älter ziestac aus ziwes-tac, Tag des Gottes Zio, Ziu, nordisch Tý-r, urdeutsch Tiu s (= Zet'c).

fieber, lateinisch febris.

fiel, redupl. Perf. zu fallen.

fieng, redupl. Perf. zu fangen.

flieder, holländisch vlier, älter vlieder (wahrscheinlich vlie-der wie holunder u. s. f.; -der bedeutet „Baum“, vgl. englisch tree).

fliege, fliegen, Wurzel flug.

fliehen, Wurzel fluh.

fließen, Wurzel fluß.

frieren, Wurzel frus (vgl. fros-t).

fries (?).

Friesen, lateinisch Frisii Frisiones, aber schon in der älteren Sprache mit ie.

gieng, redupl. Perf. zu *gangen, gehen.

gießen, Wurzel guß.

griebe (Fettgriebe), niederd. grēben.

grietz, ahd. grioz.

Grieche, Graecus.

hieb, Masc. wie das Perf. hieb aus hiew zu hauen, mhd. houwen.

hiese, mhd. ebenso (Rosensucht, Hagebutte, fränkisch hiften).

hief-horn, ahd. hiu f an, wechlagen, ist wohl richtiger als hüst-horn, letzteres aber nunmehr beizubehalten.

hieng, redupl. Perf. zu hangen.
 hier (hie), mhd. hier, hie.
 hieß, redupl. Perf. zu heißen.
 -ie, in Fremdworten wie theorie,
 harmonie u. s. f.
 -ieren, als Endung fremder Verba,
 wie regieren u. s. f. Die ältere Sprache
 hat in diesem Falle überall -ieren, das
 dem französischen -er, lateinischen -are
 entspricht (vgl. brief = breve, ziegel
 = tegula u. s. f.); so fügt sich die
 Schreibung der Verba zu Nominibus
 wie barbier, manier u. s. f.
 kiefer, kiefe (Kinmlabe) gehört zu
 mhd. kiuwe (daff).
 kiefer aus kienföhre verkürzt.
 kiel, ahd. kiol (navis, carina; vgl.
 das unverwandte kil).
 kieme (des Fisches), zu mhd. (visch-)
 kiuwe, ahd. chiwa.
 kien, mhd. kien.
 kieser, erkieser, Wurzel kus.
 krieg, mhd. krieec.
 kriechen, Wurzel kruch.
 liebe, lieben, Wurzel lub.
 liecht, Wurzel luh, doch ist licht
 regelmäßige Verkürzung wie nicht aus
 niecht, fichte aus siechte, dirne aus
 dierne.
 lied, ahd. liod, mhd. liet.
 (liederlich anstatt des richtigeren
 lüderlich von luder, mhd. luoder,
 Lockspeise, Schlemmerei).
 lief, redupl. Perf. zu laufen.
 liegen (vgl. betriegen), Stammverb.
 III. Präsensbildung, Wurzel lug, nicht
 von lüge oder lug abgeleitet, s. S. 281.
 mieder, mhd. muoder.
 miete, mhd. ebenso.
 nie, ahd. nio, nêo aus ni io, ni
 êo, nicht je; so niemand, ahd. nio-
 man, nêoman aus ni io man, nicht
 je ein Mann, Mensch.
 niedlich zu ahd. niot (*desiderium*).
 niere, mhd. ebenso.

niesen, ursprünglich Stammverb
 niuse, nôs, Wurzel nus.
 niet in niet und nagelfest, mhd.
 niet (Subst. Masc.), Nagel mit platter
 Kuppe; davon nieten.
 papier, franz. papier aus papyrus.
 pfrieme, mhd. phrieme, Fem.
 priester aus Presbyter.
 riechen, Wurzel ruch.
 ried, mhd. riet.
 rief, redupl. Perf. zu rufen.
 riemen, mhd. rieme.
 ries (Papier)?
 riet, redupl. Perf. zu raten.
 schieben, Wurzel schub.
 schied, redupl. Perf. zu scheiden.
 schier, mhd. schiere.
 schießen, Wurzel schuß.
 schlief, redupl. Perf. zu schlafen.
 schliefen (schloß), Wurzel schluf.
 schließen, Wurzel schluß.
 schließlich, nicht schlüßlich.
 schmiegen, Wurzel schmug.
 schrie für richtigeres schri, mhd.
 schrei ist nicht wohl abzuschaffen. Vgl.
 apie.
 sie.
 siech, Wurzel suh.
 sieden, Wurzel sud.
 spie sollte eigentlich spi geschrieben
 werden, mhd. spei (speie, spi, gespien,
 wie treibe, trib, getriben, reise, riß,
 gerissen), was jedoch kaum thunlich ist.
 Vgl. schrie.
 spiegel lateinisch speculum.
 spieß, mhd. spiez (die Waffe; vgl.
 spiß).
 stieben, Wurzel stub.
 stief = kind, = mutter u. s. f., ahd.
 stiuuf.
 stier, Subst. mhd. stier, ahd. stior.
 tief, Wurzel tuf.
 tiegel, lateinisch tegula.
 triefen, Wurzel truf.
 triegen, Wurzel trug, s. betriegen.

ver-drießen, Wurzel druß.
 ver-lieren, Wurzel lus.
 ver-lies (Wurz-) (?).
 vier, vierzig mit ie, obſchon kurz
 geſprochen (deſhalb iſt auch gieng u. ſ. f.
 berechtigt), vier aus *vidvôr.

vlies, lateiniſch vellus (beſſer flies.)
 wie.
 ziegel lateiniſch tegula.
 ziehen, Wurzel zuh.
 zier, zieren, zierde, ahd. zior,
 mhd. zier.

Mit i ſind zu ſchreiben:

an-sideln, an-sidler, ſ. sideln.
 befidert (feder).
 aus-gibig, ſ. gib.
 be-sihlt, beſihl, Wurzel falh.
 be-klib, be-kliben zu bekleiben,
 Wurzel klib.
 bei-spil, mhd. bi-spël (wörtlich
 „Beirede“, vgl. engliſch spell, buch-
 ſtabiren, leſen).
 bine, mhd. bin, ahd. bini.
 biber, ahd. bibar,
 bider, mhd. biderbe.
 blib, gebliben, Wurzel lib.
 dile, mhd. dille.
 • diſer, mhd. ebenſo.
 diß, mhd. diz.
 diſtel, mhd. ebenſo.
 empfiht, empfihl, Wurzel falh.
 er-widern, ſ. wider.
 ſibel, mhd. ebenſo; aus *alphabe-
 tulum?
 fiber, lateiniſch fibra.
 ſidel, mhd. videle.
 fiſt, fiſten, viſire.
 fride, mhd. ebenſo; gotiſch frithus.
 Friderich, Fridrich, von fride.
 frithof, nicht von fride, ſondern zu
 gotiſch freidjan, ſchonen, ſilr freithof,
 mhd. vrithof.
 gebirt, gebirſt, Wurzel bar.
 gedigen, Wurzel dig, dih.¹
 ge-dih, ge-dihen, Wurzel dih.

ge-fider (feder, mhd. gevidere).
 gib, gibt, gibst, Wurzel gab;
 ebenſo nach-gibig, er-gibig:
 gibel, ahd. gibil.
 gir, begir, begirde, vgl. begären,
 gern.
 glid, mhd. ge-lit, ge-lides (Wurzel
 lid, gotiſch lith, gehen).
 gotlib, mhd. -leip; inbeſt iſt Gott-
 lieb eben als neuer Name (= Theo-
 philus) zu betrachten und ie beizube-
 halten.
 grisgram.
 igel.
 kibitz.
 kil, mhd. ebenſo (Feder; von kiel,
 Schiff, grundverſchieben).
 kis, mhd. ebenſo.
 kiſel, mhd. ebenſo.
 krigen (bekommen), mhd. krigen.
 lang-wirig (vgl. wären, mhd. wërn).
 lid, augen-lid; lit, ahd. hlit, Deckel.
 lifern, franzöſiſch livrer, librare (zu-
 wägen), liferant.
 ligen (*jacere*), Wurzel lag.
 lis, liſt (*lege, legit*), Wurzel las.
 liſpfund aus liwſches (liwändiſches)
 Pfund.
 mid, ge-miden, Wurzel mid.
 mine, in beiderlei Sinn, franzöſiſch
 mine.
 nider, Wurzel nad.

¹ Die Participia mit ge ſuche man unter den Anfangsbuchſtaben der Wurzel,
 wenn die Verba ohne ge- gebräuchlich ſind.

paradis für das richtigere aber veraltete *paradels*, *παράδεισος*.

pris, geprisen (für *preiste*, *gepreist*), nach Analogie von *treibe*, *trieb*, *getrieben*.

radis, radischen, lateinisch *radix*. Vgl. *Retiſch*.

rib, geriben, Wurzel *rib*.

rigel, mhd. ebenso.

rise, mhd. ebenso.

riseln, Wurzel *ris*, mhd. *risen*, fallen.

ge-schiden, mhd. ge-scheiden (aber *schied*, mhd. *schieſt*).

schifer, vgl. holländisch und dialektisch *schilfer* (*Schale*, *Schuppe*).

schilen, mhd. *schilhen*, vgl. *ſcheel*.

schin, geschinen, Wurzel *schin*.

schin-bein, ahd. *scinebein*.

schine, ahd. *scina*, englisch *shin*.

schir, *Adjectiv*, rein, lauter, für **scheier*, gotisch *skeirs*, klar, deutlich.

schirling für *scherling*, ahd. *ſce-riling*.

schmid, mhd. *smid*, *Genitiv smides*, vgl. *ge-schmeide*.

schmile (*Gras*), mhd. *smêlhe*.

schmiren, mhd. *smirn*, vgl. *schmer*.

schrib, geschriben, mhd. *ſchreib*, *geschriben*.

schwig, geschwigen, Wurzel *swig*.

schwiger, ahd. *ſwigar*.

schwile, ahd. u. mhd. *swil*.

schwirig, mhd. *ſwirec* (in beiderlei Sinn).

sib (*cribrum*), ahd. ebenso.

siben, ahd. *sibun*.

sig, ahd. *ſiga* (*victoria*), davon das *Verbum sigen*.

sigel, mhd. *ſigele*, lat. *ſigillum*.

sih, siht, Wurzel *sah*, vgl. *ge-sicht*.

sih, gesehen zu *sehen*, Wurzel

sih, jetzt wenig mehr gebräuchlich, und durch „*ſehte*, *geſeht*“ ersetzt.

spil, mhd. ebenso; *spilen*.

spiß zum *Braten*, mhd. *ſpiz*, vgl. *spitze*.

stifel, mhd. *stival* aus *aestivale* (*Sommerbeschuhung*).

stig, gestigen, Wurzel *stig*.

stige (*Subst. Fem.*), Wurzel *stig*.

stil, mhd. ebenso.

stil, stilst, stilt, Wurzel *stal*.

stiglitz, böhmisch *stehlik*.

strigel, ahd. *strigil*, lat. *strigilis*.

tiger, lateinisch *tigris*.

trib, *Subst.* und *Verb.*, ge-triben, an-trib, Wurzel *trib*.

um-friden.

unge-zifer, älter *ungeziber*, ahd. *zëpar*, *Dpferthier*, *Dpfer* (s. J. Grimm, *deutsche Mythologie* 3. Ausgabe S. 36).

unter-schid, für älteres *unterscheid*.

ver-sigen, mhd. *versihen*, *vertröden*, *Part. Prät. versigen*.

vih, ahd. *vihu*, mhd. *vihe*.

vil, ahd. *vilu*.

wider (in beiden Bedeutungen) mhd. ebenso.

wige, ahd. *wiga*, Wurzel *wag* (*be-wegen*).

wihern, mhd. *wihelen*.

wis, *gewisen* (wie *trieb*, *getrieben*).

wise, ahd. *wisa*.

wisel, ahd. *wisala*.

zige, ahd. *ziga*.

zih, gezihen, Wurzel *zih* (vgl. *be-zichtigen*).

zil (*Subst.*), zilen (*Verbum*), ahd.

zil, zillën.

zimen, zimlich, Wurzel *zam*.

zwi-fältig, mhd. *zwivalt* u. s. f.

zwibel, ahd. *zwibollo*, lateinisch *cepe*, *cepulla*.

zwir, ahd. *zwiro* (*bis*).

2. Worte mit *ß* und Worte mit *ss*, *s* (zu S. 204).

Mit *ß* sind zu schreiben:

ab-laß, Wurzel lat.
 ab-schüßig, f. schießen.
 amboß, mhb. ane-bôz b. h. An-
 schlag, Wurzel but, schlagen.
 ameisse, mhb. ameize.
 auß, mhb. âz, niederdeutsch üt.
 baß (*melius*), mhb. baz, Wurzel lat.
 be-fließen, Particip. zu befleissen,
 Wurzel flit.
 beißen, Wurzel bit.
 beißel, Wurzel bit.
 be-schmeißen (*beschmutzen*), Wurzel
 smit.
 besser, vgl. baß.
 bimß, bimß-stein, mhb. bimz, ahd.
 pumiz, pumz (*pumex*).
 binße, mhb. binz, ahd. binuz.
 biß, mhb. biz (*usque ad*).
 biß (Subst.), Wurzel bit.
 blaß, böhmisch bledý (inbogerman.
 d = hochdeutsch ß).
 bloß, mhb. blôz.
 buße, vgl. baß.
 daß, mhb. daz, niederdeutsch dat.
 diß, mhb. diz, ditze.
 drei-ßig, mhb. dri-zec.
 droßel-ader, mhb. drozze, Eßlund,
 drüzzel, Mundhöhle.
 droßeln, f. d. vor.
 El-saß.
 emßig, mhb. emezic, emzic.
 ent-blößen, f. bloß.
 erbße, mhb. areweiz, erweiz.
 er-sprießlich, f. sprießen.
 eßen, Wurzel at.
 eßich, mhb. ezzich (für *ehiz =
 acetum).
 faß, mhb. vaz.
 faßen, mhb. vazzen.
 feißt, mhb. veizet, veizt, vgl. das
 ursprünglich niederdeutsche fett.

fleiß, mhb. vliż, Wurzel flit.
 fließen, Wurzel flüt.
 fluß, mhb. vluz, Wurzel flut.
 fr-aß, fr-eßen, Wurzel at.
 für-baß, f. baß.
 fuß, mhb. vuoz.
 ganßer, gänßerich, mhb. ganze,
 ganzer, ahd. ganazzo (aber gans, mhb.
 ebenjo).
 gaße, mhb. gazze, gotisch gatvô.
 ge-fäß, f. faß.
 ge-fließentlich, f. fleiß.
 geiß, mhb. geiz, gotisch gaitei.
 ge-mäß, Substant. Abject, f. maß,
 meßen.
 gemße, mhb. gamz.
 ge-nießen, Wurzel nut.
 ge-noße, zu ge-nießen.
 ge-nuß, beßl.
 ge-schmeiß, f. beschmeißen.
 ge-simße, f. simß.
 ge-wißen (*conscientia*), Wurzel wit
 (aber gewisser, gewissen Adj., f. t.).
 gießen, Wurzel gut.
 gleißen (glänzen), Wurzel glit.
 glid-maßen.
 grieß, mhb. griez.
 groß, mhb. grôz.
 gruß, grüßen, mhb. gruoż, grüezen.
 guß, f. gießen.
 haß, haßen, mhb. haz, hazzen.
 heiß, mhb. heiz.
 heißen, mhb. heizen.
 horniß, mhb. hornuz.
 im-biß, f. biß.
 jauße, niederdeutsch jaute.
 keßel, mhb. kezzel (*catinus*).
 kloß, mhb. klôz, niederdeutsch klôt.
 kreß, mhb. krêbez, ahd. chrêpazo.
 kreiß, mhb. kreiz, davon kreissen,
 umkreiß u. f. f. Vgl. kreisen.

laß, Adj. (träge, matt), mhd. laz.
 lassen, mhd. lāzen, niederdeutsch lāten.
 läßig, zu lassen gehörig.
 loß (*sors*), mhd. lōz, ahd. hlōz,
 gotisch hlauts; davon:
 loßen (*sortiri*, also völlig verschieden
 von los, lösen, *solutus*, *solvere*).
 maß, Wurzel mat.
 maßol-der, mhd. mazolter, ma-
 zalter, vgl. lieder, wacholder u. a.
 mäßig, von maß.
 maußen (sich; *mutare pennas*),
 mhd. mūzen.
 meißel, mhd. meizel.
 meßen, Wurzel mat.
 meßer, mhd. mezzzer.
 muß, müßig, mhd. muoze.
 müezec.
 mut-maßen, mhd. muot-māze „un-
 gefähre Schätzung, Bemessung in Ge-
 danken“ (muot vgl. ver-mut-en), da-
 von mutmaßen „eine solche Schätzung
 in Gedanken machen“.
 neßel, mhd. nezzel.
 niß, meist Pluralis niße (*lendes*),
 mhd. niz.
 nuß, mhd. nuz.
 Preuße, Preußen, ß = preussischem,
 litauischem und slawischem s; litauisch
 Prūsas, Preuße. Vgl. Reuße.
 raßeln, vgl. englisch rattle.
 reißen, riß, Wurzel writ.
 Reuße, Reußen, mhd. Riuze.
 ruß, mhd. ruoz.
 rüßel aus mhd. drüzzel, vgl.
 droßeln.
 Ruße, Rußland, ß = slawisch s.
 Vgl. Preuße und Reuße.
 samstag, mhd. sambez-tac, sam-
 bez = Sabbath.
 saß, ge-säß, saße, seßel, Wurzel sat.
 schießen, Wurzel seit.
 scheinlich für scheuzlich von mhd.
 schiuze für schiuhze von schiuhen,
 Abſcheu empfinden.

schließen, Wurzel seut.
 schleiß, ver-schließen, Wurzel
 slit.
 schließen, Wurzel slut.
 schloße, schloßen (Fagel), mhd.
 slōz.
 schmeißen, Wurzel smit.
 schoß, zu schließen.
 schoß, mhd. schōz, schōze (*gre-
 mium*, *sinus*).
 schult-heiß (vgl. heißen) = mhd.
 schultheize (der welcher Verpflichtun-
 gen befehlt).
 schuß.
 schüßel, mhd. schiüzzel.
 schweiß, Wurzel swit.
 schweißen, f. d. vor.
 seßel, seßhaft, f. saß.
 simß, ge-simße, mhd. simez.
 simße (*juncus*, *carex*), ahd. semida,
 mhd. semde, dialektisch simetze.
 spleißen, Wurzel split.
 spieß (Waffe), mhd. spiez.
 spiß (zum braten), mhd. spiz.
 sprießen, er-sprieß-lich, sproß,
 Wurzel sprut.
 stöß, stößen, mhd. stōz, stōzen.
 straße, mhd. strāze (*strata via*).
 strauß (in allen Bedeutungen), mhd.
 strūz.
 süße, süß, mhd. süeze.
 truchseß, mhd. truhseze.
 un-baß, un-bäßlich, zu baß.
 ver-drießen, ver-druß, mhd. ver-
 driezen.
 vergeßen, mhd. vergēzzen, vgl.
 englisch forget und get.
 ver-weißen (tabeln, vorwerfen), mhd.
 ver-wizen, ist von ver-weisen (des Lan-
 des u. f. f.) grundverschieden (das Perf.
 und Particip. hat jedoch langen, nicht
 kurzen Vocal, wie bei ver-wiß, ver-wißen
 zu erwarten wäre).
 ver-weiß (Tadel), f. d. vor.
 waßer, mhd. wazzzer, gotisch watō.

weiß (als Verbum und als Adjectiv).
 weißagen, ahd. wīzagōn, abgeleitet
 von wīzag „kundig, weise“. Mit „sagen“
 hat also das Wort nichts zu schaffen.

weißen (weiß machen), f. weiß.
 wissen, Wurzel wit.
 Wormß, mhd. Wormz.

Mit ss, s sind zu schreiben:

adresse, französisch, und daher, wie
 alle Fremdworte, nicht mit ß, das nur
 deutschen Worten zukommt (ß = mhd.
 z = ursprünglich t).
 ass (im Kartenspiele), von lateinisch
 as, Genitiv assis, französisch as.
 assel, von lateinisch asellus (Eselchen).
 bass, italien. basso, davon bassist.
 beste aus be(z)ste.
 be-wust, f. wuste.
 blesse oder blässe (weißer Fleck am
 Viehkopfe), mhd. blasse von blaß ver-
 schieden.
 böse, mhd. böese.
 brasse (Fisch), Nebenform zu brahse.
 brassen (Segel richten), niederdeutsch
 (das gar kein ß kennt).
 brasseln, mhd. brasteln zu brästen
 (braten).
 bremse, mhd. brēm, agl. brimse.
 bresthaft, mit einem gekröste(Bruch,
 Mangel) behaftet, älter als breshaft.
 casse, italienisch cassa.
 classe, lateinisch classis.
 das-selbe.
 des, Genitiv zu der, das.
 des-halb (des Genitiv zu daz).
 dessen (aus des, Genitiv zu das, der).
 dis-seit (dis-seits).
 drossel, mhd. droschel, und so noch
 mundartlich.
 er-bosen, er-bost, f. böse.
 esse, mhd. ässe (*fumarium*).
 geisel, mhd. geisel (*flagellum*),
 gisel (*obes*).
 ge-müse, f. mus.
 ge-wiss, gewisser aus *ge-wis-t,

ursprünglich Particium und aus *ge-
 wit-t entstanden (also ja nicht mit ß),
 vgl. S. 199 f.
 ge-wust, f. wuste.
 gleissen, gleisner, aus gleich-sen,
 mhd. gelichesen, gelichsenære (sich
 gleichstellen, d. i. heucheln), ganz verschie-
 den also von gleißen, mhd. glitzen w. f.
 glosse, γλωσσα.
 grälich, auch niederdeutsch mit s,
 vgl. englisch grisly.
 gröste aus grœ(z)ste, vgl. beste.
 Hesse, Hessen.
 hissen, auf-hissen, auch nieder-
 deutsch mit ss.
 hülse, ahd. hulsa.
 in-des, in-dessen f. des.
 kasse, f. casse.
 kissen, f. küssen.
 klasse, f. classe.
 koloss, kolossal, κολοσσός.
 kreisen (ober kreissen, doch ist nach
 langem Vocal Verdoppelung nicht üblich),
 für kreisten, mhd. krīsten, wie bras-
 seln aus brasteln u. a.
 kresse, mhd. krēsse, ahd. krēssa,
 krēssō.
 kuss, küssen, küste; geküst,
 mhd. kus, küssen.
 küssen, mhd. ebenso (nicht kissen),
 französisch coussin, englisch cushion.
 los, lösen, Wurzel lus in ver-liegen,
 ver-lust.
 losen (*audire*), mhd. losen, ahd. hlosēn.
 losung, f. b. vor.
 masse, massiv; französisch masse,
 massif.

mesner, lateinisch mansionarius.
 messe, mhb. mässe; latein. missa.
 messing, mhb. mässinc.
 miss-, mis-, mhb. missē.
 missen, ver-missen, vgl. englisch to miss.
 misse-tat, mhb. ebenso.
 mus, mhb. muos (*cibus*).
 must, muste, gemust, mhb. muos-t, muos-te, Wurzel muot, muoz, t, z vor t in s (f. S. 199).
 niesen, mhb. ebenso. Davon nieswurz (*helleborus*).
 -niss (ober-nis), verständ-niss u. f. f., mhb. -nisse, vgl. englisch -ness.
 pass (in beiden Bedeutungen), französisch pas, passe, passe-port.
 passen, französisch passer.
 pissen, französisch pissier, auch niederdeutsch mit ss.
 possen (in jedem Sinne), possierlich, sicherlich mit ss; zweifelhafte Herkunft.
 prasseln, f. brasseln.
 preisen, mhb. prisen.
 preshaft, f. bresthaft.
 presse, pressen, französisch presse, presser.

rasse, französisch race.
 reuse, ahd. riusa.
 ross, mhb. ros, ahd. hros, vgl. englisch horse.
 sausen, mhb. säsen.
 schleuse, mittellateinisch *sclusa* (*exclusa*), französisch *écluse*, auch niederdeutsch mit s.
 sense, ahd. segansa.
 spass, spassen, italienisch *spasso*, *spassare*.
 Spessart, aus Spehteshart d. i. Spechtswald.
 tasse ist französisch *tassé*.
 tross, mittellateinisch *trossa*, Bündel, Pack, französisch *trousse*.
 unter-des, unter-dessen, f. des.
 ver-missen, ver-mist; f. missen.
 weis machen (*certiorem facere*), ahd. wis tuon, niederdeutsch wis maken und wis warn (weis, gewahr werden). (du) weis-t, mhb. ebenso; f. S. 199.
 wes, wessen, Genit. zu wer, was.
 wes-halb, f. d. vor.
 wus-te, gewust, mhb. wiste, wëste, vgl. muste und S. 199.

3. Worte mit berechtigtem, aber nicht mehr ausgesprochenem h (zu S. 207).

ähre, ahd. ahir.
 al-mählich = al-mäch-lich = al-gemäch-lich; vgl. gemach, Mascul., Ruhe, Bequemlichkeit.
 bähnen, mhb. bæhen, ahd. hájan, báhjan.
 be-fehden von fehde, w. f.
 be-fehlen, doch wohl mit umgekehrtem h, mhb. be-vëlhen.
 be-fehligen; wohl für befelichen, von befelich = befelch, befehl.

blähen, mhb. blæjen (h = j).
 blühen, mhb. blüezen (h = j), aber blüte mhb. bluot, Gen. Dat. blüete.
 Böhmen, Boiohemum, Böhheim.
 brühen, mhb. brüezen; brühe.
 bühl; bühel (Stügel), ahd. puhil.
 döhle für dahle, ahd. táha.
 drehen, mhb. dræhen (h = j).
 drohen, mhb. dröuwen (h = w).
 ehe (*matrimonium*), ahd. éwa,

mhd. ê, daraus zerbehnt êhe (ober h = w?).

ehe (*prius*), mhd. ê (Abfürzung von êr), daraus zerbehnt êhe.

ehern, mhd. êrin von êr = erz, zerbehnt eher (also für eher-en).

empfehen, mhd. empfâhen, emphâhen (fâhen = fangen).

empfehlen, mhd. en-pfêhen, vgl. befehlen.

er-wâhnen hat gar nichts mit wânen von wân zu thun, vgl. ahd. gawahan, ki-wahanjan, mhd. ge-wahen, Wurzel wah, wag.

fâhen, mhd. fâhen.

fâhig, zum vorigen.

fehde, mhd. vêhede von vêhen, fassen; und dieß von vêch, Adjectiv, feindselig.

flehern, mhd. vlêhen.

fliehen, mhd. vliêhen.

floh, mhd. vlôch, Genitiv vlôhes.

föhre, ahd. foraha, mhd. vorhe (vgl. befehlen: bevêhen).

froh, mhd. vrô, Nom. Sing. Masc.

vrouwer, auch vrôher (h = w), aber frôlich; mhd. vroelich.

früh, mhd. vruo, vrûeje (h = j), frühling, weil früh auf vrûeje weist.

gâh, ahd. gâhi, mhd. gâch.

ge-deihen, mhd. ge-dîhen.

gehen, gehn, aus mhd. gên zerbehnt.

ge-mahl, ge-mahlin, mhd. gemahel.

ge-ruhen für ge-ruchen, mhd. ge-ruochen; vgl. ruchlos, verrucht.

ge-schehen, mhd. geschêhen.

geweih (vgl. Gewicht in demselben Sinne), mhd. ge-wige (h = g).

heher, ahd. hêhara, mhd. hôher (also nicht hâher).

höhe, höher, vgl. hoch; mhd. hœhe, hôher.

jâh, f. gâh.

krâhe, mhd. kræje (h = j).

krâhen, mhd. kræjen (h = j); vgl. krâchzen.

kuh, mhd. kuo, Plur. kûeje.

lehn, belehnen, vgl. leihen, mhd.

lêhen, belêhenen.

leihen, mhd. lihen.

mâhen, mhd. mæjen.

mahlschatz, mhd. mahelschaz.

mahlstatt, mhd. mahelstat (Gerichtsstätte).

mâhre, ahd. marh, mhd. march (h umgestellt, vgl. môhre, fôhre, befehlen).

mohn, mhd. mâge, ahd. mâgo, früh schon in mân zusammengezogen (h = g ober Dehnungszeichen für môn = mân?).

môhre, ahd. moraha, mhd. morhe (h umgestellt vgl. mâhre, fôhre).

mûhe, mhd. mûeje (h = j).

nach-ahmen, dunkel in Abstammung und daher über das h nicht zu entscheiden.

nahe, nahen, mhd. nâhe, nâhen;

vgl. nach, nachabar.

nâhen, mhd. nâjen.

oheim, ohm (aus ohem), mhd. ôheim, oheim.

quehle (Santquehle), mhd. twehele von twahen, waschen.

rauher, rauh, rauch, mhd. rûch, rûther.

reh, mhd. rêch, rêhes.

reihen, reihe, mhd. rîhen.

reier, mhd. wie nhd. mundartlich reiger (h = g).

roh, roher, mhd. rô, rôwer (h = w).

ruhe, ruhen, mhd. ruowe, ruowen (h = w).

sâhen wäre die von der Analogie geforderte Schreibung für das gebräuchliche säen, mhd. sæjen; vgl. drehen, mâhen, krâhen u. s. f.

sahl-weide für salh-weide, ahd. salaha (Weide; h umgestellt, wie oft bei r und l; vgl. môhre).

schlehe, ahd. slēha.
 schmähen, mhd. smæhen; vgl. schmach.
 schuh, schuhes, vgl. mundartlich schuch, mhd. schuoch, Gen. schuohes.
 schwäher, besser wäre schweher, mhd. swēher; vgl. schwager, schwiger.
 sehen, mhd. sēhen.
 seihen, mhd. sīhen.
 spähen, mhd. spēhen.
 sprehe, mhd. ebenso.
 sprühen, vgl. brühen, blühen.
 stahl, mhd. stahel, zusammengezogen stāl. Ob letztere Form dem neuhochdeutschen stahl zu Grunde liege, wird durch das mundartliche stachl zweifelhaft. Vgl. S. 206.
 stehen, stehn, aus stēn zerbehnt; vgl. gehen, ehe.
 stroh, mhd. strō, Genitiv strōwes (h = w).
 trähne, mhd. trahen Masc., Plur. trehene, daraus das Femin. trähne; vgl. zähre.

truhe, mhd. truhe, truche.
 uhr, lateinisch hora; deshalb mag das h beibehalten werden, obgleich es wahrscheinlich ein Dehnungs-h ist.
 vermählen, vgl. ge-mahl, mahl-schatz.
 weh, wehe, mhd. wê, vgl. ehe.
 wehen, mhd. wæjen (h = j).
 weihe (Vogel), ahd. wiho.
 weihen, mhd. wihen, nebst weihe, weih-nachten, weih-rauch von ahd. und mhd. wi(h), heilig.
 weiher, ahd. wihari, wiwari aus lateinisch vivarium.
 wihern, mhd. wihelen.
 zähe, ahd. zāhi, mhd. zæhe.
 zähre, mhd. zaher, zahir, Masc.; das neuhochdeutsche Wort, Femininum, aus dem Plural, mhd. zehere.
 zehe, mhd. zēhe, ahd. zēha.
 zehn, mhd. zēhen, ahd. zēhan.
 zeihen, mhd. zīhen.
 ziehen, mhd. zīchen, Wurzel zuh, zug.

Nachträge.

Seite 142, Zeile 19 v. o. füge bei: Wisweilen ist ohne strenge Regel (meist vor l und nach Labialen) a in o getrübt, so z. B. in holn (*arcessere*) für haln, sol für scal (vgl. englisch shall), mohte für mahte (Perfectum zu mac „vermag, kann“, z. B. *Nrb.* 1987, 2), gewon (*suctus*) für gewan, von für van (wie noch das Volk meiner fränkischen Heimath spricht) u. a.

§. 160, §. 1 v. o. lies: „Wo jedoch neben der Abschwächung in e der volle alte Vocal“ u. f. f.

§. 162, §. 7 v. o. füge bei: In manchen Fällen wird auch außerdem stummes, ja tonloses e ab- und ausgeworfen. Namentlich häufig und fast regelmäßig wird e zwischen zwei gleichen Consonanten angestoßen, wodurch der Wohlklang nicht wenig gefördert wird, z. B. warte aus wartete, getrett für getretet (Part. Prät. von treten, Transf. zu träten), wäfen für wäfenen (waffnen) u. f. f. Vgl. §. 307.

§. 194, §. 7. v. u. füge bei: Ein häufiges Beispiel ist ferner mh. -bar für mh. -bære (z. B. manbar mh. manbære); das Volk (z. B. in Schwabenland) hat auch hier das sprachgemäße -ber, daher liest man bei Schiller mit echt schwäbischer Betonung „das fürchtbare Geschlecht der Nacht“, lies „fürchtbere“.

§. 199, §. 12 v. o. Auch nach langen Vocalen pflegt die Verdoppelung der Consonanten zu unterbleiben, z. B. muose aus muoste (Perfectum zu muoz „muß“), aus welchem, durch Angleichung von t an s, zunächst *muosse hervorgehen sollte, huote (Perfectum zu hüeten) für huot-te (aus huotete) u. f. f.

Zu §. 202, §. 4 v. u. füge bei: Schrieb man doch ehedem auch die dem dt entsprechende Verbindung gk; eine Schreibung, die bekanntlich längst aufgegeben ward, außer in einigen Familiennamen (Göckingk, Bergk mit gk für g, wie landt für land u. a. mit dt für d).

Zu §. 209, §. 12 v. u. füge bei: Bemerkenswerth ist das Einbringen der niederdeutschen (niederländischen) Wandelung der Gruppe ft in cht in einigen Worten; so haben wir sacht, die niederdeutsche Form, neben dem allein hochdeutschen sanft; nichte für das hochdeutsche niftel (vgl. Nefte, nepos); gerücht für hochdeutsches gerüft, älter gerüefte, ruchbar, ruchtbar für ruftbar, berüchtigt für berüftigt, sämmtlich von ruft älter ruoft (Ruf), vgl. ruf-en, ruof-en; schlucht für das selten noch gebrauchte schluff, zu schliefen Wurzel schluf gehörig. Im Niederländischen ist dieser Wechsel fast überall eingetreten, so in gracht (*fossa*) für graft von graben, achter für hochdeutsch achter (hinter, Comparativ von ab) u. f. f.

§. 244, §. 2 v. o. füge die Anmerkung bei: *) s im Pluralis des Neuhochdeutschen, z. B. „die Genies, die Albas“, ist dem Romanischen entnommen.

Register.

Die deutschen Worte sind, so weit es thunlich war, in der neuhochdeutschen Form angeführt worden. Die Umlaute ä, ö u. s. f. stehen nach den nicht umgelauteten als besondere Buchstaben. Die beigefegte Zahl ist die Seitenzahl.

A (ä f. nach a).

- | | |
|---|--|
| <p>a neuhochdeutsch = mittelhochdeutsch a S. 177; a Dreyung wirkend S. 143; a als Suffix 221.</p> <p>ä durch Zusammenziehung entstanden 158; ä nhd. = nhd. ä, a 180; = nhd. ö 180 f.</p> <p>abenteuer 116.</p> <p>Abgeleitete Verba 217; conjugirt 286 f.</p> <p>Accusativ Singularis 240.</p> <p>Accusativ Pluralis 240.</p> <p>Accusativ adverbial 261.</p> <p>achter 328.</p> <p>Adjectiv, declinirt 255 f.; Stellung und Form desselben im Mittelhochdeutschen 294.</p> <p>adler 115.</p> <p>Adverbia 259 f.; vom Verbum in der Schrift zu trennen 226.</p> <p>aster 328.</p> <p>ai (ay) nhd. für ei 184.</p> <p>Albanesisch 74.</p> <p>Albert, Albrecht 116.</p> <p>allerdings 260.</p> | <p>als dialektisch (gänzlich, immer) 259.</p> <p>Altbastrisch 74.</p> <p>Altbulgarisch 76.</p> <p>Althochdeutsch 95 f.</p> <p>Althochdeutsche Pitteratur 100 f.</p> <p>Altindisch 72.</p> <p>Altnordisch 94 f.</p> <p>Altperisich 73.</p> <p>Alttschisch 98.</p> <p>amboß 190 f.</p> <p>Analogie 60 f., 166.</p> <p>ander 234.</p> <p>Anfangsbuchstaben, große, der neuhochdeutschen Schrift 109.</p> <p>Angelsächsisch 93.</p> <p>ankunft 221.</p> <p>Apostroph 194.</p> <p>A-Reihe des Indogermanischen und Deutschen 134 f., 147; Beispiele 149 f.; A-Reihe des Neuhochdeutschen 173—182.</p> <p>argwon 181.</p> <p>Arier 73.</p> <p>armbrust 116.</p> <p>Armenisch 74.</p> <p>armut 194.</p> |
|---|--|

Artikel, bestimmter, declinirt 251 f.;
 Gebrauch desselben im Mittelhochdeutschen 294 f.
 Aspiraten 196.
 Assimilation 53 f. 56; Assimilation
 neuhochdeutscher Consonanten 209.
 atem 181.
 au nhd. = mhd. û 188 f.; = mhd.
 ou 156. 189; aus aw 156.
 Aufact 308 f.
 Auslaut 59 f. 167.
 Aussprache des Mittelhochdeutschen
 138. 146. 155. 156. 158. 159.
 Aussprache der Consonanten im
 Neuhochdeutschen 204 f.

Ä (æ).

ä nhd. fälschlich für e (è) geschrieben
 174. 175.
 æ Umfang von ä 145.
 æ mhd. = nhd. ä, è 181.
 ähnlich 230.
 äu nhd. = mhd. iu 189; = mhd. öu
 189 f.

B.

b aus w im Neuhochdeutschen 210.
 -bar mhd. -bare 229.
 barfuß 168.
 baß 223 f.
 bedauern für betauern 209.
 beichte 115. 198.
 bersten conjugirt 276.
 Berta 116.
 berüchtigt 328.
 bescheiden 274.
 best 223.
 besser 223.
 betriegen nicht betrügen 281.
 bezichtigen 183.
 bieten 152.
 bin 264.
 birn, birt 284.
 bläuen f. bleuen.

bleuen 187.
 Bismich 77.
 bote 152.
 borkirche 209.
 bräutigam 194.
 Brechung 143.
 brennen 147. 218.
 bresthaft 209.
 brunst 221.
 bursch 116.
 but Wurzel 152.
 büttel 152.

C.

c = k 139.
 Casus des Deutschen 239 ff.
 Casusendungen 336 f.
 Celtische Sprachfamilie 76.
 ch (lh) neben ck (ch) 98. 198.
 ch bewahrt nhd. vorübergehende Vocalkürze
 169; kürzt vorübergehende Länge 169.
 charfreitag s. karfreitag.
 -chen mhd. -kin Deminutivsuffix 225.
 cht für kt im Neuhochdeutschen 328.
 Classification der Sprachen 123.
 Combinirende Sprachklasse 15 f.
 Comparativ, Bildung dess. 222 f.
 Conditionalis, umschrieben 289.
 Conjugation 262—288.
 Coniunctiv s. Optativ.
 Consonanten. Geschichte (Leben) der
 Consonanten 54 ff. Consonanten des
 Mittelhochdeutschen 139. 195—201;
 des Neuhochdeutschen 201—211.
 Consonantenausstoß 156 ff.
 Consonantenverdoppelung ver-
 mieden im Mittelhochdeutschen 199 f.,
 328.
 Consonantische Lautgesetze 199 f.
 Mittelhochdeutsches Auslautgesetz 200.
 Construction der Sätze, eigenthüm-
 lich im Mittelhochdeutschen 299 f.
 Culturzustand des indogermani-
 schen Urvolkes 84 f.; des deut-
 schen Grundvolkes 92.

D.

darf conjugirt 285.
 Dativ Singularis 240.
 Dativ Pluralis 240; Dativ Pluralis
 adverbial 260.
 dauern (*aegre ferre*) für tauern 209.
 Declination 236 f. Verschiedenheit
 derselben 238 f. 241 f. Paradigmen
 243 f.
 deiswâr, dêswâr 288.
 Deminutiva, -Bildung derselben 224 f.
 Demonstrativpronomen, fehlend
 vor dem Relativpronomen im Mittel-
 hochdeutschen 296 f.
 demüt 115.
 Dehnung kurzer Vocale im Neuhoch-
 deutschen 166 f. Ausnahmen erhal-
 tener Kürze 167, vor ß, ch und
 doppelter Consonanz 169.
 der, das, die declinirt 251 f.
 déro 253.
 dëster 252.
 desto 252.
 deuchte nicht dünkte 283.
 Deutsch, Erklärung des Wortes 86 f.
 Anmerkung 197.
 Deutsche Grundsprache 88 f.
 Deutsche Lautverschiebung (Laut-
 verschiebung der deutschen Grund-
 sprache) 88 f.
 Deutsche Sprache; über die deutsche
 Sprache im Allgemeinen 86—95.
 Deutsche Sprachfamilie 86—95.
 Schematische Darstellung derselben 94.
 Dialecte f. Mundarten.
 dicht mhd. dîhte 151.
 dienst 115.
 dierne 115.
 Dietrich 115.
 dich 258.
 dig, dih Wurzel 151.
 dingen conjugirt 278.
 dirne 115. 188.
 diser declinirt 254 f.

diu mhd. 252.
 docht 181.
 dreschen conjugirt 276.
 dt im Neuhochdeutschen 202.
 Dualis 237. Dualis des Personal-
 pronomens 259.
 dünken conjugirt 283.
 durchlaucht 220. 287.

E.

e Umlaut von a 144 f.
 e (ä) nhd. (ausgesprochen wie ä und
 wie ë) = mhd. e 177 f.
 e vor r nach au im Neuhochdeutschen
 eingeschoben 189.
 e der Endsilben im Mittelhochdeutschen
 158—165.
 e der neuhochdeutschen Endsilben, Aus-
 fall desselben u. s. f. 193.
 e fällt im Mittelhochdeutschen zwischen
 gleichen Consonanten aus 328; e
 mhd. = ahd. o (Adverbialendung)
 261.
 ë aus i 143; = nhd. e (ä) und ë
 174. 183.
 ê 141.
 ei 138.
 ei, ê mhd. = ei, ê nhd. 184.
 ei nhd. = mhd. i 183 f.; = mhd. ei
 184.
 ei durch Zusammenziehung aus age,
 ege entstanden 157. 158.
 eidam 194.
 Eigennamen declinirt 258.
 eilf 233.
 eimer 186.
 Einsilbige Worte wechselnder
 Quantität, ihre Betonung im
 Mittelhochdeutschen 165.
 einst 259 f.
 Eintheilung der Consonanten
 195—196.
 Eintheilung der Verba 270. 272 f.
 Einverleibende Sprachen 17 f.
 ekel 210.

Elbeslawisch 78.
 elf s. eilf 233.
 empf- aus ent-f- 209.
 empor 209.
 en s. ne.
 Endsilben des Mittelhochdeutschen 158—165. Volle Vocale in denselben erhalten 160. Zwei Consonanten in den Endsilben machen keine Position 162.
 enk österreichisch (auch) 259.
 Entstehung der Sprache 37 f.
 -er Suffix 221 f.
 er älter ir im Plural der Neutra 244 f.
 er, es, sie declinirt 254.
 Franische Familie 73.
 ereignis für eräugnis 190.
 erfrören Transf. zu erfrieren 218.
 erhaben neben erhoben 220. 283.
 -erl. Diminutiva bildend 224 Anmerk.
 erlaube 153.
 erlaucht 220. 287.
 ermorderöt 288.
 erste 234.
 eß österreichisch (ihr) 259.
 eu nhd. = mhd. iu 156. 187; = öu 190.
 euch 259.

F (vgl. V).

f neben pf 98 f. 198; = ursprünglich p 99.
 f und v im Mittelhochdeutschen 140; im Neuhochdeutschen 210.
 Familien des indogermanischen Sprachstammes 72 f. Ihr Verhältnis zu einander 79 f.
 fand, vand Wurzel 149.
 fändrich 211.
 fast 261.
 fastnacht 211.
 feind 219.
 Flectirende Sprachen 19 f.
 liegen 152.

fließen 153.
 flöß, flößen 153.
 flug, vlug Wurzel 152.
 flügel 152.
 flügge 152.
 fluß, vluß Wurzel 153.
 fordern, fördern 210.
 Form der Sprache; Unterschied von Laut, Form, Function 9 f. Ueber die verschiedenen Formen der Sprache 11 f. Form der Ursprachen 44 f. Verfall der sprachlichen Form 61 f.
 Formeln zur Darstellung der sprachlichen Formen 12 f.
 Formenlehre s. Morphologie.
 Friedrich s. Fridrich.
 Fridrich 115.
 freund 219.
 Function; Unterschied von Laut, Form, Function 9 f. Function der Worte, im Mittelhochdeutschen oft verschieden von der des Neuhochdeutschen 291 f.
 Functionslehre 126.
 fünfzehn, fünfzig 175.
 fürbaß 223 f.

G.

g fällt aus 158.
 gan conjugirt 285.
 gän conjugirt 284.
 gären 198.
 ge- 220.
 gedakt 287.
 gedeihe 151.
 gedigen 151. 220.
 gegeben 220.
 gelübde 153.
 Genitiv Singularis 241; adverbial 259 f.
 Genitiv Pluralis 241.
 Genitiv, Gebrauch desselben im Mittelhochdeutschen 295 f.
 gerücht 328.
 geruhen 115. 207.

Geschichte der Sprache s. Leben
der Sprache.

gespan 115.

gespenst 115.

getrost 220, 287.

gewarnöt 288.

gift 221.

gischt 198.

gk = g in der älteren neuhochdeut-
schen Schreibweise 328.

glauben 146, 153.

Gottilf 118 f.

golden 176.

Gotisch unrichtige Schreibung 91 f.

Gotisch 90 f.

grab Wurzel 150.

graben 150.

gracht 328.

Grammatik, ihr Wesen und ihre
Theile 122 f.

Griechische Sprachfamilie 74.

gröst 223.

grübele 150.

gruft 150.

grummet 115.

Grundsprachen des indogermani-
schen Sprachstammes 79 f.

gulden 176.

gülden 176.

gunst 221.

H.

h = ursprünglich k 99.

h mhd. stets auszusprechen 139. Deh-
nungs-h der neuhochdeutschen Schrift
170.

h im Neuhochdeutschen 206 f. Worte
mit echtem h im Neuhochdeutschen
325 f.

haben conjugirt 288.

haber 209.

hafer s. haber.

-haft (-haftig) 229.

hal Wurzel 149.

Hebung 301 f.

heiland 219.

heimat 194.

Heinrich 116.

heint 260.

-heit 229.

helen 145.

helle 149.

helm 149.

hemde 178.

herberge 167.

herzog 167.

heuer 260.

heuschrecke 115.

heute 260.

hlu Wurzel 154.

Hochdeutsche Lautverschiebung
96 f.

Hochdeutsche (Oberdeutsche) Sprache
95—117.

Hohton 164.

hol 149.

hölle für helle 149.

hübsch 115, 145, 176.

hülfe neben hälfe 278.

hülle 145, 149.

hundert 234.

Huzváresch 74.

I.

i, zweierlei im Deutschen 136; i für e
in den Endsilben 162.

i, j-Umlaut wirkend 144 f.

i im Neuhochdeutschen 173 182 f.

i Suffix 221.

i 138.

i durch Zusammenziehung entstanden
158.

i mhd. = nhd. ei 183 f.

ie = io aus in. 143.

ie Zusammenziehungsproduct 156 f.; in
republicirten Perfectformen 157; im
Mittelhochdeutschen wie i-e (nicht wie
i) auszusprechen 158.

ie mhd. = nhd. ie 187, 191. Unter-
scheidung von nhd. ie und i 188.

ie im Neuhochdeutschen fälschlich für i geschrieben 171 f.
 ie und i in neuhochdeutschen Worten 318 f. Anh. III, 1.
 ie, iht, iemer, iemen in abhängigen Sätzen = nie, niht u. s. f. 298 f.
 Illyrisch s. serbisch.
 im, ir, in reflexiv 258.
 immer 187.
 Imperfectum s. Perfectum.
 -in Deminutivsuffix 225.
 Indicativ, Bildung desselben 267 f.
 Indische Sprachfamilie 72.
 Indogermanisch und Semitisch in ihrer Form verglichen 22 f.
 Indogermanischer Sprachstamm 71—86. Schematische Darstellung desselben 81.
 Indogermanisches Urbvolk 82 f.
 Infinitiv, Bildung desselben 220 f.
 io aus iu 143.
 ir als Possessivpronomen 257.
 Iranische Familie s. Cranische Familie.
 I-Reihe des Indogermanischen und Deutschen 137. 148. Beispiele 151.
 I-Reihe des Neuhochdeutschen 182 bis 185.
 iro 254.
 Isolierte Sprachen 12 f.
 Italische Sprachfamilie 75.
 iu Umlaut von ü 145. Zweierlei iu im Deutschen 146; Aussprache dess. 139 Anmerkung.
 iu mhd. = nhd. eu 187.
 iw zu iuw 155 f.
 iwre, iwren 201.

J.

j mhd. 198.
 ja Suffix 221.
 je 187.
 jeglich 188.
 jemand 188.
 jetzt 210.

K.

k, ck neben ch 98. 198.
 kan conjugirt 286.
 karfreitag, karwoche 115.
 keck 183.
 -keit 229 f.
 Keltisch s. Celtisch.
 -kin nhd. -chen Deminutivsuffix 225.
 Kirchenslawisch s. Altbulgarisch.
 Kleinerussisch 77.
 komen conjugirt 276.
 köder 210.
 Konrad 116.
 Kroatisch 77.
 Kürzung ursprünglich langer Vocale im Neuhochdeutschen 169 f.

L.

lade lud, und lade ladete 274.
 Lange Stammfalten des Mittelhochdeutschen 161.
 lärm 116. 178.
 last 221.
 Lateinisch 75.
 Laut; Unterschied von Laut, Form, Function 9 f. Leben der Laute 49. 71.
 laut 154.
 lauter 154.
 Lautlehre 125.
 Lautverschiebung 88 f. 96 f. Schematische Darstellung der Lautverschiebung 97. Uebersicht derselben 100.
 läuten 154.
 leben 151.
 Leben der Sprache 33 f.
 Lehnworte und Fremdworte 114. 116.
 leib 151. 184.
 leichnam 178.
 leim 184.
 -lein, -li, -l Deminutivsuffix 224 f.
 lëren 141.
 lernen 141.
 Lettisch 78.

leumund 154.
 lb Wurzel 151.
 -lich 230; -lich als Übung von Ab-
 verbien 261.
 lieb 153.
 liederlich (besser lüderlich) 182.
 -lingen, -lings Adverbia bibend 261.
 Linguistik 122 Anmerk.
 Litauische Sprachfamilie 78.
 lob 153.
 losen (hören) 154.
 löschen conjugirt 276.
 lub Wurzel 153.
 lügen 188.
 Luthers Verhältnis zur neuhochdeut-
 schen Schriftsprache 107.

M.

m im Auslaute nhd. zu n 210 f.
 mac conjugirt 286.
 mal Wurzel 150.
 malen 150. 166. 274.
 manch, mancher für mang, manger
 162.
 Marbach 168 Anmerk.
 Marburg 168 Anmerk.
 marschall 168 Anmerk. 209.
 marstall 168 Anmerk.
 maß Wurzel 214.
 matt 116.
 maulwurf 117. 150.
 Medium 262 f.
 meist 158. 224.
 mel 150.
 melke, molk 278,
 menge 162.
 mër 157. 224.
 merrettich 168.
 Metrif mhd. 300—317.
 mette 116.
 mich 258.
 michel 157. 224.
 mieder 182.
 milbe 150.
 minder, mindest 224.

minze 177.
 Mittelhochdeutsch 102 f.
 mittels(t) 211. 260.
 Moduselemente 266 f.
 molte 150.
 monat 194.
 Morphologie 11 f. 126.
 mulm 150.
 Mundarten, deutsche der Jetztzeit
 109 f.
 muoz conjugirt 286.
 müle 150.
 München 176.
 münze 177.

N.

n der 1. Pers. Pluralis kann mhd. ab-
 fallen 266.
 n f. ne.
 -n Suffix 222.
 nachbar 115. 194.
 nachtigall 194.
 nachts 260.
 nären 218.
 nd nhd. aus nn 221. 224.
 ne, en, n beim Verbum im negativen
 Satz 298; in der Function „daß
 nicht“ 298.
 nedst 260.
 nennen 198. 218.
 Neueranisch (Neuperisch u. f. f.) 74.
 Neuhochdeutsch 104 f.
 Neuhochdeutsche Vocale 165—194.
 Neuhochdeutsche Consonanten 201
 bis 211.
 ng mhd. wie ng-g zu sprechen 139.
 Nibelungenstrophe 314 f.
 nichte 328.
 nie 187.
 Niederdeutsch 93.
 Nomen und Verbum 285 f.
 Nominale Declination 241 f.
 Nominalstämme 219 f., 238. 241.
 Nominativ Singularis 240.
 Nominativ Pluralis 240.

Nordisch 94 f.
-nt als Endung der 2. Pers. Plur. 266.
nur 288.

O (ö f. nach o).

o aus u 143.
o aus ö, i nach w 140.
o nhd. = mhd. u 175.
o nhd. = mhd. o 177. 186.
-o ahd. = mhd. -e Adverbialendung 261.
ô 141 f. ô mhd. = ô, o nhd. 190.
obrist 223.
odem 181.
Optativ, 266 f. Optative des Perfects schwankender Bildung im Neuhochdeutschen 276 f. 278 f.
Ordinalzahlen 234.
ou 138; ou mhd. = uhd. au 189.
ow zu ouw 155 f.

Ö (œ).

ö Umlaut von o 145.
ö nhd. für ë 175; = mhd. ü 175 f. 186; ö nhd. = mhd. ö 177; misbräuchlich für e (ä) 179.
öu Umlaut von ou 146.
öu mhd. = nhd. äu 189 f.
œ Umlaut von ô 145.
œ mhd. = langem ö nhd. 190; = ö 191.

P.

Parsi 74.
Participien, Bildung derselben 219. 221.
Perfecta als Präsientia 285 f.
Perfectum, zusammengesetzt 280; Conjugation desselben 268. Bildung des Perfectstammes 270 f. Perfectum der Stammverba mittels Reduplication gebildet 157; als echtes Perfect und Plusquamperfect 226.
Personalendungen 262 f. Tabelle derj. 269.

Personalpronomen declinirt 258; im Mittelhochdeutschen beim Verbum bisweilen fehlend 297.

pf neben f 98 f. 198.

pfingsten 116.

pflanze 116.

Philologie im Unterschiede von Clottil 118 f.

pilger 116.

Pluralbezeichnung 287.

Polnisch 77.

Possessivpronomina 257.

Präsens, Abwandlung desselben 267 f.

Bildung des Präsensstammes 272;

im Mittelhochdeutschen als Futurum 226.

Präteritum f. Perfectum.

preshaft f. bresthaft.

Preussisch 78.

Pronominale Declination 251 f.

Q.

queecke 183.

quecksilber 183.

quer 209.

R.

r für s im Neuhochdeutschen 209.

r aus s entstanden 198 f.

reif 184.

Reim im Mittelhochdeutschen 311 f.

Relativsätze vorausgestellt im Mittelhochdeutschen 299.

reuter 185.

-rich 231.

Romanische Sprachen 75 f.

rost 166.

rotz 186.

ruchbar 328.

ruchlos 207.

Runenschrift 92.

Russisch 77.

rt, rd nhd., deñnen oft den vorhergehenden Vocal 169.

S (β f. nach s).

- s Aussprache im Mittelhochdeutschen 140. 196.
 s mit r wechselnd 198 f.; mit sch wechselnd im Neuhochdeutschen 205 f.
 s zwischen den Gliedern der Zusammensetzung 228.
 -s als Adverbialendung 260.
 Sächsisch 93.
 saecht 328.
 -sam 231.
 Samstag 116.
 Sanskrit 73.
 Saßbau, Geschichte dess. 68 f. Lehre vom Saßbau, Syntax 127; mhd. Syntax 291 f.
 saufe mhd. süße 154.
 sauge mhd. süge 154.
 sch aus s im Neuhochdeutschen 205 f.
 -schaft 231 f.
 schallen 278.
 scheinen mhd. schinen 151.
 schin Wurzel 151.
 schließen (schlüpfen) 282.
 schlucht 328.
 schon 261.
 Schreibung der nhd. Schriftsprache 108 f. (sogenannte deutsche Schrift, große Anfangsbuchstaben); 170 f. (Dehnungs-h, Doppelvocale, ie); 201 f. (Consonantenverdoppelung dt, th); 204 f. (β und ss); 203 (Schreibung griechischer und lateinischer Worte).
 Schriftsprache, neuhochdeutsche, Entstehung derselben 105 f.
 schrirn 280.
 „schwach“ und „stark“ als grammatische Bezeichnung 219. 242; „schwache Form“ der Nomina 322; „schwache Verba“ 219.
 schweigen transf. 218.
 segen 116.
 (ihr) seid für seit 284.
 sein conjugirt 284 f.

Schleicher, deutsche Sprache.

- selbst 260.
 Semitischer Sprachstamm 21 f.
 senden conjugirt 287.
 Senkung 306 f.
 ser 115.
 Serbisch 77.
 setzen 217.
 sich 258. 259.
 sin (wäsen) conjugirt 284.
 singrün 117.
 Slawe nicht Slave 210.
 Slawische Sprachfamilie 76.
 Slowenisch 77.
 sol conjugirt 285.
 solt 264.
 Sorbisch 78.
 spanferkel 115.
 Spessart 227.
 spirn 280.
 spitzfündig 176.
 Sprachbildung und Geschichte 35.
 Sprache; über die Sprache im Allgemeinen 4 f.
 Sprachengeschichte f. Leben der Sprache.
 Sprachfamilien 27 f.
 Sprachgefühl 62 f.
 Sprachliche Geographie 42 f.
 Sprachphilosophie 118.
 Sprachstämme 26 f.
 Sprachstamm 27 f. Vgl. 57 f. Aufzählung einiger Sprachstämme 32.
 Sprachverwandtschaft 26 f. 57 f.
 Sprachwissenschaft, von derselben im Allgemeinen 117—128. Gliederung derselben 122 f.
 sta Wurzel 215.
 stak besser stekte 276 f.
 stän conjugirt 284.
 stand besser stund 274.
 stand secundäre Wurzel 215.
 „stark“ und „schwach“ als grammatische Bezeichnung 242. 322; „starke Verba“ 219.
 staub 153.
 Stämme f. Wortstämme.

steg 151.
 stegreif 151.
 steig 151.
 steigen 151.
 Steigerung der Vocale 132 f.
 steil (steigel) 115. 151.
 sterben transf. 218.
 stieben 153.
 stifel 116.
 stig Wurzel 151.
 stub Wurzel 153.
 Stummes e des Mittelhochdeutschen
 161 f.; Ausfall desselben 162.
 Superlativ, Bildung desselben 222 f.
 sucht 221.
 auf Wurzel 154.
 sug Wurzel 154.
 sungen alte Form für sangen 278.
 sündflut 117.
 swär, swaz 254.
 swiu 254.
 Symbolische Bezeichnung der
 Beziehung (Flexion) 20 f.
 Syntactisches 291—300.
 Syntax vgl. Satzbau.

ß (vgl. z).

ß bewahrt mhd. vorübergehende Vocal-
 kürze 169; vertilrt vorübergehende
 Länge 169.
 ß mhd. für mhd. z 209.
 ß und ss (s) im Neuhochdeutschen 322 f.
 Anhang III, 2.

T.

t eingeschoben und zugesetzt im Neuhoch-
 deutschen 211.
 t Suffiz 221.
 ta Wurzel 150.
 tafel 116.
 tar conjugirt 285.
 tät 150.
 teutsch unrichtige Schreibung für deutsch
 197.

Tiefen 164.
 Tonloses e des Mittelhochdeutschen
 161 f.
 Tonverhältnisse des Mittelhochdeut-
 schen 161—165.
 tor 166.
 touc conjugirt 286.
 traun 260.
 triefen 153.
 tropfe 153.
 truf Wurzel 153.
 trügen für triegen 188.
 Tschechisch 77.
 -tum (-thum) 232.
 turm 211.
 tuon conjugirt 284.

U (ü f. nach u).

u, zweierlei im Deutschen 136.
 u im Neuhochdeutschen 175. 185.
 û 137 f.
 û mhd. = mhd. au 188 f.
 U-Reihe des Indogermanischen und
 Deutschen 137. 148. Beispiele 152 bis
 154. U-Reihe des Neuhochdeutschen
 185—190.
 Umlaut 144 f.; Unterbleiben desselben
 146; Wegfall desselben 146. 147.
 Umschreibung als Ersatz früher vor-
 handener einfacher Sprachformen 66 f.
 un- 227.
 unbäblich 209.
 unde, unt relativ im Mittelhochdeut-
 schen 297.
 Uneigentliche Zusammensetzung
 227 f.
 unpäblich f. unbäblich.
 Untrennbare Partikeln (ge-, be-,
 er- u. f. f.), Betonung derselben im
 Mittelhochdeutschen 165. 308.
 unversert 115.
 uo 138 f.
 uo mhd. = mhd. û, u 181 f.
 Urseite der Indogermanen 82 f.

Ursprachen 44 f.
Ursprüngliche Vielheit der Sprachen 38 f.

Ü.

ü Umlaut von u 145.
ü im Neuhochdeutschen 175. 186.
ü für i im Neuhochdeutschen 173. 183.
üe Umlaut von uo 146.
üe mhd. = nhd. ü, ü 182.

V (vgl. F).

„Vater unser“ 257.
Verbaßstämme im Deutschen 217.
Verba perfecta im Mittelhochdeutschen 297 f.; durch ge- gebildet 220. 226.
Verbum im Singular bei Substantiven, die mit „und“ verbunden sind im Mittelhochdeutschen 298.
verderben 180. 218.
Verdoppelung ursprünglich einfacher Consonanten im Neuhochdeutschen 168 f.
Verdoppelung langer Vocale in der neuhochdeutschen Schreibung 171.
Vergessene Zusammensetzung 228 f.
verleumden 187.
vernunft 221.
verrucht 207.
Verschluß im Mittelhochdeutschen 311 f.
verteidigen 158.
verwegen, verwogen 275.
vier 157.
Vocale, Geschichte (Leben) der Vocale 49 f. Vocale des Deutschen, speciell des Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen 131—194; der indogermanischen Sprache 132 f. Zusammenstellung der Vocale des Mittelhochdeutschen 148. Vocale der mittelhochdeutschen Endsilben 158—165. Vocale des Neuhochdeutschen 165—194.

Vocalreihen des Indogermanischen und Deutschen 133 f. 147 f. Beispiele 149 f.; des Neuhochdeutschen 173 bis 192. Uebersichtstabelle 192.
Vocalverschmelzung im mittelhochdeutschen Verse 308.
vogt 116.
vürhte conjugirt 287.

W.

w zu uw gespalten 155 f. Aussprache des w 155. 156. Fällt mhd. weg im Auslaute 156.
w im Neuhochdeutschen 201.
wesen 288.
wagen 166.
Wanderungen der Indogermanen 82 f.
ward und wurde 277 f.
wäder 254.
weg Substantiv 221.
weg (hinweg) 168.
welch 254.
wer declinirt 253.
wäsen (ein) conjugirt 284.
weiz conjugirt 286.
wachsen 180.
wil conjugirt 286.
wildbret 181.
wilt 264.
wimper 209.
Wortstämme im Deutschen 211—234.
Wortstamm im Unterschiede vom Worte 212 f. Bildungsweisen derselben 215 f.
Wortstellung frei im Mittelhochdeutschen 294 f. 299.
wolf 136. 214.
wurde und ward 277 f.
Wurzeln im Deutschen 214.
würke conjugirt 287.

Y.

y im Neuhochdeutschen 172.

Z (z f. nach z).

z nhd. für mhd. t (vor w) 209.
 Zahlwort 232 f.; declinirt 257.
 Zehn f. Altbaltrisch.
 ziegel 116.
 -zig in Zahlworten 233.
 zuber 185.
 zunft 221.
 Zusammenfügende Sprachen 14 f.
 Zusammenfügung 225—234.

Zusammenziehung nach Conso-
nantenausstoß 156—158.

zwanzig 184. 233.
 zwar 262.
 zwiu 258.
 zwölf 233.

z (vgl. ß).

z Aussprache 140. 196.
 z (ß) neben z (tz) 98. 197 f.